r.
97

ER

aren
dere
am

Austr. 2897 t

23/2

Austr. 2897 t

DIE MAGYAREN

UND

ANDERE UNGARN.

G

121 640 F

DIE MAGYAREN

UND

ANDERE UNGARN

VON

FRANZ VON LÖHER.

Bayerische Staatsbibliothek München

LEIPZIG,
FUES'S VERLAG (R. REISLAND).
1874.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VORREDE.

„Ich brachte die Liebe zu meinem Volke mit und den Stolz ein Deutscher zu sein“ — so begann ich im Jahre 1847 auf der Reise in Cincinnati meine „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“, und schloss mit dem Hinweis, dass Deutschland bald wieder seine alte Hegemoniestellung in der Mitte Europas einnehme. Wie haben damals Yankees und Landsleute dieser Worte wegen gehöhnt und gespottet! Jetzt strömen mir von allen Enden der Vereinigten Staaten Briefe und Druckschriften zu über den fröhlichen Aufschwung der Deutsch-Amerikaner.

Als mein Werk „Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, acht Bücher niederländischer Geschichte“ von Holländern übersetzt wurde, glaubten sie Natur und Volk der Niederländer wie im treuen Spiegel darin wiederzuerkennen, und wenn die Stelle in der Einleitung „Die lange Trennung scheint allmählig zu enden: das Völkergewissen zieht und fügt leise wieder zusammen, was zusammengehört“ im Jahre 1861 noch ein wenig anstiess, so finden jetzt Viele der Besten dort unten an den Rheinmündungen diesen Gedanken ganz natürlich.

Noch jüngst meinte das Londoner Athenäum in meiner Schrift „Aus Natur und Geschichte von Elsass-Lothringen“ „in its discription of the country and its inhabitants a wonderfully accurate and thorough knowledge“ zu finden, und auch die berühmte Feder eines geborenen Elsässers versagte nicht ihr Wohlwollen.

Es thut mir wahrlich noth, solche und andere Beispiele mir vorzuhalten, um den Magyaren nicht am Ende selbst zu glauben, in Völkererkenntniss wäre ich mit unseliger Blindheit geschlagen. Welch ein wüthendes Geschrei und Gelächter haben ihre Blätter über jeden meiner harmlosen Ungarn-Artikel in der Allgemeinen Zeitung angestimmt! Aber warum erhielt ich denn von ganz Unbekannten aus Oesterreich Ungarn und Siebenbürgen Zuschriften, ich möge den Magyaren doch noch etwas mehr die Wahrheit sagen? In Folge aber der Angriffe und Zustimmungen ist allmählig dieses Buch entstanden.

Sollte es denn wirklich jahrelanger Studien bedürfen, um ungarische Zustände zu verstehen? Da kann ich mit einem guten Beispiel aufwarten. Seit langer Zeit hat den Magyaren kein Buch so gefallen, als die „Ungarische Landwirthschaft“ von Dr. Heinrich Ditz, und einer ihrer Lobredner, Patterson, sagt in seinem Werk The Magyars: Ditz habe auf diese „admirable treatise, the one most marked by a spirit of fairness and impartiality, und accuracy without the dryness of a statistican“ zwei Jahre Studiums in Ungarn selbst verwandt. Nun, Dr. Ditz ist mein Neffe, und hat sein Buch von Anfang bis zum Ende in meinem Hause geschrieben, nachdem er gerade ganze zwei Monate in Ungarn gewesen. In Wirklichkeit liegt Ungarn noch immer wie ein Neuland in der Kulturgeschichte, gleich einer offenen Tafel vor uns, auf welcher man leicht überblickt, was sich da bewegt und abschattirt. Und die meisten Magyaren selbst sind so stolz und offen und erzgegossen in ihren Ideen und Ansichten, dass Jeder, der sie nur ein bischen kennt, gleichsam ein schönes Klavier vor sich hat von wenigen, aber elastischen Tasten: schlägt man eine Taste an, jedesmal erfolgt der erwartete Ton.

In der ungarischen Abtheilung gab es auf der Wiener Weltausstellung nur magyarische Aushängeschilder: sah man nun bei den besten Erzeugnissen näher zu, so fanden sich deutsche Namen wie Herz Posner Hölzl Schmidt Grüneberg Goldberger Ellinger Rupprecht Koller Heller Dörner Fischer

Oberbauer Egger Goldschmid Michl Kramer Herold Bausek Klein Bleyer. Man glaubte irgendwo in Deutsch-Oesterreich zu sein, und sah nichts hervorstechend Magyarisches mehr, es seien denn Flaggen, ausgestopfte Honvéds, und ein bischen uralte Hausindustrie der Steppenregion.

Was aber soll wohl ein Deutscher denken, wenn er in der gelesensten Zeitung Ungarns, in einer Julinummer des Pester Lloyd dieses Jahres, Stellen wie folgende findet: „Das ungarische (magyarische) Volk hat den Staatsgedanken, von welchem dem deutschen Kulturvolke noch immer nicht träumen will, bereits vor tausend Jahren erzeugt, und denselben bis auf die Gegenwart herab energisch, entschieden und klar vor Augen gehalten. Dieser Staatsgedanke macht uns (Magyaren) zu einer Nation, dieser hat uns politische Reife, politisches Leben, politische Kraft verliehen und uns zu Herren dieses Landes gemacht. . . . Wenn die Ungarn (Magyaren) gegenwärtig gegen das Deutschthum etwas energischer auftreten, als dies jemals früher der Fall war, so liegt der Grund hierzu einerseits in dem auch seitens der Deutschen in „Reich“ unvernünftiger Weise genährten Nationalitätenschwindel: andererseits aber ist es eine Reaktion gegen die bodenlose Aufgeblasenheit, Selbstsucht, und Hoffahrt, welche sich mancher Deutschen seit dem letzten Kriege bemächtigt hat.“ Liest und hört man dergleichen Wunderlichkeiten in Ungarn tagtäglich, so fühlt man sich unwillkürlich versucht, nachzuforschen, was für Geisteskinder diese Magyaren eigentlich sind, und das führt dann von selbst in Natur und Geschichte der verschiedenen Völkerschaften Ungarns hinein.

Ohnehin sind wir Deutschen jetzt — wo Franzosen und Jesuiten in aller Welt gegen uns hetzen — genöthigt, all die Völker rings am Rande unseres Gebiets näher zu studiren, und ihre Instinkte und Machtstellung uns klar zu legen. Ungarn aber, dessen innere Zustände in Deutschland noch sehr wenig bekannt sind, liegt vor unsern Thoren, ist unser uraltes Kultur- und Handelsgebiet, und sein Hauptvolk jetzt von

eigenthümlicher Bedeutung für Oesterreichs Politik. Insbesondere aber handelt es sich darum, ob dort nahezu zwei Millionen unseres eigenen Volksstammes, die auf nicht unwichtigen Aussenposten stehen, in ihrer deutschen Sprache und Bildung von Magyaren sollen unter die Füsse getreten werden?

Nur gegen solche ungerechte und gewaltsame Magyarisirung, die verderblich an Ungarns Kräften zehrt und schwer seine Zukunft schädigt, kämpfe ich. Im Uebrigen wird jeder redliche Magyar sagen müssen, dass Niemand das Edle und Tüchtige in seinem Volke freudiger anerkennt, und kein Fremder wärmer für Ungarns Heil und Aufschwung sich interessiren kann, als der Verfasser dieses Buches.

München, im September 1873.

Franz v. Löher.

INHALT.

Seite

Kap. I. **Eintritt in Ungarn.** 1
Weltstellung der Deutschen. Völkergemisch an der Donau. Magyarische Sprecher und Wienerinnen. Donau und Rhein. Flusslandschaften. Historische Erinnerungen. Pest's Aufschwung und magyarische Hoffnungen. Pester Herrlichkeiten. Deutsch und magyarisch. Maskirte Deutsche. Judenmacht. Prunksucht. Allerlei Volk und Unsitte. Jugend und Wagen. Die letzten fünfzig Jahre. Bewundernswerthe Leistungen. Politik der Furcht. Vertuschen. Specktoilette. Nation und Nationalitäten. Aus dem Abgeordnetenhaus. Amerikanische Luft. Margaretheninsel und Blocksberg. Rück- und Ausblick.

Kap. II. **Landes- und Volksnatur.** 18
Durch die grosse Ebene. Magyarische Einwanderung. Geographische Gegensätze. Vielgestaltiges Landgebiet. Naturbestimmung und Geschichte. Römerzeit. Völkerwanderung. Ungarn's Weltstellung. Turanische Völker. Herkunft der Magyaren. Grossslavische Pläne. Arpád's Züge. Allerlei Ideen. Historisches Verhängniss. Verdienst der Magyaren. Ihre alte Kriegsweise. Kämpfe mit den Deutschen. Magyarische Anschauung. Grosse Zeit der Magyaren.

Kap. III. **Ungarns Mittelalter.** 32
Einführung des Christenthums. Gefangenenmenge. Deutsche Ritter. Blutmischung. Sechs Völkerschaften. Ungarische Kriege und Könige. Eindringen der Kultur. Sprachrückweise. Nachbildung deutschen Staats- und Rechtswesens. Politisches Talent. Blutiges Parteitreiben. Geringer Einfluss auf Europa. Kaiserliche oder päpstliche Oberherren. Mongolennoth. Ungarn unter Königen von aussen her. Vier Perioden derselben Eintheilung der ungarischen Geschichte. Hunyady und Mathias. Ungarns traurigste Zeiten. Rolle Siebenbürgens. Nationale Aufstände. Adelsverschwörungen. Tragische Verwicklung.

Seite

Kap. IV. **Das neue Ungarn.** 50
Anfänge besserer Verwaltung. Beharren der Volksnatur. Gunst und Ungunst der Magyarenheimath. Frage an die Neuzeit. Ungarische Adelsrechte. Maria Theresia. Einschlummern des Magyarenthums. Kaiser Joseph II. Durchbruch modernen Staatslebens. Liberale und nationale Bewegung. Die französischen Revolutionskriege. Selbsterkenntniss. Geburtsjahr des neuen Ungarn. Reformen Oesterreichische Staatskunst. Die Adelsgenossenschaft. Vorbild für das liberale Europa. Drei Richtungen. Kampfmittel. Umwälzung, Niedergang, Auferstehung. Nationale Gegensätze.

Kap. V. **Auf der grossen Ebene.** 62
Musterkarte von Völkern. Debreczin. Pest und die Magyarenstädte. Stadtgebiete. Ungarn noch Neuland. Städtisches Dorfleben. Entschuldigungen. Kossuth und die Unabhängigkeitserklärung. Hauptfrage. Handels- und Geschäftssprache. Das Zeltlager der Steppe. Dorfungeheuer Abneigung gegen Aussiedeln. Vorwände und Ursache. Zeugniss der Geschichte. Die Nationalitäten unter den Heiligen. Landwirthschaftliche Fortschritte. Amerikanische und magyarische Städte. Nyiregyháza. Magyarendorf am Morgen. Kleinruthenien. Verschiedene Volkswirthschaft. Frauentracht. Fragliche Wälder. Betrachtung eines Postschaffners. Beregszász. Anblick der Karpathen. Munkács.

Kap. VI. **Pustenvolk.** 79
Falsche Vorstellungen. Die Jahreszeiten im Pustenland. Uebergang zum Ackerbau. Fruchtfülle und Armuth. Künstliche Bewässerung. Eindruck des Unermesslichen. Einförmigkeit. Naturreiz. Einwirkung auf das Volk. Verkennung des magyarischen Bauers. Leere des Magyarendorfs. Armselig Handwerk. Raubbau. Das Bauerngut Sache. Quadratmeilengüter und Zwergbauern. Pustencharakter und nationale Gewöhnung. Gleichmuth. Verschiedenes Selbstgefühl. Grossmannssucht. Gutherzigkeit. Häuslicher Sinn. Kenntnisse. Verschiedene Thierbehandlung. Hausthiere der Ebene. Gelage. Phantastisches. Thatkraft und Erlahmen. Religiöser Gegensatz der Mongolen und Arier. Spärliche Nachkommenschaft. Niedriger Stand der Frauenachtung. Hirten, Fischer und Husaren.

Kap. VII. **Im karpathischen Waldgebirge.** 97
Ausdehnung und Anbau. Bergwildniss. Zum hohen Stoy. Wohnsitze der Ruthenen. Kosaken und Verchovianer. Häuser und Kirche. Deutsches Dorf. Szolyvaer Thal. Jagden und Ludern. Ablöhnung der Arbeiter. Ruthenennatur. Nächtlicher Ritt in's Gebirge. Aufsteigen. Eisenbahn nach Galizien. Hirsche und Bären. Alpenweiden und Hirtenvolk. Aussichten von den Gipfeln.

Seite

Waldherrlichkeit. Gestaltung des Gebirges. Einförmigkeit und Stille. Ruthenische Dienerschaft. Eidechsenaugen. Verlassene Ansiedlungen. Ruthenische Dörfer. Kleinwirthschaft und Elend. Verhältniss zu den Grossrussen. Russische Herkunft. Abneigung zwischen Gross- und Kleinrussen. Slavische Staatswesen. Russland und Ungarn.

Kap. VIII. **Allerlei Völker.** 117

Ungarische Wochenmärkte. Farbiges Gewühl. Misstrauen. Natürlichkeiten. Festung Munkács. Aus der Rákoczy-Zeit. Erstes Magyarenlager in Ungarn. Aussicht vom Festungsberg. General Spork. Von ungarischen, auch von deutschen Frauen. Weinberge. Stadt Munkács. Eine ungarische Herrschaft. Mustergüter. Ruthenen und Magyaren bei der Arbeit. Alte Hofverfassung. Ein Beamtenkreis. Im Wisnitz-Thal. Zipser. Gründung deutscher Dörfer. Ihre Einrichtungen. Zusammenhalten. Magyarische Prozesssucht.

Kap. IX. **Fortsetzung.** 132

Judenmenge. Gründe ihrer Vermehrung. Geldfieber. Aus der ungarischen Judengeschichte. Magyarisirung und Widerstand. Neu- und Altgläubige. Ruthenenwirthschaft. Frühes Elend. Die griechische Kirche in Ungarn. Aberglauben. Ruthenischer Völkerdünger. Gegensatz der Magyaren. Ein ungarisches Nationalgeräth. Bildungsfähigkeit der Ruthenen. Wie ihre Zustände zu bessern. Zigeuner. Naturleben. Zigeuner-Magyarisch. Körperbildung. Magyarische Advokaten und Beamte. Zuwachs. Kindersterblichkeit. Bestimmung des gemeinen Volkes. Wahlen. Bürger und Juden. Ein Grund der Ausgleichbewegung.

Kap. X. **Durch Oberungarn.** 146

Gebirg und Seeboden. Leben an den Flüssen. Ziehbrunnen. Unghvar. Sammlungen für Verwundete des grossen Kriegs. Ruthenische Wohngrenze und Herkunft. Slovakisirte Ruthenen. Völkergeschiebe. Blick auf Siebenbürgen. Slovakisches Dorf. Herrliche Landschaften. Ihre Ethnographie. Mittelalterliche Landeseintheilung. Altungarisches Leben. Kaschau. Dom. Erziehungsanstalten. Aus Kaschaus Geschichte. Wichtigkeit der Stadt. Honvédarmee. Uebungslager. Zigonen. Landesmusik. Nationale
97 Tanzweisen. Zauber der Zigeunermusik.

Kap. XI. **Fortsetzung.** 160

Magyarische Trachten. Kleiderverschwendung. Sprachmaskirung. Asiatische Volksnatur. Von einem ähnlichen Volke. Klagenoth und Zuversicht. Die Hexen von Eperies. Bevölkerung und Lage der Stadt. Aus der Geschichte von Eperies. Triebfedern der österreichischen Politik. Magyarische Ansichten. Ungarische

Seite

Eisenbahnen. Ihre Mängel, Nothwendigkeit und Zukunft. Ein ungarischer Jahrmarkt. Niedriger Stand von Industrie und Gewerbe. Erklärungsgründe. Magyarisches Gewerb. Ideenarmuth. Charakterzüge der Völker. Juden, Deutsche, Slaven, Magyaren. Schlechte Aussichten.

Kap. XII. **Vom ächten und falschen Adel.** 174
Selbstüberhebung. Vom Kulturtragen nach Osten. Jungvolk. Adlige Gesinnung. Das eigentliche Volk. Kriegerische Tugend. Grossadel. Frage nach uralter Abkunft. Herrenhäuser und ihre Sitte. Schöne Gastlichkeit. Liebenswürdige Frauen. Bücherscheu. Bildungsgrad und Gründe. Schwerer Stand magyarischer Literatur. Ihr nationalpolitischer Charakter. Tanzen und Reden. Einförmige Denk- und Redeweise. Eheliches Leben. Gegensätze in Ungarn. Abarten des Adels. Bundschuhadel. Die grosse Landplage. Arbeitsscheu. Politisches Treiben. Juristen und Gefolge.

Kap. XIII. **Fortsetzung.** 187
Unächt und Unheil. Bedeutung im Staatsleben. Geschichtliche Rückblicke. Greif- und Händelssucht. Raubheimstätte. Gegensatz zu Deutschland und sächsisch Siebenbürgen. Verbrechensvertheilung. Schuldantheil und Ursache. Parteileben. Prinzipienreiterei. Geschlossenheit. Hass des Gegners. Selbstsüchtige Ziele. Straffolgen der Wahlkämpfe. Die Wahlen ethnographisch. Treiben vor und bei der Wahl. Unreife des Volkes. Kossuth. Heilvolle Gesetze. Nationale Auswüchse. Hindernisse des Fortschrittes. Herausarbeiten aus dem Mittelalter. Was helfen könnte. Zerstörung von Adelshorten. Eigenthümliches Gegengewicht. Geschäfte und Machtmittel der Juden. Judennatur. Ethnographische Stellung der Juden im Osten. Ihr Kulturverdienst.

Kap. XIV. **In der Zips.** 204
Herrliches Land. Opalgruben. Aussicht vom Purzelgrund. Erster Eindruck der hohen Tatra. Treffen am Braniczko. Kirchdrauf. Das Zipserhaus. Bischofsstadt. Vom Kirchenstreit. Europäische Geheimbünde Leutschau. Stillleben. Alte Familien. Deutschungarische Charakterzüge. Liberales Verdienst. Magyarische Begeisterung. Ein deutsches und magyarisches Liebeslied. Ungarns Schmuckkasten. Käsmark. Kirchen. Ein Juwel der Renaissance. Wälder und Brunnen. Zukunft. Nachbarliches Gefühl. Käsmarks Unglücksburg. Landesübliche Ehre. Deutschmittelalterliche Städtchen.

Kap. XV. **Aus der Geschichte der Deutschen in Oberungarn.** 220
Hohenstaufenzeit. Ansiedlungen in der Zips. Städtebund, Ritterbund, und andere Genossenschaften. Kraftvolles Aufblühen. Oberungarn halb deutsch. Dorfschaften. Scheu vor der Theissebene.

Seite

Ausschliessung der Magyaren. Städteverfassung. Rechtsleben. Beginn der Leidenszeit. Zersetzung und Verkümmerung. Glaubenszwiespalt. Eindringen der Nichtdeutschen. Slovakische Entartung. Ethnographische Uebergangsweisen. Einwirkung der Landesnatur. Sprachnoth. Polnische Wirthschaft besser als magyarische. Städteraub. Zwei Räthsel.

Kap. XVI. **In der Slovakei** 235

Uebergang. Wohnungen. Männer und Weiber. Hauseinrichtung. Widrigkeiten. Erwerbsarbeiten. Dorfvölker. Literaturverbrauch in Ungarn. Vordringen der Slovaken. Ihr Gebiet. Historische Zeit. Keine Staatsbildung mehr. Gemeinde- und Familienleben. Charakterzüge. Kollár und der Panslavismus. Magyarenhass der Slaven. Lutherische Prediger und russische Hülfe. Klerus und Magyarenherrschaft. Verminderung der Deutschen. Choleraaufstand.

Kap. XVII. **Sechs Jahre des Ausgleichs** 250

Völkerschaften in Oesterreich und Ungarn. Bedeutung der Deutschen. Der österreichische Staatsgedanke. Scheitern von Bach's System. Der Ausgleich. Einwanderungen. Grosse politischnationale Leistungen. Machtmittel. Andere Erfolge. Abstich gegen die österreichische Verwaltung. Staatshaushalt. Fortschritte im Volkswohlstand. Steuerrückstände. Defizit und Schuldenstand. Staatsvermögen. Steuerreform. Fruchttragende Ausgaben. Familienbahnen. Verwaltungsunfähigkeit. Verzehnfachen des Beamtenheers. Fragliche Leistungen. Verfallen von Landstrassen. Das Elend im Banat. Verfall im Rechtswesen. Gesetzbücherelend. Graf Raday. Eine einzige Ortschaft.

Kap. XVIII. **Fortsetzung** 267

Erste Aufgabe der freien ungarischen Regierung. Vertreibung der deutschen Lehrer und Beamten. Allgemeiner Verfall der Bildungsanstalten. Hoffnungslosigkeit. Folgen für das Land. Geistige Isolirung und Junkerton. Verwüstung der sittlichen Staatskräfte. Regierungspartei und Opposition. Schädigung der konstitutionellen Freiheit. Unglück und Schicksal. Magyarische Literatur. Innere Machtlosigkeit des Staats. Grundlagen zur Heilung. Beispiele. Neue Regierungspartei. Gründliche Sittenänderung. Freie Entwickelung der Sprachen und Nationalliteraturen. Herbeiziehen fremder Intelligenz und Arbeitskräfte. Das grosse Hinderniss.

Kap. XIX. **Der Magyaren Verhängniss** 282

Bedeutung der Nationalitätenfrage. Zustände im Mittelalter. Bloss Adelsgeschichte. Das Latein. Ungarisch-christliches Bewusstsein. Moderne Dämmerung. Aufstände gegen die Magyaren. Schrittweises Ausbreiten des Magyarischen. Idee des Nationalstaats.

Seite

Zwanzigjährige Sprachfreiheit. Zwei Wege. Wahl des Unterdrückungssystems. Centralisirung. Adel und Reichstag. Gesetze und Ausnahmsgesetze. Das magyarische Hauptziel. Kulturverwüstung. Geringe moralische Schuld. Völkererbitterung. Krankheit und Gefahren. Kleine Völkerschaften in der Gegenwart. Stellung der Slovaken, Kroaten, Serben, Walachen. Völkerdrama.

Kap. XX. **Gesetze der Völkermischung.**

Ein Völkerversuchsland. Hochherzigkeit und Unterdrückung. Dunkle Statistik. Nationalitätenzahlen. Die Magyarisirungsweise. Das Nationalitätengesetz. Gesetzeslügen und Fallstricke. Nothwendige Wirkung. Natürliche Völkergesetze. Hineinragen der fünf Nationalitäten von aussen. Einkeilung der magyarischen. Ehre und Schwierigkeit. Vergleich mit Spanien. Verbreitungsgebiete der Völkerschaften. Verbreitungsarten. Unterschied zwischen Deutschen und Magyaren. Völker der griechischen Kirche. Gesetze des Aufgehens in einander. West und Ost. Ruthenen Deutsche und Magyaren. Doppelnatur der Magyaren. Schlussfolgerung. Slovaken Walachen und Serben. Eigenthümlichkeit Ungarns. Wechselbeziehungen des deutschen Centralvolks. Stille Fortdauer der Völkerwanderung.

Kap. XXI. **Wird Ungarn deutsch oder magyarisch?** . . . 316

Ein Fürsprecher der Magyaren. Vier Epochen deutscher Einwanderung. Endergebniss. Fortschritte der Slovaken. Vermehrung der Südslaven. Ausdehnung der Walachen und Juden. Abnahme der Magyaren und Ruthenen. Dreifache Möglichkeit. Der Magyaren Massenwucht. Prozentsätze der Bevölkerung. Geographische Stellung der Magyaren. Ihr moralisches Uebergewicht. Herrschaftsvortheile. Gunst von anderen Seiten. Hoffnungen und Beschränkung. Widerstand der Zeit. Demokratische Grundströmung. Adelszerstörung. Vortheile der Kulturvölker. Isolirung des Magyarischen. Mittel zu seiner Ausdehnung. Ein Professorentreibhaus. Hauptfrage. Drei Zeugen. Natürliches und Künstliches. Verbreitung des Deutschen. Kultur- und Handelssprache. Andere Vortheile. Deutsche Zuwanderuug. Zunehmendes Erstarken.

Kap. XXII. **Karpathenjagd.** 333

Windkämpfe und Wetterwechsel. Eindruck des Gebirgs. Wildstand. Seine Hemmnisse. Kirpelschuhe. Brackenjagd. Bären. Schönheit der Zipser Landschaft. Die drei Bergspitzen. Ein Berliner Stückchen. Das Kohlbachthal. Vermehrung der Zirbelkiefer. Kein Pürschen. Gemsjagden. Vergleich mit dem bayerischen Hochgebirg. Die Gumpenjagd. Luftäther. Jagdlust. Verschiedene Fischerei.

Seite

Kap. XXIII. **Bergnatur der Tatra** 345
Wildbad Schmeks. Vorzüge und Geschichte. Aufsteigen zum Kamm. Niedersächsisch. Karpathenthäler. Rückengebirge. Erste und zweite Staffel. Menschenfeindliches Gebirg. Nationalpolitische Gespräche. Schneegebirg ohne Schnee. Das obere Kohlbachthal. Letzte Staffel. Meeraugen und Naturzauber. Rückgang. Zur Schlagendorfer Spitze. Umblicke und Aussichten. Zerrissenheit des Gebirgs. Verwitterung.

Kap. XXIV. **Wir und die Andern** 359
Europäische Unterhaltung. Wendepunkt unserer Epoche. Deutschland jetzt und im Mittelalter. Völkerstimmung gegen uns. Magyaren unter sich. „Nur in Ungarn ist Leben.“ Deutschenhass. Begründung bei den Magyaren. Ursachen bei andern Völkern. Allgemeine Verschwörung. Unkenntniss deutscher Zustände. Benehmen der Engländer. Vom Gelehrten- und Handwerkervolk. Barbarossafurcht. Unsere Pflichten. Veränderte Stellung der Deutschen im Ausland. Die Magyaren während des letzten Kriegs. Eine Gefahr für Deutschland. Französische Politik. Ungarns Mittelstellung. Verwandtschaft mit Deutschland. Historische Warnungen. Magyarenwünsche. Deutsche Politik. Russenfurcht und Friedenssehnsucht.

Kap. XXV. **Deutsch-ungarische Gegenwart** 380
Deutsche Verschwendung. Schwerste Stunde der Deutsch-Ungarn. Eine angebliche Nationalschande Ungarns. Unterjochung der Pester Deutschen. Einschüchterung. Oesterreichische Preisgebung. Ungunst der katholischen Kirche. Sinken deutscher Bildung. Magyarische Hörigkeit. Weit hinten im Kleinvölkerdickicht. Fall der letzten Stützpunkte. Kein Zusammenhalten. Kleidermode. Magyaronen. Abfall von sich selbst. Der Deutsche in der Fremde. Heilmittel. Wir in Deutschland. Verkehrserleichterung. Politische Freiheit. Pflichten. Die besten Ungarn. Wiederherstellung alten Rechts. Grosser Beruf. Pflege magyarischer Sprache und Geschichte. Offenes Auftreten. Deutsches Verdienst. Kein anderer Kulturweg. Familie Kirche und Schule. Vereinsleben. Lese- Auswanderer- und Schutz-Vereine. Mangel an Führern. Nächstes Hauptziel. Wetteifer zwischen deutschen und magyarischen Ungarn.

Kap. XXVI. **Die Siebenbürger Sachsen** 400
Der edelste Zweig der Deutsch-Ungarn. Lage und Gestaltung Siebenbürgens. Ungarische Eroberung. Deutsche Einwanderung. Die deutschen Landschaften. Die grosse Handfeste. Edlinge. Freier Königsboden. Blüthezeit. Die freie Universität. Otto von Bayern. Königstreue. Burgkirchen und Bauernburgen. Leidens-

Seite

periode. Veränderte nationale Stellung. Hermannstadts Verderben. Zeit der Rákoczys. Errettung. Das vorige Jahrhundert. Zusammenhang mit Deutschland. Fall der Schutzwehren. Auslieferung an die Magyaren. Unkenntniss und Widerwillen in Pest. Jungsachsen. Unfreiheit der Presse. Absetzung des Nationalgrafen. Magyarisirung des Gerichts und der Gemeindeversammlung. Angriff auf die Schulen. Begünstigung der Walachen. Misshandlung von Hermannstadt. Verfall der Strassen. Fälschung der Landesvertretung. Ungarische Justiz. Dänen in Siebenbürgen.

Kap. XXVII. **Oesterreich und Ungarn.** 419

Ungarns Zukunft. Gewohnheit der Magyaren. Gesetzgebung. Steigende Einsicht. Weltgeschichtliche Bewegung. Krisis. Heilkräfte. Einwirkung von Deutschland her. Einwanderung. Natürlicher Ausgleich. Verbindung zwischen Deutschen und Magyaren. Oesterreichs Geschicke. Umschwung. Seine Stellung und sein Beruf. Verbindung mit Deutschland. Ihre drei Forderungen. Oesterreichisches Bewusstsein. Gesammtregierung. Oesterreich auf sich selbst gestellt. Höhere Rücksichten. Eine Nothwendigkeit für Deutschland. Gefahr für die Magyaren. Eines oder das Andere.

Kap. XXVIII. **Ueber den Krivan nach Galizien.** 433

Von Schmeks nach Belansko. Eigenthümlichkeiten der Tatra. Der Viszocky. Abend und Nacht. Slovakenwirthshaus. Slovakenburschen. Herrliche Bergfahrt. Gestalt des Krivan. Seltsame Wasserscheide. Laubwaldung und Jagd. Wolkenbrüche. Gipfelsteile. Aus- und Ansichten. Rückweg. Liptauer Alpen. Nächtliche Waldfahrt. Zakamenisto. Slovakenverstand. Urwaldsthal. Tychipass. Koszielisker Thal. Gorallen. Judenwirthshaus. Neue Kriegsbilder. Zakopana. Polnische Welt. Karpathenanblick. Neumark. Polnische Frauen. Sprachnoth. Judenküchen. Karpathenpracht.

I.

Eintritt in Ungarn.

Weltstellung der Deutschen. Völkergewirr an der Donau. Magyarische Sprecher und Wienerinnen. Donau und Rhein. Gährung in den Donaulanden. Flusslandschaften. Historische Erinnerungen. Pest's Aufschwung und magyarische Hoffnungen. Pester Herrlichkeiten. Deutsch und magyarisch. Maskirte Deutsche. Judenmacht. Prunksucht. Allerlei Volk. Jugend und Wagen. Die letzten fünfzig Jahre. Grosse Leistungen. Politik der Furcht. Vertuschen. Specktoilette. Nation und Nationalitäten. Aus dem Abgeordnetenhaus. Amerikanische Luft. Margaretheninsel und Blocksberg. Rück- und Ausblick.

Vielleicht gibt es in allen Ecken und Enden Europa's kein Wort, das jetzt im Stillen häufiger sich zwischen die Zähne drängt, als „verdammte Deutsche!" Prokljatin yenszy — flucht der Russe, förbannade tüsken — seufzt der Schwede, damned Germans — denkt der Engländer, und so geht's weiter durch alle slavischen und romanischen Mundarten hin. Es klingt drohend genug, und enthüllt in dunkler Ferne Aufgaben, unter deren Last uns die Schultern brechen könnten. Die Deutschen sind einmal mitten zwischen die Völker gesetzt und haben den schweren Beruf empfangen, die drei grossen europäischen Rassen aus einander, und zugleich von ihnen allen den schweren Druck auszuhalten. Merkwürdig genug haben auch von den drei kleinen asiatischen Rassen, welche sich in Europa befinden, den Juden, Türken und Magyaren, die Einen Deutschland halb zu ihrem Mutterlande erkoren, die

Zweiten uns harte Kämpfe genug gekostet, und die Dritten, obwohl ihnen viel Gutes aus den oberen Donaulanden zugeflossen, sind auch gar nicht recht zufrieden, dass Frankreich, wie geschehen, niedergeworfen wurde.

Immerhin, was sollen wir machen? Viel Feind viel Ehr! Der Neid und Aerger muss herunter bei all den Völkern ringsumher. Wohl oder übel müssen sie sich erst innerlich abfinden mit dem gewaltigen Aufschwung des grossen Volkes der Mitte, dessen nationale Bescheidenheit ein Allerweltsdogma war, und dessen Ellenbogen alle Welt plötzlich in der Seite fühlt. Der ungeheure Thatsachenberg ist unsern Nachbarn — und kein Volk hat so viele Nachbarn als das deutsche — dicht vor der Stirn aufgestiegen, und sie messen und schielen daran umher nach oben und nach unten, und stossen immer wieder die Frage hervor: „Soll und muss man denn die Macht der Deutschen so hoch anerkennen, wie ihre Wissenschaft?“ Man ahnt so etwas, als wenn die ganze europäische Politik sich leise drehe, wie wenn man sich auf grossem Schiff im Meer befindet, das langsam eine Wendung macht, um einen andern Kurs zu nehmen. Wir Deutsche aber haben nichts dringlicher zu thun, als durch Wort und That aller Orten die Ueberzeugung zu erwecken und zu befestigen, dass wir jedem Volke gern sein Recht und seine Ehre lassen, dass wir Frieden und Gerechtigkeit allseitig stärken wollen, dass wir an nichts weniger denken, als andern Völkern unsern Willen aufzudrängen.

So ungefähr klangen die Grundideen in dreisprachiger Unterhaltung auf dem Dampfschiff, auf welchem ich im Sommer 1871 von Wien nach Pest fuhr. Ein Bischen Zukunftspolitik stellt sich ganz von selbst ein, wenn das bunte Völkergemisch Einem vor Augen tritt, das schon anhebt, sobald man Pressburg's Thürme hinter sich hat, und welches doch so unverträglich scheint mit den Kulturstaaten der Gegenwart.

Auch in unserm Schiffe machte es sich geltend. Auf dem Vorderplatz gab es ungarisches Landvolk, das in seinem

Schmutz und Schafpelz sich hinstreckte wie eine Art Halbthiere — Serben und Kroaten, die etwas weniger von schwärzlichem Fette glänzten — österreichische Soldaten, gleichsam aus solchem Menschenstoff erst herausgedrechselt — Viehhändler von allen Zungen, deutsche Handwerksburschen, die mit ihrem Bischen Muth und Verstand die ganze Welt durchwandern. Die vornehmere Gesellschaft schien in ihren Völkerbruchstücken zusammengehalten durch österreichische Offiziere und deutsche Kaufleute und Industrielle, die gleichsam den Verbindungskitt bildeten. Ein paar gemächliche Türken nahmen niemals ihren rothen Fez herunter, damit doch Jedermann es ihnen gleich ansehe, dass ihr Kopf noch zum Orient gehöre. Englische Techniker, die nach der Levante wollten, wanderten unruhig auf und ab, zu Zeiten im Gespräch mit ein paar äusserst modisch gekleideten Herren, deren Gesichter ganz das Geschmeidige und Verschmitzte zeigten, das die Levante ihren europäischen Söhnen aufdrückt. Still und in sich gekehrt sassen zwei Siebenbürger Beamte, welche sich mit tiefer Erbitterung darüber aussprachen „dass ihr Kaiser sie, die freien Männer auf gutem alten Sachsenboden, magyarischem Volk überliefere.“ Noch mit einem andern höhern Beamten kam ich in Unterhaltung. Er war von der Militärgrenze und hatte in dem Völkergewirr dort unten an der Donau so viel Wildes und Krauses erlebt, dass er nur noch an das Eine dachte: wie er sich selbst mit Gehalt und heiler Haut durchbringe. Den stärksten Haufen auf unserem Dampfschiff aber bildeten magyarische Herren und Damen. Sie sassen vom Morgen bis zum Abend um einen Tisch beisammen, und hörten nicht auf, ihr reines Magyarisch so tonvoll vernehmen zu lassen, als dürfe uns Andern kein Laut davon verloren gehen. Der ächte Magyar spricht stets mit einer gewissen Würde und Wichtigkeit, als stünde er noch als Patriarch unter seinem Zeltdach in der Steppe, umgeben von Kindern und Knechten, und man sieht es ihm auf den ersten Blick an, wie gern er sich reden hört. Der breit behagliche Vortrag, gewürzt mit Schulphrasen

aus allen Klassikern, macht ihm unendliches Vergnügen. Aber man hört auch sofort heraus, wie treu und ehrlich und tapfer er es meint mit allem, was er fühlt und denkt.

Ein paar hübsche Wienerinnen machten ihre kleinen Bosheiten über die Ungarn. „Wann's nit a gut Deutsch verstünden, wär' die Welt gar bald ihna aus.“ Reizende quecksilberne Figürchen waren's, voll Lust und Leben. Es ist doch nett, dass deutsche Art, die aus Allerweltsstoff gemischt wurde, auch so viel pariser schöne Lebhaftigkeit entwickeln kann, ohne einen Augenblick die heitere Fülle des Gemüthlichen und Anmuthenden einzubüssen. Wem blühte nicht schon in seinem Leben ein süsses Wiener Gedenken! Unbegreiflich ist nur, warum die schönen Wienerinnen sich die schändliche harte Mundart nicht abgewöhnen. Sie können Einen so lieblich anblitzen: fangen sie aber zu reden an, so lautet es, als rollte hinter den lachenden Zähnen ein halbes Dutzend kleiner Steinchen. Hoffentlich, da das Deutsche wieder so hellen Klang hat, kommt von der neuen politischen Herzlichkeit zwischen dem Deutschen und dem Oester-Reich auch den Wiener Töchterschulen etwas zu gute, in Veredlung der Sprache meine ich.

Aus erregtem Gespräch blickte man immer wieder gern auf die strömende Donau und ihren majestätischen Glanz. Sie ist doch einer der schönsten und eigenthümlichsten Flüsse, unsere Donau, ein prächtiger Gegensatz zum Rhein. Man meint, den Rhein lerne man erst verstehen, wenn man die blaue Donau hinab fährt. Dort, zwischen den schönen Rebenhügeln, hat sich unsere Geschichte versteinert und welch eine reiche Städte- und Reisegeschichte war es! Hier, über den Ufern der Donau, liegt etwas wie Zukunftswitterung. Wohl glänzt es wieder morgenschön längs des langen Laufs unseres Weststromes. Denn er gehört, Gott und unsern Tapfern sei innig dafür gedankt, uns wieder ganz, und junge Liederlust und stolze Denkmäler der Kunst erheben sich allüberall im reich gesegneten Rheinthal.

Um seine Mündungslande kümmert sich noch Keiner. Am Ende wissen die Meisten mehr von Neuseeland und Australien, als von den Inseln, die ihm den Namen gaben. Doch was gehen uns die Holländer an? Sie müssen uns schon von selbst kommen. Wohl aber schweifen unsere Gedanken gern hinab unsern Südoststrom, der doch viel entschiedener europäischen als deutschen Charakter trägt. Dort, wo unsere alte Wassserstrasse zum Orient zieht, liegt ausgebreitet eine Völkerwelt, die jetzt von seltsamer Unruhe und Bewegung ergriffen ist. Wie schon öfter in der Geschichte, gerieth sie in unsern Tagen wieder in Fluss und Gährung, und man weiss noch nicht recht, was da Alles werden soll.

Die Donau kennt nicht, wie der Rhein, ein Gewinde von kleinen Seen und Strömungen tief zwischen grauen Bergwänden und Felsspitzen, die malerisch durchbrochen und mit Weingrün, Kirchthürmen und altem Burggemäuer gekrönt sind. Dort am Rhein ist Alles anmuthvoll, Alles auf und ab schöne, leicht fassliche Romantik. Auch die Donau schiesst wohl durch düstere Bergschluchten, wo Geschichte und Sage zwischen Felsschroffen und Ruinen hängen. Hin und wieder entzückt die erhabenste Wald- und Flusslandschaft, hehr und herrlich, gleich einem See im Hochgebirg. Im Ganzen aber erinnerte mich die Donau immer an den breit strömenden Hudson mit seinen rauschenden Wäldern und grünen Prairien. Vor sich hat man stets ein weithin glänzendes Wassergewoge zwischen lichten Wiesen oder Waldhügeln, hin und wieder schwingen sich blaue Bergzüge in schönsten Linien hoch übereinander, und darüber wölbt sich der unermessliche Himmelsbogen in strahlendem Aether.

Wie still aber, wie unbelebt zieht der herrliche Strom dahin! Selten ein Floss, noch seltener ein Dampfboot, dann einige Reiher und Raben, ein Zug Stockenten — das war Alles, was wir den ganzen Tag auf den einsamen Gewässern zu sehen bekamen. Einmal kam auch ein Wallfahrerschiff, in welchem jede Bank von Menschen gefüllt und das grosse

Christusbild vorn übers Wasser gelegt war, als wäre es eine Art Bugspriet. Wie verloren in der Wildniss erschien von Zeit zu Zeit eine Stadt oder Burg, oder auch nur eine Viehheerde am Ufer. Wohl merkt man, dass die Landschaft besiedelt sei: die Bewohner aber brauchen und versenden noch gar wenig Güter.

Einigen ungarischen Herren aber ging Herz und Seele auf, sobald wir in den weiten Umkreis ihres vielgeliebten Eigenreichs eintraten. Glühendes Vaterlandsgefühl gab sich in ihren Blicken und Worten kund, und es liegt wahrlich etwas Begeisterndes in solch edler Leidenschaft. Sie wurden nicht müde, mich auf jeden historischen Punkt am Ufer aufmerksam zu machen. Wie Schade, dass das Dampfschiff bei Hainburg, Pressburg, Gran und Wissegrad nicht länger anhält. Da möchte man tagelang verweilen und mit den Augen schwelgen in diesen herrlichen, ja erhabenen Flusslandschaften, welche die Geschichte geweihet hat.

Die Orts- und Burgnamen tönten nicht fremdartig und unbekannt; es knüpften sich daran beinahe stets Erinnerungen aus unserer eigenen Geschichte, schon aus uralter Nibelungensage. War doch schon im fränkischen Reiche das alte Pannonien am rechten Donauufer deutscher Boden gewesen, und hatten sich unsere Landsleute im Mittelalter in Ungarn angesiedelt, gerade wie jetzt in Amerika. Auch in Ofen hatten sie ihre feste Stadtburg mit eigenem Recht und Gericht aufgebaut. Als die Stadt für lange Zeit Sitz eines türkischen Paschas wurde, musste, was der Kaiser vom alten Ungarn noch gerettet hatte, sich mehr und mehr deutscher Herrschaft angliedern. Voll schwerer langer Mühen und Drangsale war der Kampf mit dem Halbmonde. Endlich, mit dem ersten grossen Sieg bei St. Gotthart, begann jene glorreiche Zeit der Türkenkriege, welche die Wandtapeten in unsern alten Schlössern und zahllose Adelssiegel mit blutigen Türkenköpfen besäete. Damals wurde Ungarn durch deutsches Blut und Geld, durch deutsche Kriegskunst erlöst, und es schien nun selbstverständlich,

dass deutsche Art und Natur die Donau hinunter ziehe und sich im menschenarmen Lande ansiedele.

Noch vor funfzig Jahren erschien Pest ebenso wie Ofen den Fremden als ein deutscher Platz. Die paar magyarischen Seifensieder, Töpfer und Tsischmenmacher, welche dort lebten, wollten nicht viel bedeuten. Die vorzüglichsten Tsischmenmacher zogen sogar Wien für ihre Geschäfte vor. Was sind denn die Tsischmenmacher für Leute? so fragt man vielleicht in Deutschland Es sind diejenigen zahlreichen Meister, welche das feinste und beliebteste Erzeugniss urwüchsiger Landesindustrie liefern, den ungarischen Stiefel, den man ohne Sporen sich nicht denken kann, wenn er auch nie aufs Pferd kommt. Wer bloss Schuhe macht, heisst auch auf Magyarisch bloss „Schuster". Als aber der ungarische Adel seinen Wohnsitz von der Kaiserstadt nach Pest verlegte, da folgten ihm die Tsischmenmacher, und nach ihnen kamen viele andere Kauf- und Geschäftsleute nach Pest, und bald sammelten sich hier die Politiker und Oberbeamten und die höhere Gesellschaft aus dem ganzen Ungarnlande. Breit und stolz anschwellend hat sich die ungarische Hauptstadt dahin gepflanzt, und ruft mit hoher Stimme der deutschen Sprache und Sitte ein Halt zu.

Dies überaus rasche und grossartige Anwachsen Pest's gehört allerdings zu den Zeichen unserer Zeit und ihres Völkeraufstrebens wie ihres Handelsverkehrs, die mit tausendfach beflügelter Thätigkeit in's Grosse und Massenhafte schaffen. Noch viel grösser sind die Hoffnungen, welche die Magyaren an diesen Aufschwung ihrer Hauptstadt knüpfen Als wir Abends in das einzig schöne reich belebte Höhen- und Städterund von Ofen-Pest einfuhren, verdachte ich es wahrlich keinem Ungarn, wenn er in seiner patriotischen Phantasie ausrief: „Nur Neapel und Konstantinopel könnten sich mit solcher Herrlichkeit messen". Nun erklärte auch Einer, der doch Europa und Amerika in langer Verbannungszeit durchstreift hatte: „Pest habe von allen Städten der Welt die grösste Zukunft, fort und fort werde es wachsen und immer riesen-

hafter sich ausdehnen.“ Ich bemerkte, mir scheine Wien zum grossen Mittelpunkte des Donauverkehrs bestimmt zu sein, und wies hin auf die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher sich seine Gross- und Kunstbauten überaus herrlich entwickeln. „Was will denn das Wien?“ wurde entgegnet. „Wien steckt zwischen seinen Bergen. Aber Pest, o Pest hat rings die offene freie unermessliche Ebene!“

In der That, ins Unermessliche geht die patriotische Phantasie vieler Magyaren. Sie rechnen: Deutschösterreich kommt über kurz oder lang ans Deutsche Reich, bis dahin muss der ungarische Staat im Innern stark und magyarisch gefestigt sein, dann werde ihre Nation sich edelmüthig um ihr habsburgisches Fürstenhaus schaaren, und dann bildeten sie den neuen ächten Kaiserstaat der Donau bis hinunter zum Schwarzen und Adriatischen Meer. Das Wasser läuft ihnen im Munde zusammen bei dem Gedanken, dass sie, die Magyaren, dann die Führung eines grossen Reichs hätten und Gold und Ehrenämter in Hülle und Fülle. Die Zukunft mit ihren offenen Gefilden wird dabei auf das Schönste ausgestattet, und Oesterreich so hübsch zerlegt, wie eine leckere Orange. Nicht im Traume fällt ihnen ein, dass das Deutsche Reich, wenn ihm die österreichischen Lande zufielen, auch jenen alten Karolinger Reichsboden bis vor die Schwellen von Pest mit in den Kauf nehmen könnte.

Die Stadt ist weit und ansehnlich, den Strom entlang auch glänzend, wenn auch so ein wenig, was man nennt, aufgedonnert. Prachtvolle Gasthöfe sind, wie zum Empfange von Fürsten, eingerichtet, voll englischem Comfort, Ruhe, Blüthengeruch und Höflichkeit. Vielleicht könnte noch mancher Gastgeber vom Rheine hier lernen, es seinen Gästen behaglich zu machen. Vom Aufschwunge Ungarns zieht zunächst die Hauptstadt ihre Goldernte. Die grossartigsten Pläne, wie sie zum herrlichsten Königssitze der Welt auszubauen, schwirren in der Luft. Die schäumende Lust und Freude, welche der Ungar an der neu aufblühenden Macht und Freiheit seines Vater-

landes hat, spiegelt sich in seiner Leidenschaft, die Hauptstadt zu schmücken wie eine junge stolze Braut.

Das Erste, was in Pest jeder Fremde näher betrachten will, ist die Donaubrücke. Wie der gewaltige Strom, den sie allein zu bändigen scheint, ist sie ein gewaltiges Werk. Wird, was da noch kommen soll, in diesem Stile aufgeführt, so kann die ganze Welt sich Glück wünschen.

Mein zweiter Gang war auf die Esterházy-Gallerie. Da sind ächte Perlen der Kunst, im so reinen und unvergänglichen Glanze, dass man sich jedesmal wie erquickt und beruhigt fühlt, tritt man aus dem Lärm und den grellen Lichtern da draussen in dieses Heiligthum ein. Im Museum lässt sich an den gehäuften Alterthümern studiren, wie die Bronzezeit und römische und byzantinische und deutsche und asiatische Kultur und Sitte in Ungarn sich gemischt haben.

Man wird auch noch durch viele andere prangende Säle geführt, die aber mehr wie hoffnungsvolle Gehäuse für den zukünftigen Glanz von Kunst und Wissenschaft ausschauen. Es überkommt Einen darin noch das Gefühl einer gewissen Leere, — ähnlich, als wenn man einen ganzen Pack ungarischer Schriften und Zeitungen durchgelesen hat, die alle voll Klang und Breite recht gemeinnützige Gedanken entfalten, — oder als wenn man sich in die einförmigen langweiligen Häuserreihen verliert, die sich hinter dem Pallastgürtel an der Donau endlos ausdehnen in die weite Ebene hinein

Von den stolzen Haus- und Pallastbesitzern mit magyarischen Namen sind augenscheinlich nicht Wenige ehemals deutsche Kleinhändler, Kellner und Branntweinbrenner gewesen, deren reiche Söhne nicht selten besser noch, als das Magyarischreden, das ungarische Lotterleben verstehen. Tritt man irgendwo in eine Werkstätte, ein Geschäft, ein Bankhaus, hört man überall deutsch sprechen. Gut bürgerlich deutsch, sogar deutsch-philisterhaft schien mir ein weit verbreiteter Grundstock der Bevölkerung. Nicht wenig aber war ich betroffen, als ich erfuhr, dass so viele wahrhaft verdiente Männer unter

den Magyaren von Haus aus Deutsche seien. Toldy habe Schedel, Vambery Bamberger, Hunfalvy Hundsdörfer geheissen, — der Maler Munkacsy sei der Sohn eines deutschen Beamten, der nach Munkacs gekommen, — ja selbst berühmte Kammerredner seien nur maskirte Deutsche, Pfannschmidt nenne sich Csedényi, Halbschuh Irányi, Heller Helfy. Ich hatte geglaubt, man überliesse das unbedeutenden Leuten, aus einem Altersberger einen Ohegyi, aus Weiss Fehér, Weber Tackácsy, Krenmüller Tormay, Heidelberger Halmosy zu machen. In England oder Frankreich fällt es keinem Menschen ein, den Göschen oder Brand oder Hausmann oder Schneider zuzumuthen, sie sollten ihren guten ehrlichen Namen besseren Fortkommens willen umtaufen.

Durch die ruhige deutsche Wallung, die sich von Westen her über Pest-Ofen verbreitet, geht eine scharfe reissende Strömung — das ist das Magyarische, das sprudelnd und brausend sich überall hören lässt, wo Politiker oder ein paar junge Leute zusammenstehen. Gehört die Pester Jugend schon wirklich dem Magyarenthum? Die Stadt verwendet jährlich achthunderttausend Gulden auf ihre Schulen, aber kein Lehrer soll die Schüler mehr deutsch unterrichten. Ausserdem spricht man Magyarisch ohne Zweifel in vielen Pallästen und Amtszimmern. Wie aber möchte es wohl um die Arbeit der Staatsbehörden aussehen, wenn in den Pester Kanzleien die deutsch-ungarischen Beamten, z. B. nur die Zipser, fehlten?

Neu war mir auch die Macht der Juden in Pest. In Deutschland haben sie seit einem Menschenalter sich so rasch vermehrt, dass wohl schon mancher Unmoderne mit Grauen daran gedacht hat, es werde, wenn das so fortgehe, dem zweiten oder dritten Männergeschlecht unsers neuen Reiches nichts mehr übrig bleiben, als entweder alles, was beschnitten, todtzuschlagen oder alle hübschen Judenmädel gleich selbst zu heirathen. Wie weit aber lässt die ungarische Judenvermehrung die deutsche hinter sich! Die gute Hälfte, sagt man, des Glanzes von Pest sei mit jüdischem Gelde erbauet. Höchst

sehenswerth ist die Synagoge: da ist der leibhafte Orient ins nette gemüthliche Deutsch übersetzt. Wie in allen Handelsstädten, die rasch zu Grösse und Reichthum kamen, herrscht in Pest ein roher Luxus, und der Rest von asiatischer Prunkliebe, welcher den Magyaren noch anhängt und gegenwärtig in Pest die Rathstitel so gesucht macht, bringt es mit sich, dass man die Schätze auch sehr gerne zur Schau trägt. Die reichen Jüdinnen aber stechen Alles aus. Ohne ein paar Pfund Gold ihrem Oberkörper anzuhängen, tritt gewiss keine aus der Hausthür. Die jüdischen Geldherren aber treten so magyarisch aufgeschmückt einher, wie ungarische Magnaten: es fehlen nur noch blitzende Waffen im Gürtel. Sitzt aber der vornehmste Pester Jude daheim im Schooss seiner lieben Familie, so ist der klirrende Magyar säuberlich bei Seite gelegt, und Alles plauscht gar herzlich deutsch mit einander.

Neben Deutschen, Juden und Magyaren ist aber in Pest noch ein kleines Gemisch von so vielen Völkerschaften ansässig, von Slovaken und Walachen und Zigeunern, von Serben, Griechen und Armeniern, dass man sich unwillkürlich fragt, ob denn des Orients Pforten schon so nahe bei Wien sich öffnen? Hat man sich gegen gewisse säuberliche Gefühle einmal gestählt und gefestet, so kann man die schönsten Volksstudien treiben, im Pester Stadtwäldchen, wie in den Ofener Biergärten und auf den Werften und Abladeplätzen; vielleicht am meisten zeigen sich unverfälschte Naturen in den Kneipen rechts und links an der Donau. Mit der Orientsnähe hängt es auch wohl zusammen, dass sich in Pest eine solche Menge von Spielhöllen und noch schlimmeren Häusern zusammenfindet: das Magyarenvölklein hätte für sich allein solch einen Berg von Unsittlichkeit doch nicht zu Stande gebracht.

Gleich in den ersten Stunden kam ich mir in Pest vor, wie in einem rasch emporwachsenden Grosshandlungshaus, das überall seine Firma aushängt, und dessen Mitglieder lustig darauf los leben und wagen. Aber es ist etwas Frisches, Jugendliches, Ungestümes in dem Volke hier, das auch den

Fremden anregt, so dass er mit herzlichem Antheil den neuen Dingen zuschauet. Ein altes Volk ist wieder jung geworden, und gährt und brauset wie junger Wein.

Denn Ungarn fühlt sich jetzt wie erleichtert und neu belebt. Bis in dieses Jahrhundert hinein war dies Adelsreich weit hinter andern Ländern zurückgeblieben. Da begann ein mühevolles, fast aussichtsloses Kämpfen und Ringen, welches zum Ziele hatte, statt des Adels, der allein das Volk bedeutete, ein wesenhaftes grosses und freies Volk der Ungarn zu schaffen, das auf der Höhe der Zeit stände. Dann kamen die beiden Jahre der Stürme, der blutigen Opfer, des ewigen Wechsels zwischen Gluth und Zuversicht und düsterer Ergebung ins Schicksal Eine heilige nationale Begeisterung lohete 1848 und 49 durch das ganze Volk der Magyaren und Alle, die mit ihm gingen, — wilde schreckliche verzweiflungsvolle Energie zuckte in den Armen des ärmsten Bauers, -- und niemals wird in der Geschichte verlöschen, was diese Energie leistete in Mitten der grössten Hindernisse und Gefahren. Darauf folgte die schwere lange Zeit von 1849 bis 1867, wo die edelsten Männer in Verbannung, im Kerker, im Grabe, czechische Beamte Herren im Lande, und das Magyarenthum daniederlag, wie ein verhageltes Kornfeld. Aber auch da bewährte sich dieselbe zähe Energie im stillen hartnäckigen Widerstand gegen Alles, was die österreichische Regierung that und begann. Mit seltener Glaubensstärke betrachtete man die neue Verfassung als nicht vorhanden, und liess in Gespräch und Büchern nur die alte erscheinen. Als aber die Gegenwart mit ihrem Rechte immer unwiderstehlicher drückte, als das Deutschwerden des Landes reissende Fortschritte machte, und man schon die Zeit berechnen konnte, wo der Widerstand erlahmen musste, — da kam wie ein Retter in der Noth der preussische Krieg und Sieg von 1866, und schon im nächsten Jahre feierte das Magyarenthum seine Auferstehung, Ungarns Ausgleich mit Oesterreich.

Jetzt endlich ist der Ungar Herr im eigenen Lande. Türkennoth giebt es nicht mehr, die Russenwolke steht noch

in weiter Ferne, und der deutsche Befehl und Kulturdrang ist endlich hinter die Leitha zurückgewichen. Jetzt athmet der Magyar auf, tief auf. Jauchzend stürzt er sich in ein Meer von Hoffnungen, und hält das Grösste nicht zu gross für seinen Muth. Darf er nicht auf die Zeit vor funfzig Jahren zurückweisen, wo es noch keine Hauptstadt Pest, keine Donaubrücke, Dampfschifffahrt und Eisenbahnen, keine Presse und Literatur, ja kaum eine gebildete magyarische Schriftsprache gab? Stolz fragt der Magyar: Was giebt es noch unter dem Monde, das ein Volk mit so unverwüstlicher, so elastischer Nationalkraft nicht schaffen und nicht erreichen sollte?

Freilich, wer schärfer hinschauet, merkt auf dem Grunde der ungarischen Ideen etwas wie geheime Furcht lauern, ein Bangen vor jeder grossen Bewegung in der deutschen und der slavischen Welt. Die Politik des ungarischen Zukunftsreichs erschien mir vorderhand mehr wie eine Politik der Hast und Furcht und Versuche, als des gediegenen und zuversichtlichen Schaffens zu sein. Einstweilen schneidet, wer im Rohr sitzt, seine Pfeifen.

Um des Himmels willen darf man keinen Magyar so etwas merken lassen. Sie streiten Einem alles ab, wissen alles zu entschuldigen und verflüchtigen die Gegenwart, indem sie im Nu an deren Stelle Zukunftsbilder von Glanz und Grösse aufrichten. Wo Bildung und Industrie niedrig stehen, führen sie ihre grossen Fortschritte auf, und wo auch diese fehlen, beweisen sie wenigstens ihre Möglichkeit. Schliesslich geben sie dem Fremden zu verstehen, dass er von ihrem Lande nichts Rechtes wisse, auch nicht wissen könne. Verweist man nun auf ihre eigenen Schriftsteller, z. B. auf die Schilderungen von Land und Leuten in Eötvös' Dorfnotar, die so ungemein anschaulich sind, dass man ihnen die Wahrheit anmerkt, so heisst es: „Ach das ist ja bloss Ungarn vor dreissig Jahren, das ist gerade so, als hätten Sie das Deutschland im Mittelalter vor sich.“ Will sich der Fremde nun vertheidigen, indem er Ungarns glänzendsten Publizisten, M. Jókay, ins Feld führt,

so lautet die Entgegnung: „Ach der Jókay, das ist ein geistreicher Schwätzer; der lügt eines Witzes halb, dass die Bäume krachen.“

In einem ganzen Jahre höre und lese ich sonst nicht soviel Sonderbarkeiten, als ich in Pest am ersten Vormittag vernahm. Ungarische Bauern reiben sich Hemd und Leib fleissig mit Speck ein. Nun wurde mir erklärt: das sei nicht Schmutz, sondern etwas ganz anderes, nämlich ein Gegenstand der Toilette. Allerdings würde man den fleissigen Specksalbern Unrecht thun, sie Schmutzfinken zu nennen weil sie Schweinefett auf Hemd und Leib für eine Medizin gegen austrocknende Luft und sonst noch etwas halten: allein sind darum, kommt man in ihre Nähe, unsere Augen und Nasen besser daran?

In keiner Stadt der Welt hört man soviel von Nation und Nationalsprache reden. Unter Nation ist aber nur die magyarische gemeint, und als Nationalsprache für ganz Ungarn soll nur die magyarische gelten: die andern Völkerschaften Ungarns, — die Deutschen, Slovaken, Ruthenen, Südslaven und Walachen, — sollen bloss eine Art Dorfsprache reden, bloss Rassen oder höchstens Nationalitäten sein. Nun bilden doch offenbar erst all diese Völkerschaften zusammen das ungarische Reich und im politischen Sinne hat der Zipser Deutsche oder der Ofener Raize so gut die Ehre, ein Ungar zu sein, als irgend ein Bürger von Kecskemet oder Ujvarhely. Allein da wurde mir von Magyaren bemerkt: es sei ein halber Schimpf, wenn ein Deutscher sie Magyaren nenne. „Wie? Euer grösster Stolz ist es ja, Euch als Magyaren zu bekennen?“ „Ja wohl, für uns selbst sind wir Magyaren, für alle Andern aber die Ungarn.“ Allmählig begriff ich, dass sie sich für die eigentlichen Ungarn hielten und eine Herabsetzung darin erblickten, wenn man ebenso wie von deutschen, serbischen oder walachischen Ungarn von magyarischen Ungarn reden wolle. Ich, glaube sogar nicht fehl zu gehen, wenn ich bei dem Stockmagyar in Bezug auf die deutschen und andern Ungarn eine ähnliche Vorstellung voraussetze, wie sie vor noch nicht langer

Zeit der gemeine Mann bei uns, wenn von deutscher Nation die Rede war, gegen einen Juden hegte, einerlei ob dessen Urväter schon vor tausend Jahren deutsch sprachen.

Noch ein Beispiel aus jüngster Zeit sei hier gestattet Es erklärte Jemand den langjährigen Präsidenten des Abgeordnetenhauses Somssich für einen ruhigen eisernen Charakter. Ich erinnerte daran, wie dieser jüngst in seiner Rede zum Schlusse der Landtagsperiode heftig und ohne allen Anlass über die Deutschen hergefallen sei, während wir uns doch nur gegen den frechsten Angriff vertheidigt hätten, auch von Frankreich nicht mehr Land uns angeeignet, als was früher zu Deutschland gehört oder durchaus nothwendig sei, um uns gegen neue Angriffe besser zu schützen. Somssich hatte gedonnert: „Wir sahen das Recht in den Hintergrund gedrängt, sahen den blutigen Kampf der rohen Gewalt erneuert. Wir sahen, wie die aufgeklärte, mit ihrer Philosophie nach allen Seiten ein mildes Licht verbreitende, fleissige deutsche Nation ihre Kraft im blutigen Krieg erschöpfte.“ Als ich auf solche Rede hinwies und zusetzte, Somssich hätte nach den Zeitungen sich im Saale selbst noch viel gröber, wenn nicht alberner ausgedrückt, da hiess es auf einmal: „Ach der Somssich, ein ruhiger Charakter ist er zwar, aber auch ein gutmüthiger Faselhans, über den lacht Alles.“ Die Frage lag nahe: „Warum wähltet Ihr denn diesen Mann zu Eurem Präsidenten?“

Als ich ein paar Tage mit verschiedenen Leuten verkehrt hatte, wehte mir überall etwas von amerikanischer Geschäftsluft entgegen. Das war ein ähnliches Jagen und Drängen, wie in Amerika, um die Erzeugnisse des Ackers vortheilhaft zu versenden, die Heerden in Bewegung zu setzen, das Holz aus den Waldungen zu versenden, die Wasserkraft zu Anlagen zu benützen. Ungarn hat sich kopfüber in Geschäfte gestürzt: man erschrickt tödlich vor jeder störenden politischen Unruhe. Vor Planen und Rechnen um Geldgewinn und Landverbesserung hat man, gerade wie in Amerika, nur wenig Zeit übrig, um für die geistigen und sittlichen Güter, für die Veredelung des Volks

ernstlich zu sorgen und zu arbeiten. Man redet dafür um so mehr davon. Die alten ungarischen Grundbesitzer aber wundern sich über das viele lachende Geld, das ihnen für Korn und Holz zufliesst. Wenn's nur nicht lauter leichte Guldenscheine wären! Die Papierzettel fliegen aus dem Fenster wieder hinaus, wie sie herein kamen. Ja, wäre all das Geld hartes Metall, dann liesse man sich schwere Lederbeutel machen, um es wohl zu verwahren, bis dann doch die gereisten Vettern und die deutschen Unternehmer und Juden kämen und dem alten Herrn zuredeten, wie er das Geld wieder anlegen müsse.

Das Gemisch der Sprachen und Völkerschaften, die Stellung der Deutschungarn, die Leidenschaft für Politik und Prozesse, die grosse Menge der Advokaten, der Raubbau in Feld- und Forstwirthschaft, die trockene reine Luft, die scharfe Winterkälte und die Gluthhitze im Sommer, die ewige Fiebernoth und grosse Sterblichkeit, selbst dies, dass die Pester Donauseite mit unabsehlicher Pallastreihe besetzt ist, während gegenüber das Erdufer desselben Flusses sich höchst unappetitlich dahin zieht, — alles dies und noch viel anderes ist ächt amerikanisch. Fast möchte man glauben, es bestände zwischen Ungarn und den Vereinigten Staaten eine Art Geschwisterähnlichkeit, wenn nur die Ungarn nicht so unendlich viel Zeit mit Reden und Tafeln verbrächten, wo die Amerikaner schweigen und handeln. Beide greifen jedes Ding mit einer starken und fröhlichen Energie an: wenn aber der Ungar zu erlahmen anfängt, geräth der Amerikaner erst recht ins Feuer. Und ein anderer Unterschied sticht noch mehr in die Augen. Unter der niedern Bevölkerung in Ungarn herrscht noch eben so viel geistige Rohheit, als gerade in den untern Klassen in Nordamerika mittlere Bildung weit verbreitet ist.

Zwei köstliche Punkte hat Pest, die man nimmer müde wird zu besuchen. Der eine ist die Margaretheninsel mit ihren stillen Baumgängen und ihrer Laubfrische, umrauscht von den Wogen der Donau, die daher strömt, wie ungebändigte

Stromgewalt. Die ganze Insel erscheint wie getränkt und gebadet in diesem Wellenspiel. Der andere Punkt ist der hohe Blocksberg auf der Ofener Seite. Da überschaut man Pest, wie es weit und einförmig sich ausbreitet hinter der grellweissen hohen Zeile am Flusse, und wie unten sich malerisch Ofen um die Weinhügel schlingt, dazwischen der herrliche Strom, der weit hinaus glänzt eine unabsehliche Linie in unabsehlichen Ebenen. Diese Ofener Berghöhe ragt gleichsam wie die letzte Bastei des deutschen Volks in den Südosten hinaus. Wie oft standen hier deutsche Feldherren und Städtebauer und mancher kleine deutsche Doktor, und blickten hinaus in das unbekannte Neuland seit dem Jahre 795, wo Karls des Grossen General, der Markgraf Erich, den Avaren den Rest gab, und seit 1686, wo Herzog Karl von Lothringen, während deutsches Blut wie Gussbäche durch Ofen's Strassen floss, den Halbmond zu Boden riss, der anderthalbhundert Jahre über Ungarn gestanden.

Im Jahre 1849 war eine andere Zeit: da nahm Görgey im offenen Sturm diese Höhen, ein wahres Prachtstück tollkühnen Magyarenmuths. Hat sich seitdem das Blatt gewendet? Soll jetzt hier ein neues Ungarn aufblühen, in welchem das Deutsche bloss dienen soll? Welches Schicksal, welche Staatsgebilde sind in diesen weiten Ebenen den Völkern da unten beschieden, welche die Donau hinauf trachten, wie wir hinunter? Angeregt durch alles das, was ich in Pest gehört hatte, nahm ich mir vor, wieder einmal etwas Völkerstudien zu treiben.

II.

Landes- und Volksnatur.

Durch die grosse Ebene. Magyarische Einwanderung. Geographische Gegensätze. Vielgestaltiges Landgebiet. Naturbestimmung und Geschichte. Römerzeit. Völkerwanderung. Ungarns Weltstellung. Turanische Völker. Herkunft der Magyaren. Grossslavische Pläne. Arpáds Züge. Allerlei Ideen. Historisches Verhängniss. Verdienst der Magyaren. Ihre alte Kriegsweise. Kämpfe mit den Deutschen. Magyarische Anschauung. Grosse Zeit der Magyaren. Keine Kulturleistung. Magyarencharakter.

Die historischen Geschicke des Ungarlandes flogen mir im Geiste vorüber, als mich die Eisenbahn durch die Theissebene führte. Wenn ein Volk mich näher interessirt, so kann ich nicht anders, als seine Gegenwart aus seiner Geschichte zu begreifen, und seine Natur aus seines Landes Art und Weltstellung mir klarer zu machen.

Die ungeheure Tafelfläche, welche das Innere Ungarns mit entsetzlicher Einförmigkeit deckt, scheint nicht mehr zum gebildeten Europa zu gehören. Ringsum lichte unendliche Aussicht, ringsum glanzvolle Aetherbläue, als stände in weiter Ferne der Himmel mit ehernen Säulen auf unermesslicher Fläche.

Bis hinter Czegled ist das Land jedoch wohl angebaut, auch mit Gebüsch und Bäumen untermischt, und auch weiter ins Innere übermannt nicht eine trostlose Einöde, soweit man von der Bahnlinie aus sehen kann. Nur zu Zeiten ist die leicht braune Fläche eine unendliche Leere, und darüber hingegossen ein bleicher dunstiger Glanz.

Gewöhnlich sieht man in der Ferne ein niedriges Strohdach mit ragendem Ziehbrunnen. Oder es zeigt sich ein magyarisches Dorf, lauter ganz kleine einstöckige Lehmhäuser, die sich stundenweit in der Ebene verbreiten Solche Dörfer, Gänseheerden, Wassertümpel und Akaziengebüsch bringen etwas Abwechselung in die Einförmigkeit. Das Singen der

Hirtenbursche schallt noch in hohen langgezogenen Tönen über die Ebene hin. Die wilde ungarische Hirtenpoesie aber scheint halb erloschen, der Pflug zieht über die Pusten, die Rossheerden sind verschwunden. Es geht Ungarn wie Italien: vor der verständigen bürgerlichen Arbeit verschwindet Schmutz und lotteriges Wesen, aber verloren und verflogen ist auch nicht wenig von der alten malerischen Lust und Wildheit. Die Theiss irrt nicht mehr durch Einsamkeiten, ihr Bett ist gerade gelegt, und der Rohrwolf findet wenige Verstecke mehr in undurchdringlicher Schilfwaldung. Auf den dürftigen Bahnhöfen aber an der Theissbahn findet man es noch immer räthlich, die Fenster inwendig mit starken Eisenstangen zu vergittern.

Hierher, in diese offenen Ebenen hinein, ergossen sich — es sind bald tausend Jahre — die finnischen Steppensöhne, als sie über das karpathische Waldgebirg hereinbrachen. Auf diesen unbegrenzten Haiden athmeten sie Heimathluft, hielten sie ihre Horden und Rosse beisammen, und weit über die Fläche hin glühten die Abendfeuer und scholl der Kriegsruf der Wächter. Entsetzt wich vor dem ungestümen Andrang der kurzen sehnigen Männer mit feurigen Augen und fliegendem Schwarzhaar zurück links und rechts nach dem Gebirge hin Alles, was von slavischem und anderm Völkergemisch die Ebenen bewohnte. Aber die Häuptlinge des fremden Volks folgten und setzten sich mit einer Handvoll Leute auf den Gütern fest, und die Furcht vor dem dunkeln Gewimmel in der Theissebene hielt die Völkerschaften ringsum im ungarischen Umkreis wie gelähmt und befangen. Die Magyaren hörten von den schimmernden Klöstern und Burgen und den reichen Dörfern da oben an der Donau, der wilde Wanderdrang lebte noch in ihnen, und unaufhaltsam wälzte sich fast ein ganzes Jahrhundert hindurch die schwärzliche Fluth nach Deutschland, nach Italien, ins byzantinische Kaiserreich hinein zu immer neuer Plünderung und Verheerung. Die deutschen Stämme haderten damals unter einander in unglückseliger

politischer Zerrissenheit: kaum aber fasste sich ihre Kraft wieder etwas zusammen, so hingen, soweit der Weg vom Lechfeld bis zur Isar, die Bäume voll von dem hässlichen Raubgesindel. Die magyarische Fluth stockte, sie sammelte sich in der Theissebene und blieb eingekeilt zwischen Ruthenen, Slovaken, Deutschen, Kroaten, Serben, Rumänen.

Sonderbar, kein Land der Erde eignet sich besser dazu, ein einheitliches Volksganzes zu hegen und zu pflegen, als Ungarn. Es ist ein rund und klar für sich bestehendes Gebiet, wie Böhmen, aber unvergleichlich grossartiger im Ganzen, und im Einzelnen noch mannigfaltiger. Gleich als wäre von einem feinen ethnographischen Sinne, der wohl verstand, wie Harmonie und Gegensätze der Landesnatur auf die Menschengeschlechter einwirken, Alles wohlerwogen, so schön und zweckmässig ist Ungarn gestaltet, so wohlgegliedert Alles, was zu ihm gehört. Jedes der anderen europäischen Länder ist eine Zusammenstellung nach einförmigem Gesetz. In Spanien wiederholen sich die Hochebenen mit Randgebirgen, in Italien und Griechenland die meerumsäumten Gebirgsbecken, in Frankreich nach der oceanischen Seite hin die Flussgebiete mit niedrigem Höhenrande, in Russland die endlosen Tiefebenen, in Skandinavien die Hochplatten mit Küstenrand. Nur Deutschland stellt eine gewaltige Abdachung vor von Hochgebirg, Hochebenen, Mittelgebirg und Tiefebenen.

Ganz anders Ungarn. Wir haben da ein ausgedehntes Gebiet, welches ein Kreisbogen von breitem Gebirg umgürtet. Ein einziger mächtiger Strom beherrscht es, der ringsumher seine Wasseradern aus dem Gebirg empfängt und die Blicke und Gedanken der dort Wohnenden in die Ebene niederzieht. Dieser Hauptstrom geht mitten durch das Land in einem grossen rechten Winkel. Parallel dem einen Schenkel kommt die Theiss gezogen, und im hübschen Gegensatz zum grossen Eirund des Theissgebiets bilden, parallel dem andern Schenkel der Donau, die Drau und Sau zwei kleinere und längliche Flussthäler. Die Flächen aber zwischen der Gebirgsumwallung

verlaufen nicht in einer einzigen einförmigen Ebene, sondern sind wohl vertheilt in einer grossen, der Theissebene, welcher das Gepräge der Einförmigkeit aufgestempelt bleibt, und der kleineren Raabebene auf der andern Seite der Donau, die mit Gebirg und See und Hügelland sich durchaus eigenartig darstellt. In die nackte Grossebene aber ragt von Nordwesten breit herein ein herrliches Bergland mit grünen Wäldern und Thälern, über welche im Norden sich die Felsenburg der hohen Tatra bis in die Wolken erhebt. Diesem Oberungarn auf der deutschen Seite entspricht im walachischen Südosten das Siebenbürger Wald- und Bergland mit seiner Pracht und Schönheitsfülle. Gegen die walachische Ebene abgeschlossen neigt und öffnet sich Siebenbürgen in den Thälern der Maros, der beiden Körös und des Szamos gegen Ungarn hin.

So hatte die Natur hier ein vielgestaltiges Landgebiet geschaffen, das in sich selbst abgeschlossen, auf sich selbst angewiesen, sich auch überall selbst genügen kann. Sind die weiten Ebenen bedeckt mit wallenden Fruchtfeldern und zahllosen Viehheerden, so schmückt sich das Hügelland mit Wiesen und Weingrün. Die Flüsse geben Fischern und Schiffsleuten reichlich zu thun, im Gebirg aber lohnen Jagd und Bergbau. In diesem weiten ungarischen Donaubecken könnte also eine gleichartige und kraftvolle Volksmasse sich ausbilden, nirgends könnte besser ein nationaler Staat sich recht ausreifen.

Was aber zeigt uns die Geschichte? Gerade dieses Land scheint von altersher dazu bestimmt, dass immerdar verschiedene Völker feindlich hier auf einander stiessen. Alles schaut aus der ungarischen Ebene nach den Bergen und der Donau und bald hier bald dort kamen über den Gebirgsrand oder von der Donau wieder neue Eroberer, um sich der Ebene zu bemächtigen.

Die Römer hatten das kroatische Land zu Illyrien geschlagen, und Pannonien, welches ihnen diesseits der Donau lag, in festen Besitz genommen. Das wilde Volk, welches in Oberungarn, celtischen Ursprungs, vom Bergring umhegt

wurde, konnten sie nimmer bezwingen. Weite Sümpfe wehrten den Zugang. Auch mit der Rohheit und Härte der Dazier zwischen Donau und Dniester gab es endlose Kämpfe, bis Trajan endlich die Macht ihres Grosskönigs Dacebalus niederwarf, und nun auch hier die Standlager der römischen Soldaten in und um Siebenbürgen Haltpunkte wurden, von welchen Handel, Land- und Bergbau ausgingen.

Auf die Römerzeit folgte in Ungarn fast sieben Jahrhunderte lang ein wahres Völkergewimmel. Ost- und Westgothen, Quaden und Gepiden, Rugier, Heruler und Szyren, Hunnen und Alanen, Langobarden, Bulgaren und Avaren, Deutsche, Kroaten und Slavonier, Mähren und Slovaken, Chrowaten und Serben — das war ein unaufhörlich Völkerschieben und Hin- und Herwogen. Rasch entstehen grosse Reiche, wenn wieder ein neues eroberndes Volk über die andern hereinbricht: rasch verschwinden sie und Gebirg und Sümpfe nehmen die Flüchtenden auf.

Der Grund aber, weshalb Ungarn so häufig neue Völkerfluth hatte, liegt eben in seiner Weltstellung. Der grosse Ringwall der Karpathen ist weit in den Süden der Ebenen vorgeschoben, welche in ungeheurer Ausdehnung Osteuropa und Nordasien einnehmen. Auf diesen unermesslichen Flächen tummelten sich — ausser Germanen und Slaven — die szythisch-hunnischen Nomadenvölker, welche, abgezweigt von dem Hauptkern der Mongolen diese im weiten Halbkreis umgaben, als da sind oder waren Hunnen und Kumanen, Chazaren, Bulgaren und Avaren, Uzen und Petschenegen und Paloczen. Man nennt sie auch ural-altaische Völker, und unterscheidet insbesondere die finnischen, ugrischen, türkischen Völkerschaften. Man dürfte sie auch als vormogolische oder halbmogolische Völker bezeichnen, der Name Turanier aber würde am besten zu den Sprachstämmen passen. Diese Völker sind mit Ross und Habe immer leicht beweglich. Jeder grosse Anstoss aber, wenn das eine Volk auf das andere drängend es vorwärts schiebt, wirft einen Theil ihrer Schwärme auf Un-

garn, und sie suchen dann unten im Donauthal oder vom Norden her über's Waldgebirg hereinzubrechen.

Nun hat Ungarn noch andere Nachbaren. Wer am obern Donauthore steht und zwischen den deutschen Bergen hervor sieht ins weite Donauthal, fühlt einen Zug in sich, dass er dem mächtigen Strome folgen möchte. Wer aber Griechenland besitzt und auf den weiten Höhenring des Hämus gelangt, wird nicht minder erfasst von einem innern Begehren nach dem reichen Donauthal, das zu seinen Füssen schimmert. Auch die Römer, Byzantiner und Türken haben desshalb vom Süden her entscheidend in Ungarn eingegriffen, wie die Deutschen vom Westen her.

Zu den finnisch-ugrisch-türkischen Völkern gehörten nun die Magyaren. Ursprünglich sassen sie an beiden Seiten der Uralkette zwischen Wolga, Tobol und Irtysch. Wie alle Nomadenvölker hatten sie in weiter Welt keine Heimath und keinen Anhalt als ihren Stamm, keine Ordnung als ihre Sippe, keinen Schutz als die Schärfe ihrer Waffen und die Schnelligkeit ihrer Rosse. Wiederholt bekriegt und bedrängt von den Petschenegen oder Bissenen fassten sieben Stämme, die in 108 Sippen oder Geschlechter zerfielen, den Entschluss, weiter zu wandern, setzten etwa im Jahre 884 auf leichten Flössen, denen sie Schläuche unterbanden, über die Wolga und liessen sich am oberen Don in der lebedischen Ebene nieder. Allein die Petschenegen waren ihnen auf der Ferse. In solcher Verfolgung schaarten sich die Magyaren fester zusammen, wählten den Bedeutendsten unter den sieben Stammeshäuptlingen, Arpád, zu ihrem Heerführer, und zogen südlicher zum schwarzen Meere. Hier schlugen sie die Zelte auf in den Küstensteppen zwischen dem Sereth, Pruth, Bug und Dniester und nannten ihr neues Land Etelköz, das Land zwischen den Flüssen. Es gelang ihnen, sich einen kriegerischen Namen zu machen. Vom griechischen Kaiser angespornt fielen sie dem Bulgarenheer, das Mazedonien verwüstete, in den Rücken und warfen es in

die Flucht. Jetzt beschickte sie Kaiser Arnulf, dass sie ihm einen ähnlichen Dienst leisten und in Ungarn einfallen sollten.

Es hatte sich nämlich ein grossmährisches Reich gebildet, in welchem der schlaue und kühne Swatopluk all die slavischen Stämme, so weit sie von der Mittelelbe bis über die Theiss und Donau hinaus sich ausdehnten, zu verknüpfen suchte. Dem Kaiser Arnulf suchte er das Herzogthum Böhmen, das er nur als Vasall inne hatte, zu entreissen und war nicht zu bezwingen. Tapfer kämpften seine Kernvölker, die Czechen in Böhmen und die Morawen in Mähren und die Slovaken in Oberungarn, die alle drei eines Stammes und Blutes sind. Da beschloss der Kaiser, ihn rasch von allen Seiten zu fassen. Drei deutsche Heere, — das eine vom Main, das andere von Pannonien her, der Kaiser mit dem Hauptheer in der Mitte, — drangen in Böhmen und Mähren ein. Die Magyaren aber schwärmten schon in den Ebenen Ungarns, und ehe Swatopluk sich dessen versah, überfielen sie hier seine Streitmacht und brachten ihr einen schweren Schlag bei. Dann hörte man nichts mehr von ihnen, während die Deutschen den schweren Krieg noch zwei Jahre fortsetzten, bis Swatopluk starb und seine grossmährischen Ideen in die Lüfte zerstoben.

Es war ein schweres Verhängniss für die Kultur Ungarns und für Glück und Frieden der Umwohnenden, dass „die Türken“, wie die Magyaren damals bei den griechischen Geschichtschreibern hiessen, den Weg zur mittleren Donau kennen lernten. Im Jahr 895 zogen sie heran mit Rossen, Wagen und Gezelten. Denn während die Männer auf Beutemachen ausgeritten waren, hatten die Petschenegen wiederum ihr Land überfallen und Weiber und Kinder ermordet, und sie hatten keine Hoffnung mehr, diese unversöhnlichen Feinde mit den Waffen zu bestehen. Zum drittenmal wanderten sie aus, neue Wohnsitze zu suchen. Erst zogen sie nördlich und drangen siegreich bis Kiew vor. Dort scheint ihnen das Land schon zu volkreich gewesen zu sein, und es ging ihnen wie ein Licht auf, Ungarn sei, wie Horváth sich ausdrückt, „die

zu erobernde Heimath" *). Mit ihnen verbrüderten sich stammverwandte Kabarer, welche die Kleinrussen zu Hülfe gerufen hatten, zogen mit ihnen durch Lodomerien und Gallizien, zogen durch das karpathische Waldgebirge, und traten bei Munkacs in die ungarische Ebene ein.

Ungarn und Siebenbürgen war unglücklicher Weise unter sechs Oberhäupter getheilt; walachische, bulgarische, fränkische und grossmährische. Die offene Ebene wurde leichte Beute. Die Magyaren hatten eine Stärke von etwa 200,000 streitbaren Männern: wer konnte dieser zusammengeballten Macht widerstehen! Blutig war das Ringen mit den Slovaken, leicht mit den Bulgaren, auch die deutschen Festungen Ofen, Vesprim, Eisenburg konnten auf die Länge dem Ansturm nicht widerstehen. In sieben Jahren war das ganze Land gewonnen.

Der böhmische Geschichtschreiber Palacky verweist auf die damalige Ausdehnung tüchtiger, fleissiger und bildsamer Slaven von Holsteins Grenzen bis an die Küsten des Peloponnes und auf ihren grossmährischen Kern, der die herrlichste Entwickelung versprochen habe und an den sich nach und nach alle slavischen Völker würden angereiht haben. Er erklärt: „Die Invasion der Magyaren und ihre Festsetzung in Ungarn ist das grösste Unglück, das die Slavenwelt im Ablaufe der Jahrtausende betroffen hat . . . Wie im Westen unter römischem Einfluss die fränkische Monarchie grossgezogen wurde, so hätte im Osten, unter vorherrschendem Einfluss Konstantinopels, ein ähnliches slavisches Reich sich herangebildet, und Osteuropa hätte seit einem Jahrtausend überhaupt eine andere Bedeutung gewonnen, als die ihm geworden ist. Dadurch aber, dass die Magyaren gerade in das Herz des sich erst bildenden Organismus eindrangen und dieses zerstörten, wurden solche Aussichten für immer vernichtet. Die noch kaum verbundenen Glieder des grossen Stammes vereinzelten sich wieder und wurden einander ent-

*) Michael Horváth, Kurzgefasste Geschichte Ungarns. Pest 1863, I. 23.

fremdet, da ein mächtiger fremder Stoff sie auch räumlich von einander schied."*) Ein sehr fleissiger ungarischer Geschichtschreiber, der Bartfelder Pfarrer Ernst Klein, der Fessler's ehrliche und fröhliche „Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen" vermagyarisirt hat, meint sogar: ob ohne das Einbrechen der Magyaren in Ungarn „wohl die Ottone und Friedriche die Kaiserkrone getragen, Kant in Königsberg und Hegel in Berlin die Lehren deutscher Philosophie verkündigt, und deutsche Sprache und Bildung überhaupt so weite Ausbreitung gewonnen hätten?" **)

Vergebens habe ich mich bemüht, für solche Auffassung der Geschichte einen Grund zu finden. Slavische Grossreiche hatten, eben weil ihr Stoff zu weicher Natur ist, stets das Geschick plötzlichen Aufschwellens und rascher Zersetzung. Das grossmährische Reich Swatopluks aber war doch wahrlich lose genug aufgebauet. Gesetzt, es hätte wirklich bis auf Heinrich I. und Otto den Grossen bestanden, würde es ihrer eisern einschneidenden Kraft wohl besser widerstanden haben, als die Macht der Wenden, Polen, Böhmen, Dänen und Magyaren? Auch abgesehen davon, ob es denn wahr ist, dass die Magyaren gerade das Herz des slavischen Organismus getroffen haben, warum sind denn die vielen Millionen Slaven mit dem Häuflein fremden Volks, das sich plötzlich mitten zwischen sie hinein drängte, nicht fertig geworden? — Wahrlich, wie die einzelnen Menschen, so werden und schaffen die einzelnen Völker das, was in ihnen steckt. Hindernisse lenken sie von ihrer Bahn ab, jedoch nur zeitweise, bis sie auf eine oder andere Art ihrer mächtig werden. Selbst die Landesnatur, so unwiderstehlich sie einwirkt, ist nicht im Stande, ein geistig starkes Volk völlig zurückzuhalten. Standen wirklich die Slaven des zehnten Jahrhunderts auf gleicher Kulturhöhe

*) Palacky, Geschichte von Böhmen. I. 195. 196.

**) Geschichte von Ungarn von Ign. Aur. Fessler, bearbeitet von Ernst Klein, Leipzig 1867. I. 29.

mit den Deutschen? Oder haben sie etwa später gleiche Energie und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens bewiesen?

Die Magyaren aber müssen noch viel Edles und Grosses leisten, sonst wird die Geschichte der Menschheit das Jahr, in welchem sie bei Munkacs auf die ungarische Ebene kamen, für immer mit Trauerrand umziehen. Wären sie in ihren Steppen am schwarzen Meer verblieben, so hätte sich Ungarn ähnlich entwickelt, wie Polen und Böhmen. Es wäre ein vorzugsweise slavisches Reich geworden, unter der Führerschaft der Slovaken oder Serben oder auch der Deutschen, und seine Kultur hätte sich stetig entwickelt. War doch schon in das ganze Land das Christenthum, und in ansehnliche Gebiete städtisches Leben eingedrungen, als die Magyaren herbeizogen und mitten im Lande noch länger als hundert Jahre als wilde Heidensöhne sitzen blieben. Noch im zwölften Jahrhundert hingen sie an der Zeltwirthschaft der Steppe und suchten nur im Winter in Hütten und Erdlöchern Schutz, die sicher nicht besser waren, als heutzutage. Jedenfalls wären ohne den Einbruch dieser Halbmogolen die umliegenden christlichen Länder von jener fast siebzigjährigen Leidenszeit befreit geblieben, welche die schwärzeste Stelle in der europäischen Geschichte bildet. In Deutschland sind nach und nach die Ortschaften wieder erstanden, welche die Magyaren einst verheerten, — ob dasselbe auch in den Ländern der Fall, in welche sich der Hämus abdacht?

„Schändlich, Unrecht über Unrecht!“ ruft hier der Magyar. „Haben unsere Väter nicht aus ihren Leibern ein Bollwerk gegen die Türken gebildet? Haben sie dadurch die alte Schuld nicht tausendmal gebüsst?“ Gewiss, sie haben gekämpft und geblutet wie tapfere Männer, wenn auch manchmal Verrätherei mit unterlief. Unter dem glorreichen Hunyady haben sie auch sieghaft wenigstens die Länder der Stephanskrone beschirmt. Im Uebrigen aber erwies sich ihr Bollwerk als gebrechlich. Wie aber? Wären die Magyaren nicht dagewesen,

würden nicht die festen Schlösser und Städte der Deutschen, die schon im zehnten Jahrhundert einen so ansehnlichen Theil des Landes besetzt hatten, sich bis zur Türkenzeit weiter durch Ungarn verbreitet haben? Man vergleiche, was das Häuflein Siebenbürger Sachsen in den Türkenkriegen leistete.

Jene verheerenden Plünderungszüge der Magyaren begannen auf der Stelle, als sie Ungarn erobert hatten. Den fliegenden Reiterschaaren konnte nichts widerstehen: es war nicht anders möglich. Wie der Wind sauseten sie schon heran, ehe man mit Rüstung oder Stellung fertig war. Sie kamen in zehnfacher Ueberzahl: wohin man sah, rings im Feld flogen und zogen ihre schwärzlichen Haufen. Denn immer war ihr Heer, wahrscheinlich nach Stämmen, in mehrere Haufen getheilt: die einen griffen an, die andern lauerten im Hinterhalt. Schon aus der Ferne kam ihr tödlicher Pfeilhagel, sie stürmten an, flohen, schossen im Fortgaloppiren, griffen wüthend wieder an, flohen wieder, und hatten im nächsten Augenblick ihren Feind umzingelt. Was half noch so tapfer Vorstossen in dies fliegende Gewoge von Reitern und Schützen, das sofort sich theilte und sofort sich wieder schloss! Das war keine Schlacht, sondern ein rastlos Jagen und Hetzen und Pfeilhagel aus der Ferne: endlich musste doch die Schlachtordnung der zu Tode Gehetzten brechen, wenn nicht am ersten, doch am zweiten Tag, sicher am dritten. Dann aber wurde athemlos verfolgt, erschlagen, vernichtet, so lange sich noch Leben im Blachfeld regte, und zerstört, verwüstet und verbrannt, was von menschlichem Werk sich brechen und sengen liess.

Sehr bezeichnend ist das Benehmen der Magyaren, seit sie mit König Heinrich I. im Jahr 925 zum erstenmal gekämpft. Sie waren Sieger geblieben, mussten aber solche Verluste erlitten haben, dass sie nicht nur gegen die Sachsen, wie ausbedungen, sondern gegen alle Welt neun Jahre Ruhe gaben. Dann aber hielten sie es nicht mehr aus, es zuckte die Raublust in jedem Arm. Drei grosse Heere sattelten: eines zog

auf Konstantinopel, das andere nach Italien, das dritte wider die Sachsen. Furchtbar ist mit den Deutschen der Zusammenstoss: sobald aber die Wilden die Ahnung durchfliegt, dass jetzt Reiterei da, die ihnen nachsetzt und ihrer Meister wird, galoppiren sie alle davon, Lager und Beute im Stich lassend. „Der deutsche König und sein Heer waren vor Freude über diesen Sieg völlig betäubt“, erzählt Szalay, ein neuerer Lieblings-Geschichtschreiber der Magyaren*). Zwei Jahre später wurde wieder ein Magyarenheer bei den Sachsen vernichtet, ein anderes zog durch das ausgebrannte Süddeutschland nach Frankreich und kehrte über Italien heim. In den nächsten Jahren werden die Ungarnheere in Deutschland stets vernichtet, zwei Heere in Bayern, eines in Kärnthen. Aber sie lassen nicht ab. Die Deutschen gerathen in Bürgerkrieg, der Lothringer Herzog selbst führt die Magyaren bis an den Rhein, hier verlässt auch er sie aus Entsetzen vor den Unholden, und sie nehmen wieder ihre alte Strasse durch Frankreich und Italien. Die Beute, welche sie jetzt mitbringen, ist gar zu herrlich und verlockend. Im nächsten Jahr berennt ihr gewaltigstes Heer Augsburg, während der deutsche König gegen die Slaven an der Elbe zu Felde liegt. Da endlich bringt der St. Lorenztag auf dem Lechfelde einige Vergeltung. Otto zieht heran, seine Macht theilt er in acht kleine Heere, die rasch sich drehen und wenden können, wenn hier oder dort der dunkle Reitersturm heranbraust, wenn er von vorn oder in der Flanke angreift. Da half den Magyaren keine Flucht mehr, ihre Haufen werden umzingelt, erschlagen, nicht einer sollte mehr athmen. Jetzt endlich kamen sie nimmer wieder.

Es war ein unheimlich Grauen, welches die damaligen Völker vor den Magyaren überschlich. Sie glaubten zuletzt nicht anders, als diese „Hunnen“ seien nicht von Menschen,

*) Gesch. Ungarns von Ladisl. v. Szalay, deutsch von H. Vögerer, Pest 1866. I. 36.

sondern von teuflischen Geistern gezeugt. Magyarische Geschichtschreiber sprechen dagegen nur von „räuberischen Abenteuern.“ „Ausser der Neugierde“, sagt Horváth, „und dem Geizen nach Schätzen scheint auch ein höherer Gedanke unsere Väter zu Kriegszügen ermuntert zu haben: sie wollten den ungarischen Namen bei den Nachbarvölkern gefürchtet machen und diese zugleich schwächen, damit das neue Vaterland durch den Ruhm der Waffen und durch Furcht gesichert wäre.“*) Ein köstlicher Einfall: erst wird ein „neues Vaterland“ erobert und dann der Besitz dadurch befestigt, dass man planmässig lange lange Zeit hindurch den Völkern ringsumher Blut ablässt, auf dass sie schwach und furchtsam würden. Szalay aber meint: „die neueren deutschen Geschichtschreiber malen diese Raubzüge in den schwärzesten Farben aus, vielleicht weil sie sich schämen, dass das ungeheure deutsche Reich beim Herannahen der ungarischen leichten Reiterei länger als ein halbes Jahrhundert von einem Schrecken in den andern fiel. Und dennoch unterscheiden sich die Einfälle der Germanen in das römische Reich, von denen diese Schriftsteller stets mit einer gewissen Extase sprechen und welche nach ihrer Ansicht die in Fäulniss übergegangene alte Welt wieder auffrischten, in gar nichts von dem wiederholten Auftreten der Ungarn auf deutschem Boden.“**) War es der blosse Hunger nach Raub, der die Germanen in Bewegung setzte, oder war es die Nothwendigkeit, sich neue Wohnsitze erobern zu müssen?

Szalay lässt dabei den alten Hauptchronisten der Ungarn, den unbenamten Kanzler Königs Bela aus dem 12. Jahrhundert auftreten und von den alten Magyaren erklären: „Sie waren ausserordentlich weise und sanft, und es gab so zu sagen keine Sünde unter ihnen; . . . als sie sich später mit dem Kriegswesen beschäftigt, . . . wurden sie grausam, . . . und

*) Horváth a. a. O. I. 36.

**) Szalay a. a. O. I. 66—67.

ich glaube, ihr erkennt jetzt noch an ihren Früchten, dass sie ein rauhes Volk waren." Szalay setzt hinzu: „Grausamkeit gehörte nie zu den Charakterzügen der Ungarn. Wie wären sie im Stande gewesen, ein auf hunderttausend Köpfe sich belaufendes Heer ausser Landes zu schicken, wenn sie die unterjochten Völkerschaften nicht mit der Palme versöhnender Mässigung, sondern mit der eisernen Ruthe der Grausamkeit in der Hand regiert haben würden? Und was sie daheim nicht thaten, liess ihr heiterer Sinn und ihre Gutmüthigkeit wohl auch auswärts nur selten verüben." Wie derselbe Szalay noch jetzt mit ersichtlichem Behagen erzählt, wie oft die Magyaren damals die erbeuteten Schätze glücklich nach Hause gebracht, so berichtet er über den tückischen Mord an 15000 deutschen Kreuzfahrern, die in der Gegend von Raab geplündert und einen Jüngling gespiesst, darob vom König Koloman rings umstellt, auf sein Versprechen, er wolle nur die Schuldigen aussuchen und die Andern im Frieden weiter ziehen lassen, ihre Waffen an seine Leute einstweilen abgegeben hätten. „Koloman mag die Kunde von dieser plötzlichen Nachgiebigkeit mit dem Lächeln der Verachtung aufgenommen haben. Er gab den Befehl, sie allesammt niederzumachen. Es entkamen kaum 3000 von ihnen nach Deutschland, um zu verkünden, dass ihre Gefährten den wohlverdienten Lohn empfangen hätten." *)

Es ist sonderbar, und zu wissen nicht überflüssig, wie sich historische Thatsachen in den Köpfen verschieden spiegeln. Wir aber verweilten etwas bei jenem ersten Auftreten der Magyaren, weil es ihre einzige Periode ist, in welcher sie sich in unserm Welttheil einen grossen Namen machten, einen Namen freilich durch nichts als durch unablässige weit ausgedehnte Raubzüge in Masse, die keine Spur in der Geschichte hinterliessen, als eine Zeitlang verödete Gegenden.

Vergebens forscht man nach ein paar Bausteinen, welche

*) I. 241—242.

Magyaren zum grossen Fortschritt der Menschheit beigetragen hätten. Es gibt keine einzige Kulturidee — sei es im Rechts-, Kriegs- und Staatswesen, in Religion und Sitte, in Kunst und Wissenschaft, oder auf welchem Gebiete immer es sein möge, — ja es gibt nicht einmal irgend ein eigenthümliches Erzeugniss der Industrie oder des Handelsverkehrs, die von Ungarn aus ihren Weg zu der gebildeten Welt genommen hätten. Man häufe alle die historischen Leistungen der Magyaren zusammen und vergleiche sie mit dem, was andere kleine Völker, wie die Schweden, Dänen, Schotten, Holländer, Portugiesen für die Kultur gethan, — welch gähnende Oede bedeckt die ganze tausendjährige Geschichte der Magyaren. Denn — ihr Geist, so feurig und stählern und willenskräftig er ist, so unfruchtbar ist er in seiner Tiefe. Ihr Charakter, so prächtig er in seinem Löwenmuth und verzehrenden Ungestüm sich entfaltet, so hinderlich ist und bleibt er dem eigentlichen Schaffen.

Ungarn war immerdar ein Verzehrer, und konnte, was ihm an geistigem und sonstigem Gut von andern Völkern zufloss, niemals mit etwas Anderm bezahlen, als mit Korn und Vieh und Wein und ausgezeichnetem Soldaten-Material.

III.
Ungarns Mittelalter.

Einführung des Christenthums. Gefangenenmenge. Deutsche Ritter. Blutmischung. Sechs Völkerschaften. Ungarische Kriege und Könige. Eindringen der Kultur. Sprachrückweise. Nachbildung deutschen Staats- und Rechtswesens. Politisches Talent. Blutiges Parteitreiben. Geringer Einfluss auf Europa. Kaiserliche oder päpstliche Oberherren. Mongolennoth. Ungarn unter Königen von aussen her. Vier Perioden derselben. Eintheilung der ungarischen Geschichte. Hunyady und Mathias. Ungarns traurigste Zeiten. Rolle Siebenbürgens. Nationale Aufstände. Adelsverschwörungen. Tragische Verwicklung.

Kaiser Otto der Grosse folgte den Magyaren nicht. Er wollte sie weder, wie Karl der Grosse die Avaren, unterjochen,

noch aus Ungarn wieder vertreiben, sondern er trachtete danach, auf andere Art Europa gegen ihre Raubzüge sicher zu stellen. Den kühnen und tapfern Männern sollte die Wohlthat des Christenthums zu Theil werden. Nachdem er die österreichische Schutzmark wieder aufgerichtet hatte, liess er nicht nach, die Magyaren anzuregen, dass sie Glaubensboten annähmen. Sie verstanden sich endlich dazu, und die Arbeit der deutschen Mönche und Bischöfe, welche sich jetzt über das Land vertheilten, wurde durch einen besondern Umstand wesentlich gefördert. Es war von jeher die Art der vorderasiatischen Stämme, auf ihrem Gebiete fremde Völker bei deren Sitten und Glauben zu lassen, sobald sie sich nur unterwarfen. Wie einst im Chazarenreich, so besteht noch jetzt bei den Türken diese lobenswerthe Sitte, wenn auch nicht zu verkennen, dass ihr ebenso viel eigene Lässigkeit als Nichtachtung der Fremden zu Grunde liegt. Auch die Magyaren liessen desshalb ihre christlichen Gefangenen ruhig bei ihrer Religion gewähren, nur die Kinder hätten sie gern ihrem Volke einverleibt. Der Passauer Bischof Piligrim schrieb 974 aus Ungarn an den Papst: „Die Christen, welche die Mehrheit des Volkes bilden, aus allen Weltgegenden als Gefangene dahin geschleppt waren, und bisher ihre Kinder nur heimlich taufen konnten, bringen jetzt diese ungescheut zur Taufe. Die Heiden leben in solcher Eintracht mit den Christen, dass Jesaias' Weissagung in Erfüllung geht: „der Wolf und das Lamm werden mit einander weiden.“ Schon der Nachfolger des ungarischen Oberhaupts, welches die Lechfeldschlacht erlebte, Herzog Geisa, nahm eine Christin zur Frau, opferte aber nebenbei auch seinen alten Heidengöttern, und meinte im ächt ungarischen Stil: „Er habe genug für sie und den Christengott.“ Als aber sein Sohn Stephan sich mit der kaiserlichen Prinzessin Gisela vermählte, musste er schwören, sein Volk mit allem Ernste zu bekehren. Da nun auf jeder Herrschaft, in jeder Gemeinde Christen in solcher Menge wohnten, so ging die Verbreitung der Kirche, als sie einmal von oben her

beschlossene Sache war, leichter von Statten. Jedoch öfter, und noch fast hundert Jahre nachher, brachen im Volke, um das verhasste Christenthum auszurotten, blutige Aufstände aus, die man mit dem Schwerte musste niederschlagen. Und hierbei half nicht wenig die Menge deutscher Ritter und Grafen, die bei Gisela's Brautfahrt und später ins Land zogen.

Diese deutschen ritterlichen Herren kamen nicht bloss aus Bayern und Böhmen, auch aus Schwaben, Franken, Sachsen. Sie hatten wahrscheinlich eingesehen, dass der Charakter der Magyaren, als sie des Räuberhandwerks sich einmal entschlagen, auch seine schönen und mannhaften Seiten habe. In dem noch dünn bevölkerten Lande bot man den Deutschen grosse Güter an, auf denen sie blühende Geschlechter gründeten. Mit den Herren wanderten ohne Zweifel auch deutsches Kriegsvolk, deutsche Kaufleute und Handwerker ein, die sich niederliessen, Handel und Geschäfte trieben, die Forsten bewirthschafteten und Bergbau anfingen. Gisela förderte aus allen Kräften diese Einwanderung und ihr Gemahl, König Stephan, gab seinem Thronfolger folgende Lehre: „Die Eingewanderten, gleichwie sie aus verschiedenen Ländern kommen, bringen auch verschiedene Sprachen, Sitten, Kenntnisse und Waffen mit sich, wodurch sie den Glanz des königlichen Hofes und die Stärke des Reichs vermehren. Ein Reich von einerlei Sitte und Sprache ist kraftlos und gebrechlich. Darum sollst du sie gütig aufnehmen und halten, damit du nicht verderbest, was ich gebauet, und nicht zerstreuest, was ich gesammelt habe.“ Die Absicht solcher Lehre ist klar. Der König musste die neue Kirche und die neue politische Verfassung zum guten Theil auf die Macht und den Zusammenhalt der gebildeten Fremden stützen: die aufsteigende königliche Gewalt wäre in der That zerbrechlich geblieben, hätte sie es mit dem Widerstande einmüthigen Volks, das durch keine Fremden zersetzt wurde, zu thun gehabt.

All diese gezwungenen und freiwilligen Einwanderer sind — mit Ausnahme der Juden — allmählig ins Magyaren-

volk aufgegangen, und es liegt auf der Hand, wie sehr dadurch sein wildes Blut gesänftigt, überhaupt seine Natur gemildert und geändert werden musste. Man denke nur an die hunderttausende von Christensklaven, deren nach Piligrims Schätzung sogar mehr als Magyaren selbst gewesen wären, und zwar grösstentheils deutschen Ursprungs. Noch wiederholt haben die Magyaren massenhaft fremde Volkstheile in sich aufgenommen, selbst noch zu Zeiten Rudolf's von Habsburg betrieben sie die gewaltsame Auffrischung ihres Volkes durch deutsche Säfte. Im Jahr 1270 schleppten sie an zwanzigtausend Menschen aus Oesterreich fort, und im folgenden Kriegsjahr versorgten sie sich noch einmal ausgiebig mit deutschen Gefangenen.

Neben der gezwungenen Magyarisirung stand aber auch die freiwillige stets in Blüthe. Nicht bloss Kumanen und Jazygen, Petschenegen und Bulgaren, auch zahllose Deutsche, zahllose Ruthenen und andere Slaven haben fort und fort ihr Blut mit den Magyaren vermischt und deren Sitte, Sprache und Denkungsart angenommen. Mitten in Europa haben wir das eigenthümliche Schauspiel eines Volks, das bei eigener sehr geringer Kindermenge und sehr grosser Kindersterblichkeit theilweise sich so zu sagen nährt von fremdem Fleisch und Blut. Bei den Türken finden wir eine ganz ähnliche Erscheinung. Im Ganzen genommen sind durch so starke und so viele Jahrhunderte fortgesetzte Blutmischung die Magyaren am meisten den Deutschen in Sinnes- und Denkungsart ähnlich geworden. Mit welch kräftigem Saft aber ist das magyarische Wesen ursprünglich getränkt gewesen, dass die Grundfarbe durch alle Beimischung noch so deutlich durchschimmert!

Im Uebrigen blieben die sechs Nationalitäten so ziemlich in den Sitzen, welche sie einnahmen, als die magyarische als die siebente hinzukam. Die Slovaken wohnten in Oberungarn, die Ruthenen im und am karpathischen Waldgebirg, die Kroaten und Serben auf der rechten Seite der Donau, die

Walachen oder Dako - Rumänen ragten in dichter Masse vom Osten, die Deutschen vom Südwesten herein. Die Magyaren aber siedelten nur so weit sich an, als die Ebene ans Gebirge reichte. Die Deutschen verstärkten sich allmählig im Innern, auch die Serben erhielten im achtzehnten Jahrhundert einen mächtigen Zuwachs: die andern Völkerschaften hätten nur durch Gebietserweiterung nach aussen sich vergrössern können.

Allerdings wurden öfter Ungarns Grenzen durch Eroberung ausgedehnt; in Folge glücklichen Kriegs gehörte bald das eine, bald das andere der Nachbarländer dazu. Kriege aber wurden geführt mit Deutschen und Griechen, mit Venetianern und Polen, mit Böhmen und Russen und Bulgaren. Die ungarische Macht drückte auf Prag und Warschau, auf Belgrad und Venedig. Unter Ludwig dem Grossen netzten die Wogen des adriatischen und des schwarzen Meers die Grenzen des ungarischen Reichs, dazu trug er auf seinem Haupte die Krone von Polen. Der grösste König Ungarns, Mathias Corvinus, besass sogar ein paar Jahre lang das eroberte Wien.

Hätte Ungarn im Mittelalter mehr solcher Herrscher gehabt, so würden die Magyaren bei ihrer kriegerischen Energie, die bei des Königs erstem Ruf jubelnd in den Sattel sprang, und bei der Schwäche der umwohnenden Naturvölker nicht bloss die Länder der rechten Donauseite, sondern auch die Abdachungen des Karpathenrings behauptet haben. Allein unter 36 Königen von Stephan dem Heiligen bis Ludwig II sind nur etwa Acht wahrhaft tüchtige, und nur etwa Drei Menschen höherer Art: die übrigen alle bekunden sich als Sklaven blutiger Parteien oder ihrer eigenen zügellosen Leidenschaft. Vielleicht verdankte Ungarn es hauptsächlich seiner Lage und Landesnatur, dass es nicht schon im Mittelalter in Stücke gerissen wurde.

Mit dem Christenthum zog allmählig auch andere Kultur ins Land Vieles, besonders im Landbau, nahmen die Magyaren von den Slaven an, die ihnen weit voraus waren. Auch über die dalmatinischen Küstenriffe aus Italien, und über das

schwarze Meer aus Konstantinopel flossen den Ungarn mannigfache Bildungsstoffe zu. Grösstentheils aber bedurfte es zu deren festen Ansiedelung deutscher Kräfte. Höhere Bildung blieb, soviel Mühe sich auch einzelne Könige gaben, sie auszubreiten, gar oft noch lange Zeit gleichsam auf dem Lager: kaum dass der Adel sich davon aneignete und seinem Leben etwas europäischen Anstrich gab.

Wie in jener Zeit das Eindringen der Kultur vor sich ging, darüber finden sich noch leserliche Nachrichten in ihrer jetzigen Sprache. Die Deutschen nahmen Schule, Thron, Altar, aber auch Fenster, Spiegel, Pforte, Markt und zahllose andere Wörter mit der Sache selbst von den Romanen an, die Magyaren benutzten in ähnlicher Weise den reicheren Kulturschatz ihrer Nachbarn. Magyarischen Ursprungs sind z. B. die Wörter der Familie und Viehzucht, und sie gehen bis in die feinsten Unterscheidungen. Für Schwestern und Brüder gibt es verschiedene Wörter, je nachdem sie älter oder jünger sind als der Sprechende, und wenn der amerikanische Farmer für lebendiges und todtes Schweinefleisch sich verschiedene Ausdrücke bildete, so benannte einst der Steppen-Magyar das Ferkelchen anders, wenn es schon ein paar Monate alt war, als wenn es noch an der Mutter saugte. Dagegen Vásár Bazar, und davon vásárol kaufen stammt von den Türken her. Isten Gott, ármány Teufel, vár Burg, tál Schüssel, tiz zehn, száz hundert, ezer tausend haben die Magyaren mit den Iraniern gemein. Von den Slaven haben sie Heu und Stroh, széna und szalma, Furche und Dünger borona und gané, Kohl und Aehre káposzta und kalász, Sense kasza und die meisten landwirthschaftlichen Ausdrücke, und das Wort für Deutsche wie für Tauben, német und galamb. Linsen aber lencse, Raps repcze, Salat saláta, Dinkel tengely, selbst Rübe und Möhre, répa und murok, mussten schon von den Deutschen hergenommen werden, von denen der Unterschied zwischen Bürger und Bauer, polgar und pór, ferner Meister und Krämer, mester und kalmár, Bäcker und Barbier, pék und borbély, dann die

Herrschaftsnamen gróf Graf, ispán Gespann, báró Baron, püspök Bischof, sáfár Schaffer, stammen. Selbst die allerersten Anfänge zum sesshaften Volk erinnern — während Feuer und Wasser, tüz und víz, Gold und Eisen, arany und vas, Pfeil und Messer, nyíl und kés urmagyarisch sind — merkwürdig genug an deutsche Vorbilder: ház Haus, istállo Stall, Feld föld, Garten kert, Mühle malom, Kamin kémény, Lampe lámpa, Kerze gyertya, Kammer kamra, Schemel zsámoly, Schindel zsindel, Ziegel tégla, Leiter létra, Kanne kanna, Flasche palaczk, — ferner Malz maláta, Most must, Kost koszt, Semmel zsemlje, Tinte tinta, Petschaft pecsét, Perücke paróka, Erz ércz, Draht drót, Schlacke salak und noch viele, viele andere Wörter. Reichlich hat, wie bei der langen Uebung im Latein selbstverständlich, auch diese Sprache zugesteuert, wie penna Feder, árenda Pacht, pincze von pincerna Keller, iskola Schule.

Die Deutschen bildeten ihr Staatswesen zum Theil nach dem Vorbilde, das ihnen Frankreich und Italien aufstellten: die Ungarn das ihrige aber gänzlich nach deutschem Muster. Schon Stephan der Heilige hatte die königliche Gewalt, die obersten Hofbeamten, die Comitate mit den Stuhlrichtern, die Burggrafen mit den Burgmannen, die Reichstage mit Adel und Geistlichkeit, die Strafrechtspflege, die Verwaltung des Reichsgutes und anderes mehr nach deutscher Art eingerichtet, und unter mehreren der folgenden Regierungen wurde daran fleissig weiter gearbeitet. Man suchte Gesetze und Institute, die man herüber nahm, z. B. Ordalien und Eideshelfer, Ungarns Verhältnissen anzupassen, und es ist für den Forscher nicht wenig anziehend, zu beobachten, wie das geschah. Urmagyarisches von irgend welcher Bedeutung möchte sich im ganzen ungarischen Staats- und Rechtswesen wenig antreffen lassen. Oft aber erscheint in Ungarn nicht etwa bloss ein trübes deutsches Spiegelbild, sondern in seinen Umrissen ein klares Musterbild von dem, was sich zwischen Vogesen und Böhmerwald im stillen Lauf der Zeit kraus und bunt entwickelt hatte, ähnlich,

wie einst die Engländer meinten, auf dem nackten Boden von Virginien ein Ideal von Locke's Lehnsverfassung ansiedeln zu können. Die Unterschiede aber vom deutschen Staatswesen sind nicht minder belehrend. Während das deutsche Wehrgeldsystem sich nach dem Stande des Getödteten richtete, erhielt im ungarischen auch der Adelsrang des Schuldigen Gewicht. Ein Graf (Gespan) büsste, wenn ihm das Unglück begegnete, dass er in der Hitze seine Frau todtschlug, mit fünfzig Ochsen, der gemeine Adlige kam mit zehn, der Burgmann schon mit fünf Ochsen davon. Das Herabsinken der Bauern in Hörigkeit und Leibeigenschaft, die landständische Entwickelung, die vermehrte Reichsgesetzgebung, alles das folgte langsam den deutschen Vorgängen, selbst das reichsstädtische Wesen wurde nachgeahmt. So sehr aber die königlichen Freistädte in Ungarn, wenn nicht Deutsche ihr Stadtrecht und ihre Mauern gründeten, täuschende Aehnlichkeit mit grossen Dorfanlagen behielten, in so ländlich derbem Zuschnitt erschien auch die Adelsverfassung.

In Einem aber übertrifft Arpád's Enkel die meisten andern Völker, das ist sein Sinn und Talent und Eifer für die öffentlichen Dinge. In diesem Stück könnten sich die Magyaren mit den alten Römern vergleichen, denn gerade wie jene zeichnet sie der beständige Trieb aus, sich politisch zu bethätigen, und Alles und Jedes auf das Staatswesen zu beziehen. Ihre Staatsverfassung mit all den verschiedenen Rechten, welche daran hängen, haben sie von jeher klar auf dem Papiere ausgearbeitet, und Jedermann hatte ihre Artikel in seinem Kopfe vorräthig zum täglichen Gebrauch.

Dieser politische Sinn fand freilich seine Schattenseite in dem beständigen und wüthenden Ringen der Parteien um die oberste Gewalt. In keines andern Christenlandes Geschichte ist soviel an blutigen Empörungen, an Justizmorden in den höchsten Kreisen, an Scheusslichkeiten in der königlichen Familie verzeichnet. Da fürchtet, um ein paar Beispiele anzuführen, ein König, welcher gar den Ehrentitel Aba oder Vater

führt, den Ausbruch einer Verschwörung seiner Magnaten: er beruft sie zu einer Berathung, lässt sie festnehmen und in demselben Hause gleich ein halbes Hundert enthaupten. Da ist ein königlicher Prinz geblendet worden, allein neunzehn Jahre später besteigt er dennoch den Thron. Auf dem ersten Landtag, den er hält, erhebt die Königin lautes Jammergeschrei über die Urheber seines Unglücks, und sofort werden achtundsechzig Herren niedergemetzelt. Zwei Königinnen fahren über Land; plötzlich umzingeln Aufrührer den Wagen, werfen von den beiden obersten Hofbeamten den Einen vom Pferde und hacken ihm das Haupt ab, der Andere wehrt sich mit dem Rücken am Wagenschlag der Frauen, und als er von Pfeilschüssen niedersinkt, wird er vor ihren Augen ebenfalls geköpft. In diesem Stil gibt's der Geschichten unzählige. Nur vier Monate dauerte 1514 der ungarische Bauernkrieg: gleichwohl bezahlte ihn das Land mit grauenhafter Verwüstung und der Adel mit hunderttausend Todten.

Es ist diesem ewigen innern Gezänk und Getriebe nicht zum geringen Theil zuzuschreiben, wenn Ungarn, das so viel erobernde Heere über seine Grenzen schickte, das seinen Königen, wenn sie nur irgend Geschick hatten, eine so grosse gesammelte Kraft zur Verfügung stellte, doch im Ganzen und Grossen auf die Weltgeschicke wenig Einfluss übte. Selbst die glänzenden Regierungen Ludwig des Grossen und des viel tüchtigeren Mathias Corvinus hinterliessen keine tieferen Spuren.

Wohl aber drückten die welthistorischen Ereignisse, die anderswo auftraten, in der Regel auch auf das Theiss- und Donauland hinter seinem Karpathenringe. Auf ein paar dieser weltgeschichtlichen Strömungen müssen wir noch unsere Aufmerksamkeit richten.

Das erste für Ungarn schwer wiegende Ereigniss war das Erstarken der deutschen Macht. Die Ungarn mussten ihre Grenze bis zur Leitha zurückziehen, und den salischen Kaisern den Vasalleneid leisten. Als kluge Politiker wussten sie den

einzigen ebenbürtigen Gegner, welchen der Kaiser hatte, wohl zu benutzen: dies war der Papst. Gewiss gab es in ganz Europa keinen Winkel, wo man so von ganzem Herzen gleichgültig war gegen Religion und Kirche, als im weiten Ungarn, und gerade dieses Land hat die Ansprüche der päpstlichen Universalherrschaft gepflegt und gefördert, wie kein anderes. Als Stephan der Heilige sein Reich einrichtete, erbat er sich vom Papste die Krone und das königliche Recht, die Bischöfe zu ernennen, indem er sein ganzes Land dem päpstlichen Stuhle weihete und als dessen Geschenk zurücknahm. Jeder ungarische König sollte fortan persönlich oder durch Abgesandte dem Papste gebührenden Gehorsam und Verehrung bezeugen. Auf solche Weise dachte Stephan der kaiserlichen Oberherrschaft auszuweichen, und zugleich seine königliche Regierung, indem er sie auf die Prälaten stützte, gegenüber den alten Stammeshäuptlingen zu befestigen. Der hocherfreute Papst verlieh dem Ungarnkönige das besondere Ehrenrecht, das Doppelkreuz als Zeichen des Apostelthums vor sich hertragen zu lassen, und benahm sich seitdem als beständiger väterlicher Obmann und Beschützer dieses Reichs. Kaiser Heinrich IV. war noch als Knabe nach Stuhlweissenburg gekommen, um einen andern Knaben, Salomon, auf den ungarischen Thron zu setzen. Papst Gregor VII. aber erklärte sich für den Gegenkönig Geiza und versicherte: „Gott habe diesen nach seinem gerechten Urtheil zum Herrscher erhoben, weil sein Vetter, den würdigeren Schutz St. Peters verachtend, sich selbst zum Lehnsfürsten des deutschen Königs herabgesetzt habe.“ Unter dem Sausen der Bannflüche, welche Rom auf die deutsche Krone schleuderte, lösete sich die ungarische wieder von ihr los, und als König Bela in der Noth dem Kaiser Friedrich II. wieder den Lehnseid leistete, war Papst Innocenz III. gleich bereit, ihn des Eides wieder zu entbinden. Sobald der Papst einen französischen Prinzen glücklich auf den Thron von Neapel und Konradin aufs Blutgerüst gebracht hatte, beeilte sich der Anjou, mit dem Könige von Ungarn ein Schutz- und Trutzbündniss

und innige Freundschaft „wider alle Deutsche und Deutschlands Helfer“ abzuschliessen. Rudolf von Habsburg aber dachte daran, Ungarn als erledigtes Reichslehen zu behandeln: da bot der päpstliche Legat das Aeusserste auf, dass Karl Robert von Anjou rasch das Königreich in seine Gewalt bekam, und damit diese Gewalt unerschütterlich sei, wurde er nicht weniger als viermal gekrönt. Denn, wie noch heutzutage, schien den Ungarn schon damals in einer ordentlichen Krönung die rechte Weihe und Kraft des Königthums zu beruhen. Natürlich wurde Ungarn eine schöne Geldquelle für Rom, und die Reichthumsfülle seiner Bischöfe ist noch jetzt grösser, als sie es war bei den Prälaten in Mexiko.

Die fürchterliche Verheerung durch die Mongolen, welche Ungarn im Jahr 1242 erlitt, vermochte die Kraft seines Volkes nicht zu brechen: ein grosser Theil hatte in den Gebirgen und hinter den Sümpfen der Theiss sich geborgen gehabt. Als die Wüthriche wieder abzogen, blieb eine trostlose Leere zurück. Die kriegerische Stärke des Landes hatte sich als äusserst schwach bewiesen, die adligen Banner waren gar säumig herbeigezogen. In seiner tiefsten Noth war Ungarn von aller Welt verlassen gewesen. Man hatte draussen die Mongolengefahr für nicht so gross gehalten, oder gemeint, die Magyaren würden diese Sache mit ihren asiatischen Stammesbrüdern schon abmachen. In der That erinnert, was die Geschichtsquellen von dem Auftreten der unabsehlichen Mongolenschwärme, von ihrer Kriegs- und Verfolgungsweise erzählen, gar deutlich an die magyarischen Räuberzüge dreihundert Jahre früher. Mit Schrecken aber hatten die staatskundigen Männer in Ungarn eingesehen, ihr Staat bedürfe Schutz und Anhalt von aussen.

Es bereitete sich die Zeit vor, wo Ungarn, nachdem es über 400 Jahre lang unter magyarischen Herzogen und Königen gestanden, anfing, ein Spielball europäischer Fürstenpolitik zu werden. In jenen vierhundert Jahren hatte es anfangs der Macht des deutschen Lehnsherrn, später eine kurze Zeit lang byzantinischen Einflüssen sich öffnen müssen: immer aber

blieb Ungarn selbstständig unter seinen nationalen Königen und Antrieben. Als aber Arpád's Stamm im Jahre 1301 ausstarb, erhielt Ungarn, eine kurze glorreiche Zeit ausgenommen, seine Oberhäupter von aussen her, und wiederholt rollten die Würfel, welche sein Schicksal entschieden, von auswärts über seine Grenzen herein. Dieser zweite lange Zeitraum der ungarischen Geschichte, welcher bis auf unsere Tage, wenn noch ein Menschenalter hinzukommt, schon 600 Jahre umfasst, zerfällt in vier Perioden.

Zunächst folgen 225 Jahre lang Könige aus verschiedenen europäischen Fürstenhäusern. Der Adel, in wüthende Parteiungen zerfallen, rauft sich um die Herrschaft und bietet nebenbei den Königsthron feil. Jedoch fallen in diesen Zeitraum die vierzig Jahre der Regierung Ludwig des Grossen und die fünfzig glorreichen Jahre der Hunyadys. Ausser ihnen blüht historische Freude fast nur in den deutschen Kolonien, die in Recht und Sitte ganz wie im Mutterland sich entfalten, und reich und mächtig werden durch Handel und Gewerbe.

Dann muss Ungarn, wie es schon bei dem ersten Heranziehen der Türken zu Kaiser Sigmund's Zeiten geschah, sich unter den Schild des deutschen Kaisers flüchten. Seine Krone bleibt fortan bei dem Hause Habsburg, aber 175 Jahre lang muss Letzteres mit nationalen Aufständen und zugleich mit den Türken kämpfen, um Ungarns Krone zu behaupten. Dies ist die wildeste, kriegerfüllteste und elendeste Zeit, welche Ungarn durchlebte, und in dieser Periode leidet auch die Macht und Blüthe der deutsch-ungarischen Städte Schiffbruch.

Jetzt folgen, von 1711 bis 1825, mehr als hundert ruhigere Jahre. Ungarn folgte des Kaisers Fahnen in die Türken-, Preussen- und Franzosenkriege, und zu gleicher Zeit öffnete es sich wieder der zuströmenden deutschen Kolonisation und den von Wien aus geleiteten Reformen, welche es einigermassen vom Mittelalter loslösen. Ungarn, das letzte Land, welches aus Asien sein herrschendes Volk erhielt, gehörte in

Europa zum Nachtrab und war tief zwischen asiatischen und gebildeten Zuständen stecken geblieben.

Endlich folgt das letzte Halbhundert Jahre der Gegenwart, wo Ungarn sich mit überraschendem Ungestüm kopfüber in die Wogen der europäischen Kulturbewegung stürzt und eine Umwälzung vor sich geht in all seinen Lebensbedingungen. Das Eigenthümliche dieser neuesten Periode liegt darin, dass das magyarische Element, früher im langen Lauf der Jahrhunderte stets das am meisten kulturfeindliche und zurückhaltende, jetzt das schöpferische und vorwärtsdrängende wird, und zwar im scharf nationalen Gegensatz sowohl gegen seine alten deutschen Erzieher und Zuchtmeister, als gegen die übrigen Völkerschaften in Ungarn.

Wir stehen noch in der Mitte, vielleicht erst in den Anfängen dieser Bewegung, und um sie besser zu würdigen, werfen wir noch einen Rückblick, wie vorher auf die ersten vierhundert Jahre der ungarischen Geschichte, wo das Königshaus Arpád's noch bestand, so jetzt auf die folgenden sechs Jahrhunderte der nicht einheimischen Könige.

Als Andreas III., der letzte männliche Sprosse aus Arpád's Geschlechte, verblichen, wählte die eine Partei erst den König von Böhmen zu seinem Nachfolger, dann seinen Sohn, dann den Herzog Otto von Bayern. Die Gegenpartei aber hatte sich unter die Flügel der päpstlichen Politik gestellt, welche nach dem Sturze der Hohenstaufen auf der Höhe ihrer Macht stand. Sie erhob Karl Robert von Anjou auf den ungarischen Thron und besiegte seine Mitbewerber. Nach Abgang der Anjou übertrugen die Ungarn ihre Krone dem mächtigsten Hause Mitteleuropa's, dem Luxemburger, und als Kaiser Sigmund starb, wählte man zu seinem Nachfolger erst Albrecht von Oesterreich, dann den König von Polen.

Die ungarischen Geschichtschreiber pflegen mit dem Jahr 1526 den ersten Haupttheil ihrer Geschichte abzuschliessen. Sie nennen die Zeit von Arpád bis dahin die glorreiche Zeit ihrer nationalen Könige, die nachfolgenden viertehalbhundert

Jahre sind ihnen die österreichische Zeit der Schmach und des Niedergangs. Vielleicht liegt dieser Scheidung mehr persönliches Belieben zu Grunde, als eine durchgreifende Wendung der Geschichte. Denn was hatte sich seit 1526 geändert? Allerdings stand ein paar Jahre später der Halbmond drohend und funkelnd über der Ofener Königsburg, die Türkenkriege hatten aber in Ungarn schon viel früher begonnen und ihre fürchterliche Gefahr hörte noch vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder auf. Ausserdem hatte Ungarn ja bereits eine Mogolenzeit durchzumachen. Die Reichskrone aber war auswärtigen Königen auch schon vor den österreichischen aufs Haupt gesetzt, wie Otto, Sigmund, den beiden Uladislaus. Die Bürgerkriege blieben vor und nach 1526 an der Tagesordnung. Die Reformation brachte für sie nur einen Anlass mehr. Die Verfassung aber, die Adelsherrschaft, die socialen Zustände dauerten bis zur Zeit Maria Theresia's: erst unter ihrer Regierung trat ein entschiedener Umschwung der Dinge ein.

Als zuerst ein polnischer König auf den ungarischen Thron erhoben war, zeigte sich unter Siegen und Niederlagen noch einmal, welche Kräfte Ungarn aus seinem eigenen Schoosse erzeugen könne. Der Türkenbesieger Johann Hunyady, der sich zu einer Stellung, wie etwa die eines fränkischen Majordomus war, emporschwang, ist an Genie, Ausdauer und nie versiegendem Edelmuth die edelste und schönste Erscheinung der ganzen ungarischen Geschichte, freilich ein W a l a c h e von Geburt. In der Regierungszeit seines Sohnes aber, des glorreichen Königs Mathias Corvinus, ist es eine wahre Freude, die glänzenden Spuren des Wirkens eines kühnen und erleuchteten Mannes zu verfolgen, wie er seine fruchtbaren Pläne im Dunkeln anlegt und sie dann mit unvergleichlichem Geschick und nachdringender Kraft vollführt, zum Trotz allen Hemmnissen. Mathias wusste, gleich Ludwig dem Grossen, des Adels ehrgeizigen Unruhetrieb zu zügeln und deutsche Thätigkeit im Lande zu beleben: desshalb gelang es ihnen,

durch die reiche kriegerische und politische Macht, die in Ungarn stets vorhanden, Grosses zu leisten.

Nach Mathias' Tode setzten die Edelleute wiederum einen polnischen König auf ihren Thron, denn sie wollten einen König haben, „dessen Schopf sie in ihren Fäusten hielten", während ihre wilden Parteiungen das Land ausbeuteten, lähmten und zerrissen. Die Folge war klägliche Schwäche, als die schrecklichen Sultansheere heranzogen, und die unausweichliche Nothwendigkeit, sich der österreichisch-deutschen Kaisermacht in die Arme zu werfen: denn bei ihr allein war Hort und Hülfe. Das an streitbaren Männern so reiche Ungarn führte 1526 in die Entscheidungsschlacht bei Mohács nur 25,000 Mann, und als diese niedergesäbelt waren und der junge König auf der Flucht umgekommen, da gab es nichts mehr, als Noth und Wirrwarr, Feigheit und Entsetzen.

Jetzt begann Ungarns traurigste Zeit, eine Periode voll Türkenkrieg, Bürgerkrieg, Religionsbedrückung, ein langer Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren, wo nichts, gar nichts geschaffen, nur immer zerstört und verwüstet wurde. Jedem Weiterblickenden blieb nur übrig, die kaiserliche Gewalt zu fördern: sie war die einzige Rettung. Mit ihr aber kamen die deutschen Obersten und Soldaten ins Land, deren Uebermuth sich steigerte, je mehr sie vom Hass wie vom Elend des Volkes erfuhren. In Wien wuchs das Misstrauen gegen den wankelmüthigen, von Parteiränken hin und her getriebenen Adel: bei den Ungarn wuchs Aerger und Misstrauen, weil der Kaiser nicht mehr thue, sie gegen die Türken zu beschützen. Nun eilte der Kaiser, die höchsten Stellen Oesterreichern zu geben, auf die er sich verlassen konnte, die aber in harter Zeit des Landes alte Rechte und Freiheiten missachteten. Dann erhob sich der nationale Widerstand, brach in Verschwörungen aus und jubelte dem Fürsten zu, welchen der Siebenbürger Adel auf den Schild hob.

Zum grössten Unglück wurde der nationale Gegensatz verschärft durch den konfessionellen. Der evangelische Glaube

hatte in Ungarn, insbesondere soweit die Deutschen wohnten und wirkten, rasche Verbreitung gefunden; gar viele Prediger hatten in Wittenberg studirt. Der Wiener Hof aber konnte gar keine unseligere und verderblichere Politik ergreifen, als, soweit seine Herrschaft in Ungarn reichte, soweit das Volk mit List und Gewalt zur alten Kirche zurückzuführen. Die Jesuiten glaubten immer, die Sache würde in Ungarn nicht schwer sein, und scheueten sich nicht, die niederträchtigsten Mittel anzuwenden. Vergebens antworteten die ungarischen Landstände dem Graner Erzbischof: nicht durch Verbieten und Verfolgen, sondern einzig durch eifrige Belehrung müsse man die Reformation bekämpfen. Bei all diesem ewigen Wirrwarr lagerte sich nun breit ins Land hinein die Türkengewalt, die stets nur auf Jahre Frieden schloss, und jedesmal, wenn des Friedens Ende heranrückte, so zogen schon blut- und beutelustig die Janitscharen aus, unter deren Schritten verdorrte, was da lebte und blühete. Von einem Menschenalter ins andere wiederholten sich diese Vorgänge.

Es ist dies die Zeit, wo der siebenbürgische Bergwall, der hoch über dem Tiefland so herrliche Auen und Thäler zusammenschliesst, eine kleine Rolle in der europäischen Geschichte spielt. Hier erhebt sich ein grosses Adelsgeschlecht nach dem andern und erringt durch die Landstände, welche in den kriegerischen Zeiten, wo Ungarn in Verfall und Zerrüttung, sich wieder selbst ihren Herzog wählen, fürstliche Stellung. Erst kommt der wetterwendische Johann Zapolya „König Hans“, dann sein Sohn, dann die Báthorys, zwischen ihnen der tüchtige Bocskay, dann der hochstrebende, schlaue, thätige Gabriel Bethlen, darauf die beiden Georg Rákoczy, endlich die beiden Franz Rákoczy, zwischen ihnen Apáffy. Jeder dieser Fürsten sucht vor allen Dingen das Szepter in seiner Familie fest und erblich zu machen, sodann seine Herrschaft möglichst auszudehnen: letztes und höchstes Ziel bleibt immer der königliche Thron von Ungarn. Denn Siebenbürgen

steht gleichsam wie eine grosse Burg zwischen den Türken, Kaiserlichen, Aufständischen.

Ihre Pläne auszuführen, lassen sich seine Fürsten bald mit diesen, bald mit jenen ein. Hier küssen sie dem Sultan die blutige Hand und erpressen zu Hause Geld über Geld für die Bestechung der Wessire und Paschas. Insbesondere die deutschen Städte werden schrecklich mitgenommen. Dort bei dem Kaiserhofe aber wird gedrängt und gebettelt um eine Erzherzogin, um den Titel als Reichsfürst, um Comitate in Oberungarn, um schlesische Herzogthümer. Dringen aber Kaiser und seine Generale und Jesuiten in Ungarn übermächtig vor, dann steht der Siebenbürger Fürst sicher an der Spitze der Protestanten und Aufständischen, dann wird geschürt und gezettelt bei Schweden, Türken, Franzosen und allen Feinden des deutschen Namens. Im grössten Stil betrieb diese Politik der ruhelose, vielgewandte und vielbekannte Bethlen Gabor.

Als die dunkle Türkennacht, welche über den Donaulanden lag, sich endlich vor dem Blitzen der deutschen Schwerter und Kanonen lichtete, ging es in Ungarn nur um so toller her. Nur röther färbten sich jetzt die inneren Kämpfe. War es bisher hauptsächlich die hohe Politik, welche die Schachzüge lenkte: so nahm jetzt die gemeine Wuth von Volks- und Religionskriegen überhand. Je grösser der Sieg der kaiserlichen Waffen über den Feind der Christenheit, je näher die Hoffnung, ihn über den Balkan zurückzuwerfen, um so gewisser erfolgen in Ungarn Verschwörungen gegen die kaiserliche Macht und Aufstände und Bürgerkriege, in welchen die Einen wie die Andern an ihren Gefangenen den lechzenden Hass in grässlichen Blutgerichten und Martern kühlen. Wenn nämlich der Türke flieht, dringen hinter ihm drein die deutschen Truppen und besetzen das Land. Dann beginnen sofort Klagen über die Wildheit der deutschen Soldaten, über Religionsdruck, über die vielen Fremden in Landesämtern, über Vergewaltigung der alten Rechte und Freiheiten. Diese

Klagen sind völlig begründet, doch von Wien schallt die Antwort zurück: wie soll der Kaiser Ungarn regieren, wie soll er es vor den Türken schirmen, wenn er nicht Herr im Lande ist?

Ein anschauliches Bild, wie es damals in Ungarn herging, erhält man aus den Memoiren des Generals Grafen Chavagnac. Nach der St. Gotthard-Schlacht erklärte der Kaiser: es müsse ihm freistehen, in die Magnatenschlösser deutsche Besatzung zu legen. Nicht lange darauf bemächtigte sich Chavagnac einer Kiste, darin „ein Vertrag, unterzeichnet von Nádasdy und allen grossen ungarischen Herren, welche sich unter den Schutz der Türken stellten unter der Bedingung, dass man ihnen den Grafen Nádasdy zum Fürsten von Oberungarn gebe: der Sultan und der Vezir hatten der Sache zugestimmt und der Letztere unterzeichnet und das Siegel des ottomanischen Reichs zugefügt.“*) Damals wurden Nádasdy, Zrinyi und Frangepan öffentlich hingerichtet. Das kaiserliche Gericht fand noch an dreihundert andere Mitschuldige oder Verdächtige heraus; meist waren es Protestanten. Einige kamen aufs Schaffot, Andere auf die Galeeren, Andere in die Verbannung.

Nach den grossen Siegen Karl's von Lothringen, Ludwig's von Baden, Eugen's von Savoyen musste Ungarns Adel 1687 sogar auf sein Recht verzichten, jeden neuen König zu wählen und gegen dessen Ungesetzlichkeiten zu den Waffen zu greifen. Ja, — das Entsetzlichste für einen adligen Magyar — auf seine „jungfräuliche Schulter“ wagt der freche Deutsche, Steuerlast zu legen. Da stiessen natürlich die österreichischen Beamten und Offiziere überall auf Aerger, Trotz und Hindernisse, und schlugen ans Schwert und warfen mit Schimpfworten um sich. So fiel Ungarn aus einer Verschwörung in die andere und der Hetzereien, der Unruhen, des Todtschlagens und Verwüstens war kein Ende. Die Leidenschaften erhitzten sich so sehr, dass die Aufständischen um

*) Mémoires de Gaspard Comte de Chavagnac. Besançon, 1699. I. 213.

jeden Preis nach Losreissung von Oesterreich, nach Oesterreichs Verderben trachteten. Ungarn waren es, welche die Türken vor Wien führten und die deutsche Kaiserstadt mit bedrängten, erst Zapolya 1529, dann Emmerich Tököly 1683. Der letzte der fürstlichen Kämpfer für Ungarns Freiheit war der zweite Franz Rákoczy, ein edler romantischer Charakter, dessen Leben und Thaten Stoff bieten für eine Kette von Trauerspielen.

Wenn man die fürchterlichen Leiden ermisst, welche ganz Ungarn erduldete, wünscht man unwillkührlich, dass doch die Bocskays oder Bethlens oder Rákoczys ein neues unabhängiges Königsgeschlecht begründet hätten. Doch wie hätte Ungarn allein den Türken widerstehen können? Und war es nicht ein zwingendes Verhängniss, dass der Kaiser sich Ungarns bemeistern musste, wollte er verhindern, dass auch Ungarns Heereskraft den Paschas mit den Rossschweifen folge?

IV.

Das neue Ungarn.

Anfänge besserer Verwaltung. Beharren der Volksnatur. Gunst und Ungunst der Magyarenheimath. Frage an die Neuzeit. Ungarische Adelsrechte. Maria Theresia. Einschlummern des Magyarenthums. Kaiser Joseph II. Seine Edikte. Durchbruch modernen Staatslebens. Liberale und nationale Bewegung. Die französischen Revolutionskriege. Selbsterkenntniss. Geburtsjahr des neuen Ungarn. Reformen. Oesterreichische Staatskunst. Die Adelsgenossenschaft. Vorbild für das liberale Europa. Drei Richtungen. Kampfmittel. Umwälzung, Niedergang, Auferstehung. Nationale Gegensätze.

Die lange fürchterliche Zeit der Türkennoth und Bürgerkriege wurde 1711 durch den Frieden von Szathmar abgeschlossen. Der Kaiser gewährte den Aufständischen

Amnestie, und verbürgte Religionsfreiheit und aufrichtige Beobachtung der Landesrechte. Siebzehn Jahre später, als die Stände die prägmatische Sanktion annahmen, erhielt der Adel, was ihm am meisten am Herzen lag, die vollste Bekräftigung seiner Freiheit von allen öffentlichen Lasten und Steuern. Zur kräftigeren Verwaltung des Landes wurde ein königlicher Statthaltereirath, dessen Präsident der Palatin war, neu und die obersten Gerichtshöfe besser eingerichtet. Dies war beinahe das einzige Zugeständniss an das Jahrhundert: im Uebrigen hatte der Adel, allem europäischen Kulturgang zum Trotz, des Reichs mittelalterliche Verfassung durchgesetzt. So lange hatte Ungarn zwischen zwei Feuern gestanden: das eine versengte ihm die Freiheit, das andere sein bürgerliches, ja menschliches Dasein. Am letzten Ende aber hatte sich das Magyarenvolk wieder erwiesen als das was es war, als erratischen Block aus dem fernen Asien mitten unter europäischen Völkern, aber als einen Felsblock, der einige tiefe Schründe und Risse zeigte, im Ganzen aber noch so wenig gebrochen oder zerspalten war, wie vor zweihundert Jahren.

Was die Magyaren aus Mogolennoth, Türkennoth, Deutschennoth immer wieder gerettet hat, — denn sie sind nicht bloss als Magyaren am Leben geblieben, sondern sie behaupteten auch ihre Herrschaft im Lande, — das liegt ebenso in ihrer Landes- als Volksnatur. In all den späteren Zuströmungen aus Asien nach Europa, — in Juden, Armeniern, Magyaren, Türken, Zigeunern — beharrt das eigenthümlich Nationale unausrottbar und mit einer Härte, die sich höchstens glätten, jedoch nimmer durch Fremdes zersetzen lässt. Unverwüstlicher noch war der Vortheil, welchen die Magyaren in der Beschaffenheit ihrer Heimath besassen. Die trostlose Einförmigkeit der grossen Ebene, ihre Dürre und grässliche Hitze und Staubfülle im langen Sommer, ihre eisige scharfe Kälte im langen Winter, und zu Zeiten wieder Ueberschwemmungen, oder wüthender Sturm und Hagelschläge, die über die offene Fläche dahinwettern, kurz die rauhe und herbe Natur seiner

Heimath, die sich so störrig wild gegen feinere Bildung und Anmuth des Lebens sträubt, — das ist des Magyarenvolkes Glück und Unglück. In einem solchen Lande kann ein Kriegsheer Märsche machen und Schlachten liefern, aber es kann immer nur durchziehen, niemals ausdauern. Zwei unsichtbare grimme Feinde, Hunger und Seuchen, umlagern es beständig. Im letzten Bürgerkrieg haben die österreichischen Truppen erfahren, was es heisst, hier Krieg zu führen, verschmachtend in Staub und Sonnengluth. Was hilft da das Einmarschiren in die Ebenen! Ihre Bewohner kann man nicht treffen und nicht zerschlagen, — sie zerstieben nach allen Seiten hin, sie bergen sich in der offenen unermesslichen Weite, hinter Sümpfen, im Gebirgsrund. Ist der Feind fortgezogen, sammeln sie sich wieder und stellen ihre armseligen Hütten und Hürden wieder her. Die Magyarenmasse schwillt langsam wieder an in der grossen Ebene, rein und unvermischt, wie sie früher bestand, und immer wieder erfolgt von hier aus ihre nationale Gegenwirkung gegen Druck und Herrschaft von aussen her.

Wird die Neuzeit mit ihren Strassen und Eisenbahnen, ihren fliegenden Büchern und Zeitungen, ihrem gesteigerten Waaren- und Völkerverkehr diese magyarische Masse auf den weiten Ebenen zersetzen? Es arbeitet die Neuzeit an Ungarn mit heisser, stossender Dampfkraft. Unter unsern Augen zerstückt sie seine uralte soziale Gliederung, schiebt eine Art Mittelklasse zwischen Adel und Bauer ein und fegt das Vieh von der Steppe, um sie in Aecker zu verwandeln. Bei alledem wird die Arbeit noch lange dauern, der Stoff besitzt etwas von Kieselhärte. Heute wie vor anderthalbhundert Jahren kann sich Ungarns Adel dreist und nachhaltig stützen auf jenes magyarische Massengefühl, welches so oft ihm half, seine alten Freiheiten und Rechte wieder zu erobern.

Worin aber bestanden diese vielberühmten Rechte und Freiheiten? Blicken wir schärfer hin, so schauet uns ein so unverkennbar mittelalterliches Gesicht entgegen, als nur jemals

im 13. und 14. Jahrhundert eines zwischen Nordsee und Mittelmeer auftauchte: nur etwas kürzer und derber sind die Gesichtszüge. Man hat sich gewundert, dass die oft berufene Bulle König Andreas II. vom Jahre 1222, welche dem Adligen das Recht zusicherte, zu den Waffen zu greifen, wenn der König seine Freiheiten verletze, nicht alsbald stärkere Spuren in der Geschichte zeigte. Wie sollte das geschehen? War doch nur ein Rechts- und Fehdeherkommen ausgesprochen, das damals überall in Uebung war. Ueberhaupt thun ungarische Schriftsteller nicht ganz wohl daran, solche Kleinodien ihres Landes über Gebühr funkeln zu lassen. Die erste beste Staats- und Rechtsgeschichte von Bayern oder Mecklenburg, Holland oder Hennegau würde ihnen eine Fülle von dergleichen gut landständischen Ansichten liefern. Würden sie aber den Gang der europäischen Kulturgeschichte verfolgen, so möchten sie einer Erkenntniss sich nicht verschliessen, welche der langen Dauer, die jene mittelalterlichen Adelsrechte in ihrem Lande gehabt, keineswegs günstig ist. Gerade dieses landständische Mitregierungsrecht, so herrlich und segensreich es im Mittelalter blühete, musste zu Ende des Zeitraums, als es engherzig und eigensüchtig verknöcherte, niedergebrochen werden, damit der moderne Staat Licht und Luft erhielt, um seine Wohlthaten zu entfalten. Ungarn ist keineswegs zu beneiden, dass es hinter den gebildeten Völkern ein paar Jahrhunderte in der nothwendigen politischen und sozialen Entwicklung zurückblieb.

Erst Maria Theresia begann die Ungarn in die neue Zeit und ihre Anforderungen hinein zu führen, geschickt und leise, so dass sie es kaum merkten, oder sich doch nicht recht zu widersetzen wagten. Die österreichische Centralregierung dehnte sich ganz in der Stille aus, liess durch ein Urbarium das Landvolk, das tief in Frohnden und Herrenzwang steckte, aufathmen, und legte die Hand an Besserung der Rechtspflege, der Besteuerung, der kirchlichen Zustände. Der Landtag, der nur immer Hindernisse und lange Reden und Bedenken hatte,

wurde dabei umgangen. Vor allem suchte die Kaiserin dem Lande zu geben, woran es am meisten gebrach, — Bildung. Unter Mathias Corvinus hatte Ungarn eine leise Ahnung von wissenschaftlichem Streben bekommen, Maria Theresia bürgerte es ein durch zahlreiche Schulen und Akademien, welche sie stiftete und, wo die einheimischen Lehrkräfte nicht hinreichten, mit deutschen besetzte. Den Adel aber wusste die feine kluge Fürstin um ihren Wiener Hof zu versammeln. Vor ihrem liebenswürdigen Lächeln vergass er die rauhe Sprache und Sitte seiner Heimath, vor den wesenhaften Wohlthaten, die sie in Ungarn schuf, liess er die alten Freiheitsrechte einschlummern. Maria Theresia brauchte nur zu winken, so brachte der Adel begeistert die Baukosten dar zu einem Pallaste in Ofen, damit seine Königin auch in Ungarn residire. Leise wurde Ungarn von deutschem Wesn übersponnen und überdeckt, und das Magyarenthum, noch erschöpft von den langen Kriegsleiden, schien nur noch wie aus dem Traume zu reden.

Nun kam Joseph II. und wollte es mit kräftigem Stosse ganz bei Seite schieben: schmerzhaft zuckte es zusammen. Neue heftige, erschütternde Schläge folgten: da fing es an, sich zu winden und zu besinnen, und fuhr auf und schlug um sich wie ein Bär, welchen man auf dem Lager angreift.

Des Kaisers erste Edikte, — die Toleranz, die Schul- und Pfarrenvermehrung, die stärkere Centralisation der Regierungsbehörden, — liess man sich noch gefallen. Die Entführung der Stephanskrone aber nach Wien erfüllte Alles mit dunkelm Schrecken. Dann kam das Sprachedikt: die deutsche Sprache sollte nicht bloss für die Landesämter, nein, sogar für die Komitatsbehörden gelten. Das letztere schlug ein wie der Blitz. Wie? Was? Ihre Sprache wollte man den Ungarn nehmen? Warum nicht auch ihre Stiefeln und Sporen dazu? Da hing man doch lieber gleich die verdammten deutschen Hosen sammt den noch viel verdammlicheren Hosenträgern, diesem deutschen Zeichen der Unfreiheit und des Körpereinschnürens, öffentlich an den Galgen, auf dass alle Welt es wisse, Ungarn lasse sich

nimmermehr die engen Hosen nehmen, die schon Urvater Arpád getragen. Neue Edikte wurden verkündigt: der Adel sollte Steuern zahlen wie Jedermann, Jedermann sollte wehrpflichtig sein, Jedermann fähig zu allen Staatsämtern. Zornig sprang der Adel auf und riss den Säbel aus der Scheide: sollte er noch länger die Entweihung der ungarischen Geschichte und Verfassung dulden? Noch immer nicht genug: der Kaiser forderte Aufhebung der Leibeigenschaft, Aufhebung der Herrengerichte, Aufhebung der Komitats-Versammlungen als alten Uebels Ursitz. Da aber brach ringsum wüthendes Geschrei los, es gab ein Lärmen, Zusammenlaufen und Waffenklirren; ganz Ungarn drohete in Krieg und Aufruhr aufzuflammen.

Der arme Kaiser Joseph! Schon hatte ein unseliges Geschick ihm des Leibes Kraft zerstört, auch sein hoher lichter Geist sank nieder: er nahm seine Edikte zurück. Jubelnd verbrannten die Magyaren seine Katasterakten und Karten, die ihnen ihr Land abmessen sollten. Sie können dies genaue Abmessen und Eintheilen einmal nicht ausstehen: ihre Phantasie will immer noch Spielraum behalten. Aus Frankreich aber erscholl ein dumpfer Knall nach dem andern, dass auch in Ungarn die Fenster klirrten. Und siehe da, die Ideen Kaiser Joseph's flogen wie feurige Funken von dem Pariser Revolutionsheerde umher und zündeten unter allen Völkern. Jetzt liess sich auch in Ungarn die Bewegung nicht mehr zurückhalten. Nur langsam, sehr langsam schritt sie vorwärts, und so starker Erschütterung bedurfte es, um dieses Land endlich aus den Fesseln des Mittelalters loszureissen.

Die Bewegung aber schlug zwei Richtungen ein, die man wohl aus einander halten muss, will man die ungarischen Angelegenheiten verstehen.

Der eine Strom ging auf politische, volkswirthschaftliche, soziale Ziele, der andere traf auf die Nationalitätsfragen. Mit der ersten Richtung war so ziemlich Alles von Herzen einverstanden, was freisinnig, strebend, patriotisch war. In nationaler

Bewegung aber gingen die Völkerschaften Ungarns scharf aus einander. Eine neue mächtige und treibende Idee trat in der ungarischen Geschichte auf. Bisher wohnten die verschiedenen Völkerschaften, unter Führung des magyarischen oder magyarisirten Adels, ruhig neben einander, eine jede unangetastet in ihrer alten Sprache und Sitte: die deutsche Oberregierung und die lateinische Sprache machten die Vermittler. Jetzt sollten alle sich einer national-magyarischen Regierung beugen, magyarische Gerichts- und Verwaltungssprache annehmen. Da erwachte überall heisses Nationalgefühl und stand feindlich auf gegen jeden Unterdrücker. Der Nationalitätenstreit hörte nicht wieder auf und hemmte, störte, zersetzte fort und fort das Gute, was das politische und volkswirthschaftliche Streben erzeugte. Für die Magyaren freilich ging alles Hand in Hand, für sie war Freiheit und Fortschritt jeder Art nur ihre eigene Erhebung. Anders fühlten Serben und Kroaten, Walachen, Slovaken und Ruthenen. Die Deutschen und Juden nahmen eine Art Mittelstellung ein.

Dass die Fortschritte auf politischem und ökonomischem Gebiete, nachdem doch bereits 1791 dem bürgerlichen Menschen gestattet worden, zum Sekretär bei der Regierung aufzusteigen, noch eine Zeitlang nicht kräftiger waren, daran trug auch das Verschulden der unaufhörliche Krieg mit Frankreich. Die Ungarn bewiesen all diese Zeit ihrem Königshaus ächte Treue, eine Goldtreue, die sich zu immer neuen und grösseren Opfern und Anstrengungen entschloss. Mit Napoleons Sturz hörten die Kriege auf, ihr Rücklass waren Schulden und französische Ideen, in Wien aber triumphirten streng monarchische Grundsätze Der Kaiser schrieb Steuern und Rekruten aus, ohne sich um Landstände zu kümmern. Ganz Europa lag unter dem Absolutismus der Regierungen gebeugt. Da erhob sich in Ungarn aus Volkes Mitten ein Murren und Hadern und endlich ein lautes schallendes Nein: ein stärkender Zuruf für die europäische liberale Partei in jener trüben dumpfen Zeit der Reaction.

Der Kaiser konnte endlich nicht anders, er musste im Jahre 1825 den Landtag berufen. Dies Jahr wurde das Geburtsjahr des neuen Ungarn. Seinem Adel fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen. Wie weit war ihre Heimath hinter andern Völkern zurück! Scham und Trauer und Missbehagen überfiel die Edelsten, und aus diesen bitteren Gefühlen blitzte das reinste Gold der Vaterlandsliebe hervor. Vornehme Frauen verstanden kein Magyarisch mehr, ihre Männer sprachen es nur noch stotternd. Da auf einmal tönte und schimmerte das verachtete Magyarisch in tausend schönen Gedichten edlen und lieblichen Klangs. Es war die Zeit, wo auch in andern Völkern, die bisher in schönen Künsten mundtodt schienen, die jungen Nationalliteraturen aufblüheten. Die Ungarn aber, geboren als praktische Politiker, fassten ihr Land und Volk mit kräftigen Armen an, um es an allen Enden zugleich emporzuheben.

Immerdar wird es dem Freunde schöner Humanität wie ein festlicher Lichtglanz in der neuesten Völkergeschichte erscheinen, was sich 1825 in Ungarn begab. Finsterniss lag über dem Lande, Rohheit hielt seine reichen Hülfsquellen überdeckt. Mit unwilligem Erstaunen hat man gelesen, welche Bilder Eötvös und M. Jókai von ihrem Volk entrollten, und mit Entsetzen gehört: es seien Photographien gewesen. So war wirklich Ungarn damals noch. Aber in jenem Heilsjahre 1825 hatte plötzlich die höheren Adelskreise der Vorsatz ergriffen, sich ihrem Volk und Vaterland zu widmen und es zur Bildungshöhe der Zeit zu erheben. Dieser Vorsatz kam aus edelster Bewegung, ohne Noth und ohne äussern Antrieb. Széchényi's und Wesselényi's Wort, der Besten unter den Guten, hatte gezündet. Da loderte das patriotische Feuer hell in allen Seelen, und ächt ungarisch wollte man in einem Ansturm erobern, was Jahrhunderte lang versäumt war. Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, Theissregulirung, Anbau von Handelsgewächsen, Nationaltheater, Kunstausstellung, Akademien der Kunst und der Wissenschaften, Dramen und Epen,

Romane und Geschichtswerke, — all diese und zahllose andere Entwürfe flogen wie mit Dampf hervor, und sofort legte man Hand ans Werk. Alles in der Welt wollte man schaffen und zwingen durch Vereine und Parlamente. Ich glaube, wenn jemand vorgeschlagen hätte, die Damen sollten statt der spitzen Stecknadeln sanfte Schlingen und Nesteln tragen aus ungarischem Stahl und Schnürwerk, — gleich wären Präsident, Ausschuss, Generalversammlung dafür dagewesen. Es ist wahr, die ganze Erhebung ging nur von den höheren Adelskreisen aus; allmählich jedoch theilte sie sich jedem Manne mit, der nur halbwegs mehr als Bauernbildung hatte, und sie alle haben mit einer Rührigkeit und Energie, die zum Bewundern, gearbeitet, bis jetzt ein sehr grosser Theil von den Projekten, die damals wie ein Wirbelwind umherfuhren, ausgeführt ist, und zwar vieles schön und herrlich über alles Erwarten.

Denn die Nation stählte sich in der Arbeit über noch ernstere Fragen, die tief in ihr Leben und Dasein eingriffen. Allgemeine Besteuerung, — Entfesselung des Grundbesitzes, Aufhebung der Patrimonialgerichte, Ablösung der Frohnden und Roboten des Landvolks, — Verbesserung der Rechtspflege, Hypothekenbücher und Kreditgesetze, — Real-, Ackerbau-, Gewerbeschulen, Handelsbank, Schutzzoll und einheimische Industrie, — Pressfreiheit, regelmässig wiederkehrender Landtag, verantwortliches Ministerium, wahrhafte Volksvertretung, — das waren die Ziele, nach welchen im heissen Kampfe getrachtet wurde.

Schritt für Schritt vertheidigte der vornehme Adel seine Vorrechte. Széchényi bestand darauf, dass auf der neuen Donaubrücke zu Pest Jedermann müsse Brückenzoll zahlen, schon aus dem Grunde, um die ungarische Welt an das unerhörte Schauspiel zu gewöhnen, dass ein adliger Mensch eine öffentliche Steuer zahlte. Die österreichische Regierung hätte es gar nicht so schwer gehabt, den Streit zu gedeihlichem Ende zu führen. Denn der edelherzige Palatin Erzherzog

Joseph war allbeliebt, man erfreuete sich einer guten Stütze am Grossadel, und hatte es mit einem königstreuen Volke zu thun, welches jede Gabe zu aufrichtigem Dank entzückte. Allein das war ja so häufig Charakter der Regierungskunst in Oesterreich, dass sie steif und starr sich bloss aufs Verneinen legte, sprühenden Volksgeist in hölzernen Banden einfangen wollte. Sie übersah, dass in Ungarn der geschlossene Widerstand einer einzigen Volksklasse Alles bedeutete.

Dies war der Adel, dem schliesslich in grossen patriotischen Fragen auch die Magnaten nicht fehlten. Dieser eine Adelsstand umfasste zwar nicht das Volk, es gab aber keine einzige Kraft im Volke, die ihn hätte hindern können, weder eine Beamtengliederung, noch ein Bürgerthum, noch Industrielle. In der ungarischen Adelsmasse trieb und gährte nun ein genossenschaftlicher Geist in mittelalterlicher Frische und Lebendigkeit, und dieser Geist wurde noch hundertfach durch die eigenthümliche Magyarennatur verstärkt. Denn der Magyar ist durch und durch ein Mensch der Genossenschaft. Auf seinen offenen Ebenen verschwindet der Einzelne, erst ein grosser Haufen macht sich bemerkbar in der ungeheuren Leere. Fester Individualitätssinn, in welchem ein Mann auf sich selber ruht, ist unter den Magyaren so wenig verbreitet, als warme Anhänglichkeit an eine Stätte, es sei denn die grosse Ebene im Allgemeinen. Wer sich in Ungarn von seinen Standesgenossen absondert, läuft die grösste Gefahr, ein ohnmächtiger Träumer zu werden oder ein halbnärrischer Einsiedler.

Von 1825 bis 1848 war Ungarn Leuchte und Vorbild für das kämpfende Europa. Es hatte den Vortheil, unmittelbar an uralte landständische Freiheitsübung anzuknüpfen. Jetzt, wo alle Welt parlamentarisch, ist dieses Land rasch in Misskredit gefallen, weil sein Reichstag verhältnissmässig viel weniger hochgebildete Männer vereinigt, als die gesetzgebenden Versammlungen in andern Ländern. Für jenes zweite Viertel aber unsers Jahrhunderts bleibt es höchst anziehend, das heisse

Kampfgetriebe, wie es sich hierher und dorthin wendet, wie es alle Fünde der Schlauheit und alle Wucht des Massensturmes versucht, in Ungarn zu verfolgen; denn hier spiegelt sich Alles mit ungemeiner Klarheit ab.

Drei Richtungen gaben sich alsbald zu erkennen. Széchényi wollte Alles durch Mässigung, Grossadel und Bildung erreichen, Kossuth rief die wilde pochende Volkskraft auf, Dessewffy deutete auf einen freisinnigen Absolutismus durch eine allmächtige Centralregierung, und noch immer sagen viele in Ungarn, dies sei das einzig Gescheidte bei Naturvölkern.

Alle aber ergriffen ein einziges grosses Kampfmittel — die Agitation, die in Ungarn nichts von Schlaffem, Zögerndem, Unsicherm an sich trug, wie in andern Ländern, sondern immer heiss und stürmisch auf das Ziel losging. Wahlstätten waren nicht so sehr der Landtag selbst, als die Versammlungen der Komitate. Letztere bildeten eine Art von ebensovielen kleinen Freistaaten, die alle ihren obersten freien Landtag hielten. Hier ging es nun allerdings ein wenig bunt her. Ein milder Beurtheiler der ungarischen Dinge, der aber, soweit es einem Magyaren in nationalen Dingen möglich, Wahrheit geben will, M. Horváth, erzählt: „Man führte rohe, unwissende, mit Geld erkaufte, oder sonst betäubte Haufen aus den Reihen des niederen Adels in die Komitats-Versammlungen, und liess durch die eingelernte Abstimmung dieser die Instruktion (der Landtagsabgeordneten) für die einzelnen Fragen zu Stande kommen. Die Reformpartei erkannte, dass, während sie mit Verstandesgründen kämpfte, die wichtigsten Fragen der nationalen Wiedergeburt eine nach der andern von den rohen Volkshaufen mit Hülfe der Knittel entschieden würden, und griff leider auch zu diesem einzig entscheidenden Mittel. Der niedere Adel zerfiel sonach in zwei feindliche Lager, und weil der Prinzipienkampf immer heftiger entbrannte, so wurden von beiden Seiten je länger je mehr Bestechung, Seelenverkauf, Völlerei, List und Gewalt in Anwendung gebracht, um den

Sieg zu erringen, den dann die durch Wein und Parteiwuth erhitzten Massen nicht selten mit blutigen Schlägereien befleckten. Die Erbitterung erreichte bisweilen eine solche Höhe, dass die beiden Lager, gleich feindlichen Armeen, auf einander stiessen, dass Blut auf dem Schlachtfelde floss und Todte als Opfer fielen. So fiel das Gesetzbuch des bürgerlichen Privatrechts, so die Motion auf Abschaffung der Aviticität durch, und dies hinderte das Zustandekommen eines Kreditgesetzes."*)

Als nun die Sturmfluth von 1848 heranbrauste und Alles fortspülte, was von mittelalterlichen Resten noch in Europa festsass, da war kein Land besser darauf gerüstet und bereitet, als Ungarn. Eines einzigen Mannes Geist und Wille, der nichts als ein grosser Redner und Agitator war, brachte ganz Ungarn in Waffen und trieb es, obgleich vielleicht die Meisten anders dachten und anders fühlten, dennoch gleichwie der zweite Franz Rákoczy zur Erklärung der Losreissung von Oesterreich. Was dann folgte, ist bekannt: — ein schaudervoller Völker- und Bürgerkrieg, dann die verhasste Zeit der Bach'schen Verwaltung, dann der fröhliche Ausgleich. Seit sechs Jahren besitzt Ungarn nun beinahe Alles und Jedes, was die Vorkämpfer von 1825 sich in ihren kühnsten Träumen wünschten.

Ganz anders gestaltete sich die nationale Bewegung der ungarischen Völker. Sie liess sich, und das ist ein schwerwuchtiger Gegensatz zur politisch-sozialen Bewegung, durch die französischen und napoleonischen Kriege nicht beirren, sondern ging in schwerem, weit ausholendem, unaufhaltsamen Taktschritt voran. Doch dies ungarische Nationalitätenkapitel ist lang und verwickelt, und ehe ich dazu übergehe, lade ich meine verehrten Leser ein, sich mit mir ins Innere von Ungarn zu begeben und umzuschauen, wie die Leute und die Völker es dort treiben.

*) Michael Horváth, Kurzgefasste Geschichte von Ungarn, Pest 1863. Seite 294—295.

V.

Auf der grossen Ebene.

Musterkarte von Völkern. Debreczin. Pest und die Magyarenstädte. Stadtgebiete. Ungarn noch Neuland. Städtisches Dorfleben. Entschuldigungen. Kossuth und die Unabhängigkeitserklärung. Hauptfrage. Handels- und Geschäftssprache. Das Zeltlager der Steppe. Dorfungeheuer. Abneigung gegen Aussiedeln. Vorwände und Ursache. Zeugniss der Geschichte. Die Nationalitäten unter den Heiligen. Landwirthschaftliche Fortschritte. Amerikanische und magyarische Städte. Nyiregyháza. Magyarendorf am Morgen. Kleinruthenien. Verschiedene Volkswirthschaft. Frauentracht. Fragliche Wälder. Betrachtung eines Postschaffners. Beregszász. Anblick der Karpathen. Munkacs.

Es ist ein besonderes Vergnügen, zu schauen, wie die Menschenkinder hier und dort ihren kleinen Kram auf der Erde einrichten. Eigentlich kann sich Jeder diese Annehmlichkeit ein paar Schritte vor seiner Hausthür verschaffen: doch anziehender ist's, wenn der Hauch von einer fremden Volksart hinein wittert. Da ist nun Ungarn gleich einer grossen Musterkarte. Es ist ein Land der Völkerschaften und Gegensätze, in welchem man aus einem Verwundern ins andere fällt, jedoch beinahe mehr über das, was nicht da ist, als was vorhanden.

Wäre ich nicht selbst da gewesen, ich glaubte es nicht, was Debreczin ist, nachdem ich Pest, eine europäische Stadt, gesehen. Debreczin ist eine sehr vornehme Stadt in Ungarn, dort versammelte sich der ganze Reichstag sammt Regierung im Jahr 1848. Doch was sieht man in Debreczin? Hauptsächlich lange Stücke der Steppe, die man Strassen nennt, weil sie hin und wieder Häuser zur Seite haben, strassenbreit und stundenlang: man meint, auch Frauen und Kinder müssten hier auf Besuch reiten. Von Domen, Prachtpallästen, glänzenden Häuserlinien ist keine Rede: Strassen und Häuschen, ein grosser Platz, ein paar Kirchen und wieder Strassen

und Bauernhütten, bilden die Stadt. Bürgerliches Gewerbe ist vorhanden: es besteht aus Schweinmetzgern, Müllern, Seifensiedern, Töpfern, Krämern und einer Menge Fuhrleuten. Dazu kommen einige Grosshändler in Korn, Talg und Häuten, einige Aerzte, Lehrer, einige Beamte: alle übrigen Einwohner von Debreczin unterscheiden sich von den Bauern in weiten Leinwandhosen hauptsächlich dadurch, dass sie sich alle mit tiefem Stolz Bürger einer vormaligen königlichen Freistadt nennen, denn eine königliche Freistadt war eine adlige Person.

Und so wie Debreczin, so sind Szegedin, Kecskemet, Vásárhely, Czegléd und all die andern Städte der Magyaren. Dieses Volkes sämmtliche Stadtfreude scheint in Pest aufgegangen, das mit seinem Aufputz den Fremden Sand in die Augen streuet. Dergleichen ist wohl in keinem Lande jemals vorgekommen, dass die Hauptstadt sich in die Prachtkleidung einer modernen Grossstadt wirft, und die übrigen Städte gerade so bleiben, wie sie vor ein paar Jahrhunderten aussahen. Das ist ja beinahe, als wenn in Pest Europäer wohnten und im übrigen Lande eine Art halbwilder Leute.

In der Verzweiflung lässt man sich einfallen, die Thurmhöhe der grossen protestantischen Kirche zu besteigen. Dort soll Einem wenigstens der Anblick der weiten Fläche in ihrer Unendlichkeit die Seele etwas heben. Was sieht man? Trostlose Einförmigkeit. Die breiten Strassen laufen weit, weit hinaus in die leichtbraune oder bleichgrüne Ebene, und noch darüber hinaus sind, soweit man blicken kann, elende Hütten über die Fläche verstreuet. Diese Hütten draussen nehmen Vieh und Hirten und Arbeiter auf, sie finden sich noch meilenweit im Umkreis einer Stadt. Denn zu jeder dieser dörflichen Städte gehört ein ungeheurer Umkreis von städtischem Grund und Boden. Eine Fläche von sieben bis acht Quadratmeilen, die einer einzigen Bauernstadt gehört, ist nichts Ungewöhnliches. Debreczin soll achtzehn haben, andere Städte noch mehr. Ganz genau weiss auch kein Bürgermeister

in Ungarn, wieviel, denn der Magyar hasst die Pedanterie genauer Zahlen.

Ungarn scheint im Innern noch immer so frisch und neu, als wäre die flache Einöde erst vor ein paar Jahren in Anbau genommen. Hier hat die Geschichte noch keine steinerne Handschrift, ja kaum ein paar Furchen zurückgelassen. Ungarn ist für die Kultur zum grossen Theile noch Neuland.

„Bürger und Bauer scheidet nichts als die Mauer“, so lautet bei uns ein altes Rechtsspruchwort, welches besagen will, dass an beiden Seiten der Mauer gemeines Landrecht gelte. Die Magyarenstädte würde die Mauer, selbst wenn sie eine hätten, weder von dem Koth und Staub, noch von dem Leben und Treiben auf den Dörfern scheiden. Der Magyar denkt so: ein Dorf ist ein Dorf, ob es drei oder zwölf Tausend Einwohner hat. Ein Dorf aber mit etwa zwanzig Tausend heisst ein Marktflecken, wenn es das Recht hat, grosse Vieh- und Krammärkte zu halten. Ist das Dorf aber mit vierzig Tausend besetzt, dann verdiente es eine königliche Freistadt zu heissen, die nicht nur ihren eigenen höchsten freien Rath und Polgármester (Bürgermeister) hatte, sondern auch sich selbst regierte, ohne den Beamten und Beschlüssen des Komitats unterworfen zu sein. Umsonst fragt man sich: hatten denn all diese Leute, all diese vielen Tausende gar keine höhern Bedürfnisse? Wandelte sie nicht die leiseste Sehnsucht an, sich aus dem rohen Bauernwesen herauszuarbeiten?

Die Gründe, welche man für solche Abwesenheit höherer Kultur anführen hört, sind doch gar zu fadenscheinig. „Ja, die schwere Türkenzeit,“ heisst es, „daran leidet unser Land noch.“ Oder „Sehen Sie, das ist Schuld der österreichischen Regierung, die that gar nichts, die liess unser Volk verkommen.“ Das sollen Gründe sein. Die Türken sind ja seit fast zweihundert Jahren über die Donau zurückgeworfen. Und warum haben denn die siebenbürger Sachsen und die Deutschen in Oberungarn von jeher ihre stolzen Stadtburgen gehabt?

Debreczin führt den stolzen Namen des ungarischen Roms, weil die Reformirten hier eine theologische Schule und eine grosse Kirche haben, die gross erscheint, da alles Andere klein und kleinlich. In dieser Kirche verkündigte am 14. April 1849 Kossuth: die Stephanskrone sei dem Hause Habsburg genommen, — ein Schritt, der im Grunde weniger Kühnheit als Kossuth's Nöthe verrieth. Denn die meisten bedeutenderen Ungarn waren damals des opfer- und unruhvollen Kriegs gegen Oesterreich längst müde, die Einen aus alter Treue gegen den Kaiser, die Andern aus jener leidenschaftlichen Sehnsucht nach Ruhe und Behaglichkeit, welche den Magyar mit bleiernem Gewichte niederdrückt, sobald der heisse wilde Rausch heisser Thatkraft vorüber.

Kossuth und seine Partei hätten damals nur auch verkündigen sollen, was folgerecht aus der eigenmächtigen Unabhängigkeitserklärung Ungarns hervorging, nämlich, dass all seine Völkerschaften frei und souverän seien, und dass Ungarn sich in einen Freistaat gleichberechtigter Völkerschaften verwandele.

Wer aber hätte solches damals in Debreczin gedacht! Hundertmal eher lebte in den Meisten der stille Gedanke, dass Ungarns Unabhängigkeitserklärung auch die Freiheit gewähre, die magyarische Herrlichkeit über all seine nichtmagyarischen Völkerschaften auszudehnen. Diese Idee feiert jetzt ihre Blüthezeit. Die Magyaren unternahmen es, diesen weiten Landumkreis mit einem einheitlichen Staats- und Volkswesen auszufüllen, welches eine einzige nationale Denk- und Triebkraft beseelen soll. Ob ihre Kräfte dazu ausreichen? Sollte dieses Häuflein edler Turanier, das auf langer Wanderung durch turkomanischen, slavischen, deutschen Zusatz körperlich wie geistig nicht verschlechtert worden, das jetzt zwischen der deutschen und der slavischen Welt mitten inne steckt, allein bestimmt sein, nicht Völkerdünger, sondern einen grossen Völkersauerteig abzugeben? Eine Frage, die um so

öfter wiederkehrt, je länger man sich mit ungarischen Zuständen beschäftigt.

Die ungarische Krönungskirche zu Pressburg, an welcher unser Dampfschiff vorbeigefahren, wollte mir nicht aus dem Sinne. Das Gebäude erschien alt und unbedeutend, aber es war ein moderner Thurm mit Goldborten darauf gesetzt, und hoch oben auf der Thurmspitze, wo man einen Hahn, oder ein Kreuz, oder höchstens einen segnenden Heiligen erwartet, prangt ein goldenes Polsterkissen und auf diesem die ungarische Reichskrone. Wäre schon etwa genug gethan mit solch moderner nationaler Spitze auf altem ungarischen Rohbau?

Ich verschob mein Urtheil, bis ich mehr von Land und Leuten gesehen. Einstweilen fiel mir auf, dass auf dem Bahnhofe zu Debreczin, der Stadt von unverfälscht magyarischer Reinheit, Beamte und Arbeiter, Wirthe und Kellner deutsch sprachen, und nicht bloss mit Reisenden. So viel merkt jeder Fremde, von welcher Seite er auch nach Ungarn hinein kommt, dass das Deutsche die natürliche Sprache des Handels und dass — Stiefel und Seife ausgenommen — jedes grössere Geschäft in den Händen von Deutschen oder Juden ist. Das gibt viel zu denken: denn der Handel ist heutzutage ein eigensinniger grosser Herr, welcher dem Staate zehnmal Befehle austheilt, ehe er einmal vom Staate Gebote annimmt.

Die Gegend um Debreczin ist das Herzland des Volkes der Magyaren. Wenn irgendwo, so wohnen sie hier in nationaler Reinheit beisammen. Und wie wohnen sie? Wir haben ihre Hauptstadt Debreczin gesehen, aber nun besuche man das erste beste Dorf der Umgegend. Das ist ja ganz wieder die Stadt selbst, nur noch mehr Staub und noch weniger Häuser, die sich mit ihren Wänden höher als ein oder anderthalb Klafter erheben. Unter anderthalb Millionen ungarischer Häuser, wieviel sollten wohl nicht ebenerdig sein? Noch nicht fünftausend. Für europäische Gewohnheiten ist das eine schwierige Vorstellung. Und all diese niedrigen ebenerdigen Häuschen stehen sämmtlich in breiten unabsehlichen Gassen

wie nach der Schnur gereiht, aber jedes vom andern durch Hof und Zaun getrennt, und das eine gerade so wie das andere mit den zwei Fensterchen unten und der Bank davor und mit den Maisbüscheln oben darüber am kleinen Giebel. Das ist offenbar — Jedermann sagt sich das beim ersten Blick — noch die alte Zeltstadt der Steppe. Ein kleines Zelt steht gleichmässig neben dem andern, getrennt durch gleichmässigen Zwischenraum, in jedem befindet sich ganz dasselbe Geräth und so wenig wie in einem Zelt. Man könnte darauf wetten, auch die wenigen Gedanken, die in einer solchen Ortschaft im Umlauf, tragen in allen Köpfen gleichmässigen Zuschnitt.

Was nicht in die Höhe will, wächst in die Breite. Diese magyarischen Dörfer sind wahre Dorfungeheuer. Die geringsten haben an dreitausend, die meisten fünf- und zehntausend Einwohner, und dehnen sich aus wie eine unabsehliche Heerde von grauweissen Steinblöcken, die in die Ebene hineingesäet. Zu jedem Dorfe aber gehört eine grosse Feldmark, die es ringsumher mit weiter Einsamkeit umgibt. Auf eine ganze Quadratmeile Landes kommt in ächt magyarischen Komitaten kaum eine Ortschaft. Da muss schon Nachbar heissen, der nur zehn oder fünfzehn Stunden entfernt wohnt. Wie kann das auch anders sein in einem Lande, wo die Adelsgüter nicht nach Tagwerken, sondern nach Quadratmeilen messen!

Ohne Zweifel wäre es das grösste Glück für Ungarn, und würde Werth und Anbau des Bodens verzehnfachen, wenn diese grossen Dörfer sich in kleine Ortschaften und Weiler auflösten, die sich über die weite Feldmark vertheilten. Jetzt, wo die Ausscheidung des herrschaftlichen Grund und Bodens von dem bäuerlichen durchgeführt ist, wäre die Zeit dazu, wenn anders Lust und Neigung vorhanden. An dieser fehlt es aber noch ganz und gar. Nur die kleinen Wirthschaftshöfe, welche die Grundbesitzer draussen in der Mitte ihrer Felder und Weiden errichten, Tanya genannt, vermehren sich, je weiter der Ackerbau um sich greift und die Vieh-

zucht verdrängt. Auch das ist schon ein grosser Fortschritt.

Man hat allerlei Vorwände, um diese grundschädliche Zusammensiedelung in Massen, welche für die weite leere Umgegend nur ganz oberflächlichen oder gar keinen Anbau gestattet, zu erklären. Da hätte die Angst und Flucht vor dem blitzenden Türkensäbel die Menschen so auf einen Haufen geworfen. Warum sind sie denn immerdar bei einander hocken geblieben? Oder gibt es etwa keine Dorfungeheuer, die ganz freiwillig erst seit der Türkenzeit entstanden? Ein Anderer weist auf die grosse Unsicherheit hin, welche das Zusammenleben in kleinen Weilern schon verbiete. Aber dem Magyar verschlägt es ja wenig, Monat für Monat auf der noch viel einsameren Tanya zuzubringen. Eher lässt sich schon hören, man fürchte die grundlosen Wege und das fürchterliche Winterwetter, beides müsste von allem Verkehr abschneiden, desshalb bleibe man gleich in Menge beisammen. Eigentlich sollte man denken, wenn Jeder vor jeder Hausthür fusstief im zähen Strassenschlamme versinkt, so könnte es ihm einerlei sein, ob dieser Hausthüren hundert oder tausend in der Nähe sind. Man möge es sich nur gestehen: der Grund ist noch heutzutage ein tiefer Zug nach Geselligkeit von der Art, wie er sich auf asiatischen Steppen erzeugte. Horde und Heerde sind nahe verwandt. Der Magyar hat bei aller Freiheitsliebe doch gar wenig von jenem Selbst- und Herrensinn, welcher den Germanen antreibt, als ein rechter Freisasse auf seinem Grund und Boden allein zu wohnen, wo er sich selbst regiert und sich selbst genug ist.

Ein Blick auf die Geschichte gibt einen deutlichen Wink. Es ist ein merkwürdiger Zug bei den Magyaren, dass sie nirgends Spuren hinterliessen. Sie haben vorübergehend weite Landstriche beherrscht, in Serbien und Bulgarien, in Bosnien und Dalmatien, in Schlesien und Oesterreich: jedoch nirgends haben sie nur das Geringste für den Nutzen des Landes gestiftet, sei es durch Gesetze oder Einrichtungen

oder auch nur durch Ansiedlungen. Es ging ihnen beinahe wie den Türken: wo diese nach langer Herrschaft verschwanden, erinnerte nichts mehr an sie, als höchstens Ruinen. Magyaren sind nicht geneigt, etwas von ihrem Volk abzugeben, oder für Fremde einen Finger zu rühren. Der Eine lebt und denkt und empfindet gerade so wie der Andere, es gehen immer vierundzwanzig auf ein Dutzend, und desshalb sondert sich der Einzelne in seinen Unternehmungen nicht leicht vom grossen Haufen ab. Ihre eigenen sogenannten Städte sind offenbar nichts als in Lehm und Schilfrohr übersetzte grosse Zeltlager, in welchen sich einst das Volk zusammendrängte: ein Grund, wesshalb gerade an diesem Punkte die Stadt entstand — ein Fluss, Ortssicherheit, Kreuzung des Handels, besondere Fruchtbarkeit oder Anmuth der Umgegend — ist bei den meisten nicht wahrzunehmen, höchstens eine kleine Erhöhung, die weitere Aussicht über die Flächen darbot.

Dieser Hang, sich beständig zusammen zu schliessen, geht so weit, dass er ihren Volksangehörigen nicht einmal stille Musse liess, um sich abzusondern und vorzubereiten, damit sie einst heilig gesprochen würden. Denn es ist traurig genug, die Nationalität scheint selbst bis unter die Heiligen im Himmel hineinzuspielen. Die katholische Kirche soll dreimal mehr heilige Frauen zählen, als die griechische: für die armen Weiber im Orient, die so schon im irdischen Leben untergeduckt werden, gibt es auch da droben keinen Ausgleich. Die griechische Kirche hat nämlich kein Institut für Heiligsprechung. Der kühne Magyar aber denkt: er brauche auf den Höhen der Seligen keinen nationalen Willkomm, sondern nur den Schnurrbart zu drehen, so flögen gleich die schönsten Engel herbei. Vielleicht stiess man sich auch an dem Kostenpunkt, denn bekanntlich macht der langwierige Untersuchungsprozess bei der Heiligsprechung in Rom ungeheure Kosten, und Ungarn war immer geldarm. So musste sich Ungarn mit seinen zwei heiligen Königen, St. Stephan und St. Ladis-

laus, begnügen. Woran es aber bei den frommen Deutschen, die doch auch noch zahlen können, eigentlich liegt, dass ihnen kaum jemals diese höchste Ehre widerfuhr, ist auch eine Frage für die Ethnographie. Während in den letzten vierthalb Jahrhunderten aus dem kleinen Volk der Spanier Schaaren von Heiligen aufflogen, wurde nicht ein einziger Deutscher heilig gesprochen. Der Letzte war Bischof Benno von Meissen, da man Canisius, den Jesuiten, der meistens im Auslande lebte, wohl kaum mehr unter die Deutschen zählen wird.

Von Debreczin reisete ich nach Nyiregyháza. Ich war auf diese Stadt neugierig; denn sie wurde als eine rasch aufblühende Handelsstadt geschildert, die schon mehr als 30,000 Einwohner zähle, und ich dachte dabei an stattliche Reihen von Waaren- und Wohnhäusern, die noch vom Kalk und Backstein riechen.

Bald hinter Debreczin ändert sich die Gegend etwas. Der Boden bleibt nicht mehr tafeleben, und ist hin und wieder mit Gebüsch und Wald besetzt. Wo aber Menschen wohnen, sind die Häuser mit Akazien und Weiden umpflanzt. Oefter erschienen Maisfelder, die sich ausdehnten, soweit die Blicke reichten: noch am fernsten Horizont glänzte ihr bleiches Goldbraun. In den Maisfeldern standen stattliche Reihen Sonnenblumen mit tellergrossen Scheiben, von dem Samen bereitet man süsses Speisöl. Fast all diese Flächen lagen noch vor nicht langer Zeit als halbe Wildniss da. Die Fortschritte Ungarns in der Volks-, besonders in der Landwirthschaft, sind ausserordentlich. In einem Menschenalter holt man nach, was Jahrhunderte versäumt worden. Aechte Vaterlandsfreunde — und Ungarn zählt viele dieser Edlen unter seinem Adel — eifern an durch Wort und Beispiel, und neben ihnen gibt es kluge Leute genug, die ein Wettrennen anstellen, um gleichwie in einem neuentdeckten Lande jede Goldquelle rasch abzuzapfen.

In Nyiregyháza hörte für mich die Eisenbahn auf, da ich nach Munkacs wollte, und ich musste mehrere Stunden auf

Abfahrt des Postwagens warten. Es blieb Musse genug, die Stadt zu beschauen. Die Ortsehren machte mir freundlich ein deutscher Kaufmann, welcher eifrig im Schopenhauer las, und nächstens einen amerikamüden deutschen Schriftsteller zum Besuch erwartete. Nyiregyháza ist einer der grössten Handelsplätze in Oberungarn und wächst mit jedem Jahr. Warum sollte es auch nicht wachsen? Es hat ja, wie jener Ungar von Pest rühmte, nicht bloss auf einer, sondern auf allen Seiten leeren Raum, sich auszudehnen. Der Grundstock der Bevölkerung besteht aber aus lutherischen Slovaken, die ihre Gemeinde- und Kirchensachen wohl in Ordnung halten. Slovaken sind nun keine Amerikaner. In den Vereinigten Staaten wäre auf einem so lebhaften Verkehrsplatz erst eine Stadt von Blockhütten, dann von zierlichen weiss und grün in Oelfarbe gestrichenen Holzhäusern, dann von Backsteinhäusern mit Blumengärtchen davor, dann von Pallastreihen entstanden, Alles in zwanzig oder dreissig Jahren. Man stände dort jetzt vielleicht vor einem fünfstöckigen Schlossgebäude mit Schauläden voll blitzender Juwelen, aber man stände wahrscheinlich noch auf einer nothdürftigen Bretterlage dicht an den Häusern, während gleich daneben im tiefen Strassenkoth sich Säue und Ochsen wälzten. Nyiregyháza aber steckt noch immer zwischen der ersten und zweiten jener amerikanischen Stadterneuerungen. Es bleibt eben eine ächt ungarische Stadt, und eine solche lässt sich ihr Wesen so leicht nicht rauben.

Auch diese rasch aufblühende Handelsstadt bestand wieder aus nichts anderem, als stundenlangen breiten Strassen, die im Sommer voll fusstiefen Staubes und im Winter voll viel tieferen Kothes liegen, und an deren Seiten sich Akazien und kleine niedrige Hütten befinden. Auch hier hatte jedes Häuschen wieder sein Höfchen und Gärtchen, und was wuchs darin? Ganz dasselbe, was auf den Feldern: Mais, Sonnenblumen, Kürbisse. Schwer, undurchdringlich und unbezwingbar, lagerten über den Strassen Staubwolken. Erst wenn man nur noch drei Schritte davon, glänzten durch den grauen Dunst die

hohen glatten Holzbäume der Ziehbrunnen, Telegraphenstangen, und zierliche gusseiserne Laternenpfähle. Durch den Staub wateten unverdrossen Züge von kleinen Frachtwagen, und zu Zeiten erschien ein Gespann von vier Pferden, hinter denen ein elendes Korbwägelchen hing, in welchem ein stolzer Gutsherr sass. Dann kamen wieder, in noch dichtere Staubwolken eingehüllt, Heerden von Prachtochsen mit Hörnern wie Hirsche, ein Gewimmel von Gänsen und von schwärzlichem Borstenvieh, und zwischen ihren Treibern, die wie Kaminfeger aussahen, wateten tapfer einher seidengeputzte Dämchen mit Sonnenschirm und thurmhohem Haarputz. Man sollte meinen, es wären diess Städterinnen, die auf dem Lande zum Besuch. Jedoch sie gehörten in dem weiten Dorfe, das Stadt hiess, zu dem wirklichen Stadtkern von bessern, wenn auch nur einstöckigen Judenhäusern, in welchen man den Fremden mit dem ungarischen „Wo belieben's her zu sein?“ empfing. Jedoch auch an diesen Häusern waren die Schilder überall in magyarischer Sprache. Nur eine bedeutende Frau hatte ihr Blechschild deutsch aushängen. Es war „Amalia Grünbaum, Hebamme“. Wenn Holland in Noth, versteht man auch in Nyiregyháza deutsch. Vorsorglich jedoch für die Lesensunkundigen hatte Frau Amalia Grünbaum auf ihrem Aushängeschild eine weisse Frau malen lassen, die auf dem Tisch ein schreiend Kindlein windelte.

Des altbeliebten Posthorns Klang rief mich am späten Abend zu früh aus einem heitern Kreis österreichischer Offiziere, die hier die schönste Gelegenheit hatten, sich ein paradiesisch Leben aus dem Nichts zu schaffen. Der Postwagen wiegte mich die ganze Nacht hindurch im tiefen Sande, so dass ich prächtig schlief. Wenn ich die Augen aufmachte, stand der Mond in wundervoller Klarheit über der weiten unbegrenzten Fläche. Das Luftmeer war von unbeschreiblicher Reinheit, noch in seinen äussersten Tiefen von Glanz erfüllt.

Morgens in aller Frühe hielten wir in einem Dorfe. In jeder Hütte kräheten ein paar Hähne, und da sich das Dorf

weithin ausdehnte, so war eine breite Stelle in der Ebene jetzt ein einziges grosses Hahnenkonzert. Darauf erhob sich eine unermessliche Wolke von Krähen, und hing lange Zeit wie ein graues Netz über der Erde. Als sich die Krähen verflogen, fingen Tausende von Sperlingen ihr Schreien und Quietschen an, so weit die Akazienreihen sich erstreckten. Nun öffnete sich in den niedrigen Lehmhütten sacht eine Thür nach der andern, und heraus wanderten Hühner und Gänse, Kinder und Katzen, und dann kamen lautlos runde und viereckige Gestalten in zottigem Schafpelz und langem Schwarzhaar, die vor sich her Schweine und Rinder trieben, und zuletzt kamen lautlos die Frauen mit den grossen Wasserkrügen. Unbegreiflich, wie das Alles in den armseligen Häuschen Platz hatte. Die Bewohner sind ein gutmüthiger Menschenschlag, dass sie zwischen ihren Füssen allerlei Gethier gerne sein Dasein gönnen.

Es wohnen hier aber keine Urmagyaren mehr, sondern nördlich von Nyiregyháza beginnt bereits die kleine Slovakei oder — besser gesagt — Kleinruthenien. Es war hier vor Zeiten eine andere Volksart angesiedelt, die allmählig magyarisirt worden. Waren es Slovaken? Der Slovak aber lässt sich nicht so leicht magyarisiren, er übt eher eine umgekehrte Wirkung. Anders verhält es sich mit der weichen und lotterigen Natur der Ruthenen. Auch scheint das Volk in diesen Gegenden wenig von dem Erwerbssinn der Slovaken, desto mehr von der Liederlichkeit der Ruthenen geerbt zu haben.

Dass man das ächte Magyarenland hinter sich hat, zeigt sich alsbald an der zunehmenden Unsauberkeit in Haus und Hütte. Der Magyar hegt ein schönes Verlangen nach Putz und Reinlichkeit, solch ein Bestreben kennen diese Leute nicht mehr. Wenn sie doch nur etwas mehr Wasser und Seife brauchten! Ob sich wohl in einem solchen Dorf alle acht Tage ein Mensch wirklich wäscht? Die Wohnungen sind ebenso unsauber, wie die Eichentische im Wirthshause, die so

dick sind, dass sie bei gelegentlichem Rausch und Raufen die Axtschläge aushalten. Auch das Innere der reformirten Kirche in Námény, obgleich ihre Wohlanständigkeit gerühmt wurde, erschien wenig einladend. Im Verhältniss am reinlichsten waren noch die Judenwirthshäuser. Auf dem flachen Lande machen hier Juden die Wirthe, Aerzte, Kaufleute und Unternehmer zweiter Klasse, die erste Klasse nehmen die Deutschen ein, welche sich auch unter die Gutsbesitzer versteigen.

Im Stall eines Juden findet der Reisende in der Regel auch ein Pferd, in der Judenscheune auch einen Wagen, oder vielmehr Pferdchen und Wägelchen. Sonst sieht man bei den Bauern in Deutschland zehn- und hundertmal mehr reiten und mit Pferden hantiren, als auf den Dörfern der rosseberühmten Magyaren. Grosse Bauernhöfe nach unserer Art haben sie von Anfang an nicht gekannt. Wer nicht Gutsbesitzer, wirthschaftet ganz im Kleinen, der Eine wie der Andere hat sein geringes Anwesen eng beisammen, nur das Allernöthigste ist darin, und nur das Einfachste geschieht. Das eine Höfchen gleicht genau dem andern, gleichwie die Gesichter der Menschen ähnlich sind in Form und Ausdruck. Die unverwüstliche Kraft aber und die Gesundheit germanischer Volksart beruht ebenso auf wohlhäbiger Bauernwirthschaft, als auf dem haushälterischen, fleissigen und denkenden Bürgerthum. Ostwärts von Deutschland gibt es — das deutsche Siebenbürgen natürlich ausgenommen — nur noch zwei Volksklassen, Gutsherren und kleine Leute: die Einen haben zu viel, die Andern zu wenig Zeit, um die Kultur zu bereichern. West- und südwärts von Deutschland ist es der Städter, einerlei ob er in einer Land- oder Stadtgemeinde wohnt, welcher das altererbte Besitzthum der antiken Bildungswelt weiter bildet.

Ueberaus einförmig und dürftig erschien auch die Kleidung der Bauernfrauen. Anderswo halten gerade die Weiber die letzten Reste von Nationaltracht fest. Hier zeigte sich keine Spur davon, nur die ärmlichste Bekleidung, dürftiger als bei

der ärmsten Taglöhnerin auf einem deutschen Dorf. Selbst über den Kopf hatten sie bloss ein altes abgetragenes Tuch geschlagen. Entweder benutzen sie ihre Nationaltracht nur an hohen Festtagen, oder sie hatten in Vorzeiten noch weniger an als jetzt, und begnügen sich aus alter Gewohnheit mit dem Allereinfachsten.

In den weiten Sandstrecken zwischen Nyiregyháza und den Karpathen finden sich hier und da noch Waldstücke. Nyir heisst Birke, und eine Menge Ortsnamen gibt es hier, welche wie Birkendorf, Birkenhaus, von jenem Baume herrühren, — ein untrügliches Zeichen, dass ehemals Wald rauschte, wo jetzt die Sonne den Boden ausbrennt. Ob aber südlicher, in der eigentlichen Magyaren-Ebene, ehemals Wälder gestanden, möchte ich bezweifeln. Es ist zwar der Glaube verbreitet, der Magyar sei ein Waldhasser, und Ditz*) sagt darüber: „Der Magyar war auf der asiatischen Hochebene an die baumlose Steppe gewöhnt; sie sagte auch seiner Nomadenwirthschaft am meisten zu: der Baum, der Wald nahm ihm die Weide, und desshalb suchte er das Waldrevier zu meiden oder es einzuschränken. Ein Bedürfniss nach Holz fühlte er nicht; er schlief in einem Zelte von Schilf, oder er bauete sich eine Hütte von Koth, und er wärmte sich an dem Heerde, auf welchem er seine fetten Speisen über dem Auswurfe seines Viehes kochte oder briet. Darum war ihm der Wald nur ein Hinderniss, wo er ihn fand, und als er den Entschluss fasste, die Ebene der Theiss und der Donau zu seinem Wohnsitze zu machen, da machte er diese auch recht heimisch für sich und die Seinen; er trieb den Wald aus dem Lande, und wo ein Ueberbleibsel sich erhielt, da fiel dieser spätern Angriffen zum Opfer. Der Magyar fühlt eine seltsame Lust, einen Baum anzuhauen und ihn vertrocknen zu lassen. Was die Axt verschonte, bewirkt untergelegtes Feuer, und erst dann hat der

*) Dr. Heinr. Ditz, Die ungarische Landwirthschaft. Leipzig, 1867. 50—51.

Wälderstürmer Ruhe, wenn der Baum seine dürren Finger vergebens in die Luft hinaufstreckt, um den Sturmwind zum Einhalt aufzufordern und die Wolke vergebens um Regen für das Volk zu bitten, welches ihn ewig verfolgt.

Das lautet gerade so, als hörte man den Schlag der unbarmherzigen Yankeeäxte im amerikanischen Urwalde schallen. Allein ist denn der Székler, der doch offenbar ächt magyarischen Stammes ist, ein Waldhasser, oder streift er nicht vielmehr gern durch den kühlen Forst? Wäre einst die ungarische Ebene mit Wald bestanden gewesen, so würden auch jetzt noch, soweit die Grasnarbe reicht, Gestrüpp und Bäume aufschiessen, sobald man die Steppe nur ein Jahr lang nicht abbrennt. Das ist wenigstens in Nordamerika überall der Fall, wo es Prairieboden gibt, und dieser scheint unerschöpflich an Saamen und Keimen für Busch und Wald. Vielleicht gab es in Ungarns Mitte einst an besonders geschützten Stellen Eichenwaldung, die aber wohl vor den Magyaren bereits das Opfer bulgarischer und walachischer Waldverwüster geworden.

Da es unterwegs nicht viel zu betrachten gab, so hatte ich meinen Spass an einem Postschaffner. Der Mann war weit umhergekommen unter den Magyaren und Slovaken, hatte sie aber keineswegs in's Herz geschlossen. Eine schlotternde Wagenthür wollte nicht schliessen, darüber begann er seine Betrachtungen. „Wo soll man denn unter diesen Leuten einen ordentlichen Professionisten suchen? Wenn ein Eisen am Wagen entzwei, holen sie einen Stein zum Amboss, und pinkern und nageln darauf herum. In Ungarn gibt's noch keine Wissenschaft, sondern bloss Reichthum und Dummheit. Wenn die Deutschen und die Juden das Land nicht erhielten, müsste Ungarn noch auf dem Bauche liegen. Der Deutsche hat seine gehörige Sprache von Natur und bleibt dabei. Der Ungar und Slovake mengt immerfort Deutsches ein, weil er in seiner Sprache nicht bestreiten kann, was er braucht. Wer reich ist, ist doch ein armer Teufel. Warum? Weil er ein halbes Pferd ist, und nichts Besseres weiss. Was ist Ungarn?"

so schloss er seine urwüchsige Rede, „Ungarn ist Dreck und Speck.“

Ich sollte indessen bald wieder einen schöneren Anblick von Ungarn bekommen. Wir näherten uns dem breiten Gebirgsrand, und es begannen besserer Anbau der Gegend und die Anfänge von Kunststrassen. Die Theiss floss in gerade gezogenem und wohlbefestigtem Bette dahin, an ihren Ufern dehnte sich unabsehlich Schilf- und Wiesengrün, ungemein wohlthuend nach dem ewigen Gelb und Grau der Ebene. In Beregszász wurde ich von geliebten Verwandten empfangen und kostete zum Gabelfrühstück herrliche Weine, die theils von hiesigen Weingärten, theils aus der nahen Hegyallja kamen, dem gesegneten Lande, wo der goldene Tokaier wächst. Hier war bereits ein grosser Maierhof, der zur Herrschaft Munkacs gehörte. Landwirthschaft wurde im Grossen und Feinen betrieben, aller guten Dinge gab es in Hülle und Fülle, und überall schien ein Geist der Ordnung zu herrschen. Die Stadt Beregszász heisst ins Deutsche übersetzt Sachsenberg, und die Sage geht: die Bevölkerung sei in alten Zeiten deutsch gewesen und allmählich magyarisirt worden. Allerdings haben sich die deutschen Ansiedlungen ehemals vom Bergumkreis weiter und weiter in Ungarn hinein vorgeschoben. Jedoch im Wohnen und Wesen der Beregszászer erinnerte wenig mehr an deutsche Art, und ihre romanisch-gothische Kirche stammt offenbar aus einer spätern Zeit.

Ein Viergespann führte rasch nach dem sechs Stunden entfernten Munkacs. Der Haiduck vor dem Komitatshause grüsste die herrschaftliche Kalesche, und alle Wagen wichen ihr schon von weitem aus — ein Rest noch von der Ehrerbietung, welche das Volk jeglichem Zubehör des Adels zollte. Nun dämmerten in der Ferne Bergzüge, ihre blauen Linien wurden höher und schärfer, immer mehr huben sich grüne Kuppen und Ketten hinter einander empor, und im weiten unabsehlichen Umkreis erschien das Land von langhinwallenden Bergen umgürtet. Das war das Waldgebirg der Kar-

pathen, von dem man so selten Näheres liest, und dem ich desshalb schon längst einen Besuch zugedacht hatte. In ungeheurer Ausdehnung von mehr als dreihundert Stunden umzieht es Ungarn von Mähren und Schlesien an bis zum Buchland (Bukowina), und bildet eine bedeutsame langgestreckte Wasserscheide da, wo unsere schlanke Halbinsel anfängt, östlich in die Breite zu gehen. Dazu finden sich in den Karpathen-Thälern, dicht auf einander gedrängt, unvermischt und unverfälscht, die verschiedensten Volksarten: Slovaken, Ruthenen, Polen, Magyaren, Deutsche. Ich dachte hier ein Stück Urnatur in Land und Leuten zu finden, wie selten in Europa.

Munkacs erregte grosse Erwartungen. Die Stadt bettet sich hinein in eine weite Thalöffnung, gleichsam unter dem Schutz und Schirm der Berge, die ringsum in grünen Höhen und Kuppen aufsteigen, am Fusse bebaut mit Obst- und Weingärten, und oben überall ununterbrochene Waldung mit Wiesenflecken. Auf dem grünen Hintergrund funkeln fünf Kirchthürme im Bleiglanz, und durch dichte Baumgruppen blicken einzelne hohe Gebäude. Ueberaus malerisch erhebt sich vor der Stadt auf rundem ringsum steil abfallendem Felskegel die Festung, ehemals das berüchtigte Staatsgefängniss. Auf den breiten Strassen tummelten Haiducken und Offiziersbursche ihre Rosse, lagen in Reihen an den Häusern ruthenische Bauern in Schafpelzen, und schritten ernst einher Juden im langen Kaftan. Wie zu einer reichbesetzten Tafel für Volksstudien fuhr ich in Munkacs ein.

VI.

Pustenvolk.

Falsche Vorstellungen. Die Jahreszeiten im Pustenland. Uebergang zum Ackerbau. Fruchtfülle und Armuth. Künstliche Bewässerung. Eindruck des Unermesslichen. Einförmigkeit. Naturreiz. Einwirkung auf das Volk. Verkennung des magyarischen Bauers. Leere des Magyarendorfes. Armselig Handwerk. Raubbau. Das Bauerngut Sache. Quadratmeilengüter und Zwergbauern. Pustencharakter und nationale Gewöhnung. Gleichmuth. Verschiedenes Selbstgefühl. Grossmannssucht. Gutherzigkeit. Häuslicher Sinn. Kenntnisse. Verschiedene Thierbehandlung. Hausthiere der Ebene. Gelage. Phantastisches. Thatkraft und Erlahmen. Religiöser Gegensatz der Mongolen und Arier. Spärliche Nachkommenschaft. Niedriger Stand der Frauenachtung. Hirten, Fischer und Husaren.

In Deutschland gibt es eine Vorstellung von ungarischen Pusten, die vielfach verbreitet und doch fast gänzlich unrichtig ist. Man denkt sich unabsehliche grüne Flächen, bedeckt mit prächtigen Viehheerden, die halb verschwinden im üppigen Grase. Ach, wäre nur etwas, nur ganz wenig davon Wahrheit! Könnte man nur irgendwo in Ungarn sich hinstellen, und, wie in fetten Marschen an der Nordsee, sich, soweit die Blicke streifen, laben am schimmernden Saftgrün bewässerter Auen! Aber so gibt es leider in der ganzen Westhälfte Europas keine Gegend, die den grössten Theil des Jahres mehr von Grün entblösst, nackter und schrecklicher wäre, als die grosse ungarische Ebene.

Wenn das Frühjahr mit wohlthätigem Regen eintritt, so schiesst überall, wo das Land noch Steppe oder Puste ist, ein kräftiges Gras üppig hervor. In wenigen Tagen, ja Stunden, ist Alles grün, und jede Hand greift zu Pflug und Egge, um in eilender Arbeit die Saat in die Erde zu bringen. Denn gar bald sinkt die Sonnengluth dörrend und stechend nieder und weicht nicht mehr.

Dann wird der Erdboden hart wie Stein, und der ganze Raum zwischen Himmel und Erde ein kochendes, strahlendes

Luftmeer. Ein heisser Athem leckt Gras und Kräuter an, dass sie zusammensinken und auf den Grund verdorren, bis all die weiten Flächen braun und grau und schwärzlich sich dehnen, und in dem eintönigen rothbraunen Dunst, der sich über die Erde legt, selbst die Staubwolken, die hier und dort am Horizont beweglich aufsteigen, dem Auge wie Erquickung scheinen. Weh aber, wenn der Gluthwind den Flugsand aufwirbelt und auf dunkeln Flügeln einherführt: da will Einem der Athem vergehen. Lange, lange Wochen und Monate lechzt Alles nach einem Tröpfchen Regen. Der ungarische Berggürtel hält die Wolken ab, und streift eine über die Wälder herein in den kochenden Kessel, ist sie im Augenblick verdunstet. Leicht kann eine Dürre eintreten, so schrecklich und sengend, dass das Vieh die elenden, halbverfaulten Strohdächer abnagt, und der Mensch sich vor der peinigenden Gluth in die Erde verkriechen möchte.

Auf den kurzen Herbst, welcher die Hitze mildert, das Gras wieder hervorruft und die Fieber befördert, folgt ein strenger Winter, der mit seinen Regengüssen entweder das Land in tiefe unentrinnbare Moräste verwandelt, oder Alles mit eisigen Stürmen und scharf eindringender Kälte heimsucht. Dann wird die ganze Ebene völlig unwegsam und unwirthbar: Dorf für Dorf liegt wie in eisernen Fesseln gehalten, wie vergraben in todter Einsamkeit.

Das ist das vielberufene Pustenland. In früheren Zeiten war es noch viel trauriger damit bestellt; denn damals sah man fast nichts als nackte, offene Haide, die zur Viehhut diente, und jeder Edelhof und jede Gemeinde nannten ihren Antheil daran ihre Pusta. Da die ganze Haide getheilt war, so gab es eigentlich keine Pusta d. h. Wüste mehr, sondern nur noch Pustenstücke, von denen die umfangreichen in der Mitte eine Art Nothdach hatten, und diese Stücke mit Nothdach nannte Jeder seine Puste. Das ist seit etwa zwanzig Jahren bedeutend anders geworden. Die Grösse der Pusten hat sich verkleinert, die Zahl aber mehr als verzehnfacht, und jetzt haben sie

durchgängig etwas Nothdürftiges an Baulichkeiten, ein Gerüst zum Maistrocknen, einen offenen Dreschplatz und eine Hütte nebst Schuppen. Ungarn aber ist, was ihm in tausend Jahren nicht geträumt hätte, von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen. Ein Hirtenvolk bricht seinen alten Weideboden auf, und dieser Boden überschüttet es plötzlich mit einer Fülle von Mais und Weizen. Die Viehheerden schwinden ein, in vielen Gegenden klingt die Erzählung von ihren früheren Massen schon wie eine Sage aus alter Zeit. Statt des harten Grases, des struppigen Schilfs, der hohen Unkrautstauden, welche früher die Pusten bedeckten, breiten sich jetzt auf und ab goldene Saatfelder.

Mit so massiger Fruchtbarkeit aber, gleichsam aus wild üppiger Urkraft, der Boden Mais und Weizen bringt, so standhaft verweigert er noch immer feines, nährendes Gras, Futterkräuter und Handelsgewächse, leider will er auch keine Bäume dulden. Nur die Akazie mit den sanften, dünnen Blättern scheint sich in der trocknen Luft wohl zu fühlen. An grüne Wälder und hervorströmende Bäche und Flüsse ist desshalb gar nicht zu denken. Ein Stück festes Holz ist auf hundert Stunden Weges so selten, wie ein Stein oder anderes Mineral. Alles ist Erde, höchst fruchtbare Erde, aber nichts als Erde, und die einzige Abwechslung, dass die Erde zu Zeiten Schlamm, zu Zeiten Staub wird.

Unter Allem, woran diese ungeheure Fläche fruchtbarer Erde nothleidet, ist die grösste Noth nicht nur das Fehlen von eigentlicher Wasserkraft, sondern zu Zeiten das Fehlen überhaupt des Wassers auf den Feldern. Man spricht schon lange davon, die ganze grosse Ebene durch regelmässig in einander greifende Kanäle zu bewässern, — ein riesenhaftes Unternehmen, jedoch ausführbar. Die Eisenbahnen bringen allmählig Geld und zum Hausbau Holz und Steine in die Ebene hinein, der Anbau von Akazien und Kornfrucht hilft nicht wenig, die schädlichen Einflüsse des Klimas zu sänftigen, die künstliche Bewässerung wird endlich die Hauptsache thun, um der

ungarischen Ebene ein wohnlicheres Ansehen zu geben. Allein niemals wird der Fluch, mit dem sie doppelt geschlagen ist, ganz von ihr weichen: das ist erstens das Klima, welches sich in plötzlichem, gewaltsamen, Alles niederwerfenden Wechsel bewegt, und das ist zweitens der trübe Stempel ungeheurer Einförmigkeit.

Wer ein paar Wochen, oft nur ein paar Tage mitten im flachen Ungarn lebt, fühlt sich wie befangen von unheimlicher Naturgewalt. Wenn man die feste Erde so tafeleben sich unermesslich ausdehnen, den Himmel darüber so ehern und unermesslich sich wölben sieht, empfängt Jeder etwas von einem schweren, lastenden Eindruck. Der Mensch kommt sich so klein und ärmlich vor, so weltverloren. Morgens, wenn die Sonne strahlenhell emporsteigt, der ganze Himmel sich röthet, und überall die Lichtmassen mit unglaublicher Stärke hervorbrechen, o wie erhaben, wie ergreifend ist der Anblick! Bald aber wirft sich der Sonnenbrand wie ein feurig Unthier auf die Erde, oder vielleicht überschütten sie endlose Regenfluthen, oder wilde Sturmwetter peitschen hin und wieder rollend die Fläche, — ohnmächtig vor diesen übermächtigen Gewalten sinkt das Menschenkind in sich zusammen, gelähmt im Denken wie im Willen.

Das Unerträglichste aber bleibt der ewig gleiche Anblick. Wenn man auf dem Ozean reiset und ermüdet von dem ruhelos, endlos sich hebenden und senkenden Gewässer seine Kajütenthür schliesst, um zu lesen, zu träumen, zu schlummern, und man kommt nach ein paar Stunden wieder aufs Verdeck und steht wieder an Bord gelehnt in die Weite schauend — nichts hat sich verändert, das Schiff zieht ruhig seine Spur über die Fläche und ihr leises Sichheben und Senken, ganz in der Ferne schwimmen Wasser und Himmel zusammen. Höchstens steht ein anderer Mann am Steuer, oder vielleicht taucht irgendwo aus den feuchtschimmernden Gefilden ein Wölkchen herauf. So ist die ungarische Ebene: immer und ewig ganz die gleichen Kornfelder und Steppen und zahllosen

Wegspuren, ganz die gleichen Staubwolken und elenden Lehmhütten und dürren Zäune von Schilf und Rohr. Diese Ebene ist noch viel trostloser und einförmiger, als das Meer; denn das Meer hat Leben und Bewegung, doch diese entsetzliche Ebene dehnt sich regungslos in die Weite, kein Wölkchen kommt empor geschwommen, und der stahlblaue Himmel blickt unveränderlich mit offenen ehernen Augen herein. Auch der Mann am Steuer wechselt hier nicht: immer dieselben breiten Leinwandhosen mit denselben rothbraunen schwarzhaarigen Gesichtern darüber. Niemals auf den amerikanischen Prairien, auch bei wochenlangem Umherschweifen nicht, überkam mich dies verzweiflungsvolle Gefühl der Leere und unentrinnbaren Einförmigkeit. Die Luft und Alles ist still und tonlos, und nichts bezeichnet das Fortrücken der Stunden, als die Sonne mit ihrem Kreislauf, die ihre stillglänzenden Strahlen allmählig länger über diese unabsehbaren Felder und Steppen fallen lässt, und etwa noch der eigene Magen mit seinen verschiedenen Anforderungen. Das ist ja ein Land, als könnten sich hier nur die hinein werfen, die von allen Völkern vertrieben sind.

Doch bei alledem — ist dies nicht dennoch eine Gegend voll tiefen geheimnissvollen Reizes? Weht nicht etwas darüber hin wie der Athem Gottes? Wer könnte sich verbergen, dass ihm hier ein paar einfache, schlichte Gedanken zwar, aber mit unendlicher Erhabenheit, die Seele schwellen! Gerade dass alles, was man von Menschenwerk sieht, — die armseligen Hütten und Wägelchen, die Strohhaufen, die Ziehbrunnenstange, der Kirchthurm in der Ferne, — dass dies Alles so niedrig und verloren erscheint, gleichwie Gesträuch und Stauden auf weiter Fläche, — woher anders kommt uns dies Gefühl, als weil Himmel und Erde hier das Gemüth mit unsäglicher Gewalt anfassen, — die weite, regungslose Erde und der ätherblaue Himmelsbogen darüber!

Wenn der magyarische Bauer Morgens hinaus zieht in die offenen Pusten hinein, wo kein Hügel auf der endlosen Ebene,

kein Wölkchen im blauen Aether seinen Falkenblick anzieht, wo nichts ist als die ungeheure Leere, — da wird ihm wohl in seiner Seele. Allah, il Allah! Etwas von der schlicht erhabenen Gottesidee des Orients zieht durch sein Gemüth. Leise fängt seine Phantasie an zu erwachen und schafft ihm fliegende Bilder, einher sprengende Reitertrupps, oder Gottes feurige Geschwader im Gewitter, und endlich das stille fernglänzende Abendfeuer, um welches seine Kameraden liegen und sich wunderbare Geschichten erzählen, Geschichten von Vampyren und vom unseligen Zaubergold. Und wie er weiter sinnt und sinnt, verlieren sich seine dunkeln Geister allmählig ins Unbestimmte und Formlose, zuletzt denkt er nichts mehr und versinkt in stillen, schweren Ernst. Sein Gemüth ist still, weit und düster, wie die schweigsame düstere Ebene, für welche er geboren ist, aber unter diesem rauhen Ernste lebt ein heisses Herz, eine empfindliche Seele.

Diese magyarischen Bauern sind in Deutschland noch wenig gekannt. Die Einen stellen sie sich vor als halbwildes Volk, das mit Rossheerden und in fliegendem Haar über die Steppe daher sauset, die Andern meinen, sie lebten in Schmutz und Unsauberkeit dumpf und träge dahin. Beobachtet man sie aber in ihren Hütten, bei der Arbeit, und im Wirthshaus, so kann man nicht anders, man muss sie in ihrer Art hochschätzen. Es ist ein ächtes Kernvolk, eine Masse noch frischer unverbrauchter Kräfte. Viel Seltsames, das ist wahr, steckt in ihrer Natur, das von dem Wesen aller christlichen Völker sie scharf unterscheidet, um so mehr aber zu einer Naturstudie anlockt. Und man hat den Vortheil dabei, überhaupt den rechten Magyar kennen zu lernen. Denn in einem Volke, das nur von Bauer und Edelmann weiss, bricht der Charakter des ersteren auch bei dem zweiten immer wieder durch.

Kommt man des Sommers in ein Magyarendorf, so ist der erste Eindruck kein angenehmer. Da stehen in unabsehlich langen Reihen die kleinen Häuschen, jedes einzeln und alle über einen Leisten. Still und leer ist's in den breiten Gassen,

als wäre die Ortschaft ausgestorben. Gänse und Schweine sieht man, endlich auch ein paar Menschen, niemals aber eine fröhlich lärmende Kinderschaar. Der Bauer mit seinem Weib arbeitet und schläft draussen auf seiner Dreschtenne, oder sind sie zu Hause, so schauet Keiner aus dem Fenster, da müssten sie ja erst aufstehen und das thun sie nicht gerne. Da hört man kein Mühlgeklapper, kein Vogelzwitschern, höchstens das Krächzen und Knirschen eines hölzernen Wagens, der sich mühsam fortarbeitet. Was sich uns nun bei den Hütten zeigt, ist jämmerlich genug: ein roher, dürrer Zaun, nie eine lebendige Hecke, niedrige Schuppen, welche die Scheunen vorstellen, erbärmliches Ackergeräth. Von traulichem Behagen keine Spur, als höchstens ein Holzbänkchen an jedem Häuschen.

Ja wirklich, dieses Volk kannte einst von Einrichtung auf dem nackten Boden nichts anderes, als was sein Ross und Wagen trug. Sein Vorrathshaus war ein Erdloch, und allenfalls eine Einfriedigung von dürrem Schilfrohr, um das Vieh bei der Hand zu haben. Es musste erst lernen, was Haus und Feld und Stall bedeuten. Unwillkürlich erschrickt man: wie, wenn du verurtheilt wärest, hier ein Jahr auszudauern? Diese Nothhütten scheinen ja wie von Leuten in der Verbannung dahin gesetzt.

Vergebens sucht man etwas wie Handwerk und Industrie zu entdecken. Wo wohnt denn hier der Schmidt, der Wagenmacher, der Bäcker? Doch, da sitzt einer auf dem Tisch, das ist vielleicht der Schneider. Da steht irden Geschirr aus, dort wohnt ein Töpfer. Das ist wohl das ganze Handwerk in all den weiten und langen Dorfgassen.

Was man aber draussen vom Feldbau auf allen Feldern gesehen, das war ja reiner Raubbau. Der Acker ist oberflächlich gepflügt und bestellt: Alles sollte nur rasch fertig sein und wurde dann dem lieben Gott und der Natur überlassen. In einigen Gegenden fängt man jetzt an, wenigstens unter den wohlhabenden Bauern, den Weizen ordentlich auszudreschen, um das Stroh nicht zu verderben, und rohe Anfänge von Scheunen und Stallung zu errichten. Bei andern herrscht

noch eine Art wilder Wirthschaft, welche den Himmel als Dach ebenso für Korn und Vieh, als für die Saat betrachtet. Da wird der Auswurf der Thiere, statt ihn auf den Acker zu bringen, noch auf dem Heerde verbrannt, da wird das Korn noch auf dem Felde von Ochsen ausgetreten, und, da man es doch irgendwie aufbewahren muss, in Erdlöcher geschüttet, deren Wand, um sie besser auszutrocknen, mit Strohfeuer gebrannt, und deren Oeffnung sorgfältig mit Sand verschlossen wird. Was schadet's, wenn auch das Brod ein wenig nach Erde schmeckt? Wem es nicht behagt, der esse Mais, Melonen und Kürbisse, bis der Winter kommt, dann geht's schon herunter.

Das Ganze macht den Eindruck, als liebe der Bauer weder sein Gut, noch die Arbeit, ja nicht einmal das Geld. Man lebt in einem Lande, wo Müssiggehen nicht bloss herrschaftlich ist, sondern auch schön und des Menschen würdig, die Arbeit aber nur Nothsache. Der Bauer arbeitet, um recht viel Vorrath zum Essen, und noch viel mehr Vorrath an Ruhezeit zu haben, jedoch nicht etwa, um zu erwerben und sich vorwärts zu bringen. Höchstens trachtet er nach mehr Landbesitz. Dem Boden sucht er auf die roheste Weise Alles zu entreissen, was er hervorzubringen vermag. Sein Gut ist ihm eine blosse Sache, die er ausnutzt, und es fällt ihm nicht ein, einen Theil seiner Liebe und Gedanken hinein zu stecken. Desshalb ist es ihm auch jeden Augenblick feil. Was hat es denn an sich, was etwas Besonderes oder Eigenthümliches wäre, oder was es ihm lieb machen könnte? Da ist ja kein Hügel und kein Bachplätschern, kein Baum oder Gehölz, ja nicht einmal ein Feldweg oder eine besondere Aussicht nach irgend einer Ecke hin. Das eine Gut liegt gerade so platt und nackt an den Haidewegen, als das andere, und wenn man Einen mit verbundenen Augen im Kreise umher führte, jedoch durch lauter Ortschaften, die ihm längst bekannt wären, so müsste er schon scharfe Augen und ein ungewöhnlich Gedächtniss haben, wollte er die richtige Antwort finden, sobald man ihm irgendwo das Tuch von den Augen nähme und fragte: „Wo bist du?"

Auf wohl durchdachte und sorgfältige Weise sind dagegen viele der Quadratmeilen-Güter angebauet, und mit den ausgesuchtesten Maschinen bestellt, wie mit den feinsten Viehsorten. Wäre die Armuth an baarem Gelde nicht gar so beständig, und könnte sich der Adlige irgendwie darauf verlassen, gute Knechte und Taglöhner zu finden, so würden jene Güter in der schönsten Blüthe stehen, doch nicht etwa, um durch den höchsten Ertrag dem Besitzer Geld abzuwerfen, pfui, das wäre ja niedrig gedacht. Wenigstens müsste der edle Schein gewahrt bleiben, dass der Edelmann Verstand und Zeit nur desshalb auf sein Gut verwende, damit sein Name glänzender werde und die Welt erführe, was Alles das edle Ungarn vermöge. Immerhin, das Land hat grossen Nutzen davon, und er könnte noch hundertfach grösser sein, wäre die adlige Landwirthschaft zugleich Muster für die Bauern. Aber diese sind ja alle nur Zwergbauern, und ihre hellsten Gedanken reichen nicht so weit, dass sie den Herren etwas ablernen und nachmachen könnten, — der Abstand von ihnen ist gar zu gross und in der That recht traurig. Es fehlt gänzlich an einem Stamm von gebildeten Grossbauern und bürgerlichen Gutsbesitzern, die dem Landvolk näher ständen. Und sie anzulocken, dazu ist der Boden der ungarischen Ebene mit seiner wilden Fruchtbarkeit und dem schwer zu bewältigenden Druck und Ansturm seines Klimas gar nicht angethan.

Das Alles spricht nun nicht zum Vortheil des magyarischen Volks. Der Charakter der Pusta trifft bei ihm zusammen mit einer uralt nationalen Gewöhnung, und desshalb ist so schwer zu helfen.

Wie soll man ein besseres Haus bauen, wo Holz und Steine fehlen? Muss man da nicht in den Hütten auf gestampften Erdboden schlafen, wenn es auch Fieber bringt? Wer wird sich einen eisernen Pflug anschaffen, wenn auf viele viele Meilen weit kein Handwerker wohnt, ihn wieder zu machen, wenn er zerbricht? Erinnern wir nur daran, wie lange das deutsche Landvolk in den schlechtesten Zeiten der

Hörigkeit, wie sie nach dem dreissigjährigen Krieg begannen, verblieben ist. Und doch waren seine Zustände auch damals himmelweit von ungarischen verschieden. Wenn der Magyar wie ein Riese gearbeitet hat, um die Last und Sorge der rasch dahineilenden Saat- und Aerntezeit zu bewältigen, was soll er da noch weiter sorgen und sich noch plagen? Er ist ja so ohnmächtig gegen die furchtbaren Naturgewalten, gegen die blossen Launen des Wetters, das mit Sturzregen und Ueberschwemmung, mit scharfem Frost, mit grimmem Sonnenbrand ihm in wenig Stunden die ganze Frucht seines Fleisses vernichten kann. Heute schwelgt er in Hülle und Fülle, und nächstes Jahr fällt sein Vieh aus Hunger, beides eigentlich ohne seine Schuld. Und was soll er denn thun in der langen arbeitslosen Zeit des Sommers und des Winters? Seine ganze Wirthschaft ist klein und übersichtlich, Hausindustrie so gut wie nicht vorhanden. Denn Gott hat ihm wenig Bedürfen und leicht Genügen gegeben. Hat er viel Speck und viel Paprika und viel Mais, dazu einen recht starken Tabak und ein Fässchen Wein oder Slibowitz, so ist er seelenvergnügt. Liegt er also wieder einmal auf der geliebten Bärenhaut, so bleibt er auch liegen und ist sorgenlos und glücklich wie ein Kind, und ein so reiner Fatalist, als irgend ein Hadschi im weiten Gebiete des Islam.

Stiller Gleichmuth, mit ein wenig Trübsinn versetzt, auch in etwas rauher Schale, jedoch tief und unzerstörbar, bildet den gewöhnlichen Stand seines Seelenlebens. Der magyarische Bauer pflügt lieber mit Ochsen, die ihren gleichmässigen wandellosen Pass gehen, als mit den unruhigen, stets der Beobachtung bedürftigen Pferden, welche der Deutsche entschieden für edler hält. Jener spürt auch gar keinen besondern Trieb, von selbst etwas zu lernen, oder viel Neues zu sehen. „Zu was ist das?“ tröstet er sich, „es giebt ja genug Gelehrte in der Welt.“ Ja, es kommt noch vor, dass Einer in seiner derben Aufrichtigkeit zum strebsamen Sohne sagt: „Dein Vater ist ein alter Gaul, zu was willst du anders werden?“

Weiss und kann er aber wirklich etwas, so ist er ungemein stolz darauf. Denn Stolz sitzt ihm tief und schwer im Herzen. Der Deutsche und Engländer fühlt eine gewisse innere Nothwendigkeit, sich selbst zu achten: verliert er seine Ehre vor sich selbst, so wird er unfehlbar ein ganzer Schurke. Diese Art von Ehrgefühl steht bei Keinem niedriger, als dem Slaven und Kreolen. Der Zigeuner oder gar der Schwarze hat eben nichts als kindische Eitelkeit. Der Italiener und Franzose kann wenigstens nicht lassen von dem Bedürfniss äusserer Achtung, sie ist ihm ein Lebenselement, und kochheiss siedet er auf, wo sie ihm verwehrt wird. Den Magyaren aber möchte ich dem Nordamerikaner und Spanier zugesellen. Sie haben alle drei einen ungemein regen Drang, sich selbst hochzuschätzen, und versteigen sich dabei leicht ins Phantastische. Der Spanier schwelgt in der Idee, was er alles für hohe Dinge leisten könne, der Nordamerikaner führt seine stolzen Vorsätze aus, unermesslich aber ist das Selbstvertrauen des Magyaren. Wenn es einen Baum gäbe, der bis an den Himmel wüchse, er würde sich keinen Augenblick bedenken, hinauf zu klettern und den Mond in seine Tasche zu stecken. Immerhin ist dieses Selbstgefühl und diese Zuversicht ein edler Charakterzug, viele schöne Tugenden spriessen daraus hervor, der tapfere Muth, der Ehrgeiz in der Stunde der Gefahr, Ruhe und Würde im Benehmen, Streben nach Sauberkeit.

Sieht man diese Bauern unter einander verkehren, sollte man denken, es wären lauter herabgekommene Edelleute: mit soviel umständlichen Anreden und Höflichkeiten bedenken sie einander. Aber auch die Kehrseite jenes hohen Selbstgefühls giebt sich recht merklich kund: Grossmannssucht, Prahlen, eine mehr als kindliche Lust an Putz und Gepränge und ein höchst unglücklicher Hang, glänzenden Schein für das Wesen zu nehmen. Des Bauern heftigste Begierde ist, viel Land, recht viel Land zu besitzen, selbst wenn er es nur auf drei Jahre pachten kann, selbst wenn er verschuldet ist, und ganz einerlei, ob seine Kräfte es zu bebauen hinreichen oder nicht.

Damit hängt das alte magyarische Erbübel zusammen: der unüberwindliche Widerwille gegen den Erwerb im Kleinen, gegen die tägliche pünktliche Emsigkeit. Allgemein wird Kleinhandel und Kleinhandwerk verachtet. Auch giebt es wohl keinen Abgrund, der tief und dunkel genug wäre, um den Abstand zu messen, welcher in des ärmsten Magyaren Vorstellung zwischen ihm und einem Juden oder gar einem Zigeuner besteht. Tief unter sich sieht er den Walachen, auch über den Slaven dünkt er sich erhaben, und jeder Deutsche ist ihm ein „Swab", ein armer Schlucker, der sich an Ungarns reichem Tische sättigen will.

Zwei schöne Eigenschaften aber, die den Magyaren insbesondere vor dem Slaven und Walachen auszeichnen, sind sein weiches Gemüth und seine lebhafte Phantasie.

Der Magyar kann wochen- und monatelang einsam oder in sich gekehrt zubringen, dann aber regt sich unbezwinglich das Bedürfniss nach Geselligkeit, gleichsam als mahne ihn seine Natur und lasse ihm keine Ruhe, bis er sich herausreisst aus seinem dumpfen Sinnen. Unter Menschen aber muss man ihn sehen, um zu erfahren, welch ein Schatz von Güte in ihm steckt. Er ist gutherzig und barmherzig und kann Niemand leiden sehen. Er ist aufrichtig, ohne Falsch und voll Vertrauen; ein Kind kann ihn betrügen. Auch hat er den besten Willen, billig und gerecht zu sein. Unbilden trägt er nicht nach, es sei denn, dass man seine Ehre oder seine Nationalität beschimpfte: dann rächt er sich vielleicht fürchterlich und ohne Erbarmen. Wohl möchte man den Deutschen als Vertrauten in allem edlen Wissen und Streben vorziehen, den Engländer als praktischen Reisegefährten, den Franzosen zu Ball und Spiel und feiner Gesellschaft, den Italiener zum erfindungsreichen Handelsgesellschafter, gewiss aber giebt es keinen besseren Zeltkameraden, als den Magyar.

Man trete in ein ächt magyarisches Bauernhaus. Welch ein freundliches, würdiges, biederes Entgegenkommen! Die Stunde, die der Gast verweilen will, wird als das schönste

Ehrengeschenk angesehen, und das ganze Haus beeifert sich, sie ihm angenehm zu machen. Da überrascht ihn die grosse Reinlichkeit in Hof und Hausflur, in Küche und Kammer, und er erinnert sich, wie da draussen die Hauswände leuchten von weissem Kalk. Wenn's nicht anders gehen will, so tüncht der Bauer mit seinem Weib das Haus selbst. Das Haar des Magyaren ist offenbar stark geölt, allein bei näherem Anschauen wird man doch zweifelhaft, ob auch er seinen Leib mit Speck salbe, wie der Slovak und der magyarisirte Ruthene, wenigstens nimmt er nicht zu viel und kein ranziges. Sein Hausrath aber, wenn auch ausserordentlich einfach, glänzt von Sauberkeit, und mit Verwunderung merkt man, dass diese Möbeln aussehen, als wären sie hundert Jahre alt: richtig, da steht noch die alte Jahreszahl daran. Kommt man nun ins Gespräch mit den Leuten, so drücken sie sich klar und verständig aus. Gleichwie ihre Sprache ungemein kurz und kräftig, so sind Gefühle und Gedanken schlicht, gerade aus, und, fehlt auch ein üppiger Fruchtboden, doch von innerer Stärke.

Da trifft man auch öfter auf einen kleinen Vorrath von Kenntnissen. Eine Menge im Dorf kann lesen und schreiben, und Bücher sind gar nicht selten. Der ungarische Bauer war schon durch das wohlthätige Eingreifen von Maria Theresia's Gesetzen viel besser und freier gestellt, als seine Genossen in Polen und Russland. Das Jahr 1848 machte ihn durch Abschaffung der Frohnden vollends frei, und seitdem lernt er mit jedem Jahr besser einsehen, was für Vortheile ihm seine jetzige Lage bietet, und wie er sich ihrer bemächtigen kann. Bald nach jener Zeit hat er begonnen, sich langsam geistig und wirthschaftlich zu heben, nimmt lebhaften Antheil an den öffentlichen Interessen, und wird sich noch bedeutender entwickeln, wenn die neue Gemeindeordnung wirklich Kraft und Leben gewinnt.

Einen so vortheilhaften Eindruck macht der magyarische Bauer insbesondere im Szathmar-Comitat, in dem Winkel,

welchen die Számos mit der Theiss macht; doch möchte ich nicht behaupten, dass alles Volk dort rein und unvermischt magyarisch sei, denn Deutsche und Slovaken, Ruthenen und Walachen haben sich in jenem Comitat schon seit alter Zeit unter den Magyaren angesiedelt.

Das gute Herz giebt sich in der Liebe und freundlichen Pflege kund, mit welcher die Hausthiere behandelt werden. Der Romane und Amerikaner nützt sie unbarmherzig aus, gleich als wären es fühllose Maschinen; bei den Slaven wird der gemeine Mann so vertraulich mit Kuh und Katz, fast als wären sie ein Stück von seines Gleichen; der Magyar aber behandelt alles Vierfüssige unter seinem Dache, wie bei uns der Jäger den treuen Hund oder der Reiter sein edles Ross. Er hat jederzeit noch einen Schatz von Zärtlichkeit für das Hausthier übrig, und niemand unergründlicher, als der Husar für den Herzensfreund, auf dem er reitet.

Der Magyar hielt hartnäckig an der Viehzucht der Steppe fest, so lange es irgend anging. Das Vieh war sein Geld und Gut, trotzdem es die Pusten oft so jämmerlich nährten. Diese Leidenschaft für die alte Viehzucht schwindet, je weiter der Kornbau um sich greift, und je mehr es möglich wird, auf fetter Weide edlere Viehsorten zu unterhalten, als das kleine ungarische Pferd mit den breiten Lungen und stahlharten Sehnen, das zottige, ungarische Schaf, das hochgewachsene, weit ausschreitende ungarische Rind mit den gewaltigen Hörnern, die im Nothfall sämmtlich bei magerer Kost, bei hartem Heu und Schilf und Graswurzeln gedeihen können. Gegenwärtig ist das Schwein bei den Magyaren das am meisten verbreitete und gedeihlichste Hausthier, und mit diesem ist schwer gute Freundschaft zu halten, so lange es lebendig ist. Mais aber und gepfefferter Speck lassen Ungarn in Ewigkeit nicht untergehen, da sein Klima schon harte Stösse austheilen muss, wenn ihnen der Maisbau nicht widerstehen soll.

Von wilden ungarischen Gelagen wird vielerlei erzählt: der magyarische Bauer und Viehzüchter aber ist kein Säufer

und trinkt lieber natürlichen Wein, als gebrannte Wässer. Völlerei, Ausschweifung und Unsauberkeit findet sich weniger bei dem eigentlichen Volkskern in der Mitte Ungarns, als rings an seinen Rändern. Ueberhaupt — im Landvolk auf der grossen Ebene, das mit ungemein schlichten Bedürfnissen in seinen kleinen Hütten auf gestampftem Estrich lebt, hat das magyarische Wesen noch viel schöne patriarchalische Sitte und Biederkeit: Unangenehmes entwickelt sich erst da, wo es mit der Kultur in Berührung kommt oder sich andern Volksarten mittheilt. So trinkt auch der magyarische Bauer mit Mass und Anstand. Da er aber fühlt, dass er schon bei dem ersten Glase ein anderer Mensch wird, so meint er, diesem andern Menschen müsse er auch ein Glas gönnen, und weil es ihm nun von Weitem dämmert, dass jetzt eigentlich wieder ein anderer, also ein dritter Mensch vorhanden sei, der auch Ansprüche habe, so sucht er diese dunkle Frage durch Zugiessen heller zu machen. Dann findet sich gewöhnlich ein wirklicher Anderer ein, den er herzensfröhlich mit zu trinken nöthigt, und immer von Neuem schenkt er ihm ein und jubelt und ist selig, bis er doch eigentlich nur des Andern wegen unter den Tisch sinkt.

Gewiss aber hat er vorher irgend etwas ganz Abenteuerliches und Unerhörtes zum Besten gegeben. Denn seine Phantasie, so gewöhnlich sie schlummert oder nur in verschwommenen Umrissen schafft, ist gleichwohl entzündlich wie Schiesspulver. Von Allem, was seltsam, kühn und unerhört ist, glaubt er das Allertollste am ersten. Man muss diese Bauern sehen, wie sie bei irgend einem Zündstoff aufblitzen und einander lange Reden halten, denn das verstehen sie trotz der grössten Spreudrescher auf dem ungarischen Landtage, oder wie sie sich Geschichten und Märchen erzählen, und wie dann Alles mit glühenden Blicken an dem Redner hängt und die harten Gesichtszüge sich krampfhaft spannen. Ihre Rede bewegt sich in kurzen deutlichen Sätzen und öfter in originellen Bildern, und wenn sie dabei ins Fluchen kommen, so

leisten sie darin ganz Erstaunliches: eine wahre strömende Fluchpoesie, an deren seltsamen Vorstellungen man sich lange ergötzen könnte, wenn sie nur nicht gar so gemein wären.

Spielt nun schon in alles dies etwas wie asiatische Melodie hinein, so tritt das Fremdartige noch schärfer in einigen andern Charakterzügen hervor.

Der Magyar hat etwas Wagiges und Hochgemuthes und eine ungemeine Thatkraft. Er begreift rasch, was man ihm zeigt, fasst eine Arbeit tüchtig an und schlägt gleichsam mit eisernen Tatzen darein. In einem Tage will er zwingen, was kaum in einer Woche zu leisten. Mitten im Schaffen aber hört er plötzlich auf, er mag und kann nicht mehr arbeiten, seine Natur bäumt sich dawider auf: er geht auf die einsame Puste oder ins Wirthshaus. Der Magyar verdingt sich desshalb nicht gern auf Tag- und Wochenlohn, wie der Deutsche und Slovak, sondern, wenn es durchaus sein muss und er sich solcher Erniedrigung, für einen Andern zu arbeiten, nicht entziehen kann, nimmt er gegen Lohn Stückarbeit an, dann kann er doch nach Gefallen aufhören, wenn ihn die Unlust überfällt. Umgekehrt mag in Ungarn der Deutsche und Serbe nicht gern dienen, der Slovak versteht sich aus Armuth dazu, der Magyar aber tritt gern in Verhältnisse ein, wo er sein Genüge hat und sein Tagewerk ihm beständig ein fremder Wille vorschreibt. Er giebt den besten Soldaten, den anhänglichsten Dienstboten ab. Nur muss man ihn zu behandeln wissen und wohl aufpassen, wann der Zeitpunkt eintritt, wo man ihm nichts mehr zumuthen darf. Sonst giebt es Halloh und arge Geschichten. Denn immer scheint noch ein alter Rest von unbezähmbarer Wildheit in ihm zu stecken, die von Zeit zu Zeit sich Luft machen muss. Unerträglich aber ist es dem Magyar, Diener von Vielen zu sein und hier und dort sorgen und denken zu müssen. Einen Kellner oder Gastwirth, wie der Deutsche, zu machen, würde er sich nur dann entschliessen, wenn ihm die ganz gewisse Aussicht blühete, von

vierzehn zu vierzehn Tagen all seine Gäste aus der Thür zu werfen.

Nichts aber erinnert mehr an einen uralten Gegensatz der gesammten Mongolenfamilie gegen die Arier, als die Abwesenheit jedes lebendigen religiösen Gefühls. Der Magyar hat seinen eigenen Volksgott, den magyar Isten, mit welchem er auf vertraulich nationalem Fusse steht, und gleichwohl nicht häufig verkehrt. Wohl spricht er viel von der Kirche, geht aber selten hinein, denn die Kirche ist ihm nur eine vornehme und nothwendige Staatssache. Ueberhaupt beschäftigt sich ein Magyar nicht gern mit religiösen oder gar philosophischen Ideen, er würde es darin höchstens zu einer Art römischer Eklektik bringen wie Cicero, denn seine Sache ist das praktisch Politische. Sieht man daher in den Ortschaften die protestantische und katholische Kirche friedlich neben einander stehen, so dass Predigt und Messgesang aus der einen in die andere schallt, so darf man dreist annehmen, dass solche vielgerühmte Toleranz nicht einem geläuterten Rechts- und Religionsgefühl entspringe, sondern einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die christlichen Glaubenssätze in Bausch und Bogen.

Schliesslich noch ein Punkt, über welchen ich verschiedene Auslegungen hörte. In der Wohnung des magyarischen Bauern gibt es wenige Kinder, höchstens zwei, niemals mehr als drei, sehr gewöhnlich nur eins. Nicht selten entbehrt auch der Wohlhabende des Leibeserben. Der Eine wies auf Unsittlichkeit hin, die aber nicht gerade im magyarischen Blut, sondern überhaupt im heissen Klima liege. Der Andere erklärte: „Der Bauer theilt sein Gut nicht gern: schon der Gedanke, es unter mehrere Erben zersplittert zu sehen, thut ihm weh.“ Wieder von einem andern Ungar hörte ich: „Ein Magyar liebe das Weib nur in heisser Jugendleidenschaft; da müsse man das ungestüme Wesen des Mannes und das sorglose seiner Gefährtin nicht ausser Acht lassen; später bei der grossen Empfindlichkeit, die ein Nationalfehler, stosse leicht das eine das andere ab, dann könnten sie Jahre lang gleich-

gültig neben einander leben.“ Da rief ein stolzer Magyar: „Ah bah, die Löwin wirft nur ein Junges, aber einen Löwen.“ Diese stolze Redensart war im Grunde nur Kinderei, deutete aber das Richtige, eine nationale Eigenthümlichkeit, an. Im Nomadenzelt findet sich nur spärliche Nachkommenschaft.

Vielleicht kam es schon Andern in magyarischen Familien wohl einmal so vor, als wehe, wenn auch ganz leise, ein Hauch herein, wie vom Osten her. Der Hausherr lässt sich gar zu gerne gehen, verlangt demüthige Dienstfertigkeit von seinen Untergebenen und spielt auch der Hausfrau gegenüber gern ein bischen Emir. Insbesondere der gemeine Mann legt von jener tieferen sittlichen Achtung, die vom Herzen kommt, wenig gegen seine Frau an den Tag. Nun möchte ich keinem alten Ungar eine Sünde daraus machen, wenn er seine Frau Gemahlin einem Fremden etwa mit den Worten vorstellt: „hier ist mein Weib, meine liebe alte Sau,“ — das war nur ein drolliges Unvermögen der Sprache, die nach Kürze strebt. Bezeichnender für die Herzensmeinung der Magyaren über das Frauengeschlecht ist ein hübsches Liedchen im Volkston von Barna, welches schliesst: „Wer klug ist, zündet sich die Pfeife an und wartet. Die Kirsche wird schon roth werden, dann wird sie auch weich.“

Will man Eigenschaften, wie sie in Naturtiefe bei dem Magyar liegen und treiben, recht ausgeprägt schauen, so ist da der Csikos, der Pferdehirt mit der langen Peitsche, der Gulyas oder Rinderhirt mit seinem Hackbeil, der Gonasz oder Schweinhirt, der Halasz oder Fischer. Diese Leute bilden keineswegs, wie man fast aus manchen Schilderungen entnehmen sollte, eine besondere Stammesart, sondern sind einfach Gutsknechte, gleichwie man bei uns dem einen Knecht die Rinder, dem andern die Schweineheerde anvertrauet. Es ist erstaunlich, was sie leisten an eiserner Natur- und Willenskraft, und mit welch erbärmlichem Leben sie Jahr aus Jahr ein vorlieb nehmen. Der Magyar hat gewiss die stärksten Nerven unter allen Europäern; jene Hirten und Fischer aber

müssen statt mit Nerven im Innern mit einer Art fester Basssaiten bespannt sein. Die Freiheit auf wüster Ebene, dreimal täglich Speck und Brod mit einem Schluck Branntwein, zu Zeiten einen Raubbraten, — nicht Weib noch Kind, vielleicht einer Dirne einmal in's Fenster gestiegen, — eine Geschichte bei dem Abendfeuer, und ein wilder Tanz und Rausch alle Vierteljahr in der Haideschenke, — damit und mit der Hut und Pflege ihres Viehs ist all ihr Thun und Denken beschlossen. Ein rechtes Abbild aber des gemeinen Magyaren, gleichsam in Erz herausgebildet, ist der ungarische Husar: kühn und scharf, etwas düster und wortkarg, aber gutmüthig, mit seinem Pferd wie zusammen gewachsen, pünktlich und streng gehorsam, in allen Dingen kann man sich auf ihn verlassen, es sei denn, dass periodisch ihn heisse Liebe oder noch heisserer Durst überfällt, — nur mit vielem Denken muss man ihn nicht bemühen.

VII.

Im karpathischen Waldgebirg.

Ausdehnung und Anbau. Bergwildniss. Zum hohen Stoy. Wohnsitze der Ruthenen. Kosaken und Verchovinaer. Häuser und Kirchen. Deutsches Dorf. Szolyvaer Thal. Jagden und Ludern. Ablöhnung der Arbeiter. Ruthenennatur. Nächtlicher Ritt in's Gebirge. Aufsteigen. Eisenbahn nach Galizien. Hirsche und Bären. Alpenweiden und Hirtenvolk. Aussichten von den Gipfeln. Waldherrlichkeit. Gestaltung des Gebirges. Einförmigkeit und Stille. Ruthenische Dienerschaft. Eidechsenaugen. Verlassene Ansiedelungen. Ruthenische Dörfer. Kleinwirthschaft und Elend. Verhältniss zu den Grossrussen. Russische Herkunft. Abneigung zwischen Gross- und Kleinrussen. Slavisches Staatswesen. Russland und Ungarn.

Munkács liegt scharf auf der Scheide von Hochland und Tiefebene. Wollte man von hier in gerader Linie nach Norden das Waldgebirge durchschreiten, so hätte man an die dreissig

Bayerische Staatsbibliothek München

Gehstunden lang Ketten und Kuppen, Thäler, Hochebenen und Schluchten vor sich, bis man drüben in das galizische Tiefland hinab käme. Auch der niedrigste Pass, der bei Unterveretschke (Alsóvereczke), bietet noch eine Seehöhe von ungefähr 2500 Wiener Fuss. Die Wälder und Alpenwiesen aber links und rechts erheben sich über 4000 Fuss, und zwar steigen sie, wenn man von Ungarn her kommt, rasch empor. Sie setzen sich mit wachsender Erhebung fort durch die ganze Beregher Gespannschaft, deren grösste Stadt eben Munkács ist, und gipfeln sich im nordöstlichsten Komitat Ungarns, der Mármarosch, einer vom wildesten Wald- und Felsgebirge erfüllten Landschaft, die sich zwischen Siebenbürgen und der Bukowina hinein erstreckt.

Dort, in der Mármarosch, ragt im Osten der Pietrosz empor, eine Bergsäule von nahe 6400 Wiener Fuss. Im fernen Westen thürmt sich eine viel gewaltigere Felsmasse zum Himmel, die hohe Tátra, von den Geographen die Centralkarpathen getauft, deren Gipfel über 8000 Fuss sich aufzacken. Nun stelle man sich zwischen Tátra und Pietrosz eine lange gerade Verbindungslinie von waldigen Bergzügen vor, die über 150 Stunden lang fortlaufen. Das ist das karpathische Waldgebirg, welches Ungarn und sein Donaubecken wie ein Wall und Gürtel von den unabsehlichweiten Tiefebenen des Nordostens abscheidet.

In der Nähe der Tátra sind die Höhen und Berge am niedrigsten, auch, wie ich später selbst erkannte, viel mehr angebaut, als man es sich vor der Landkarte denkt. Die höchsten Rücken erreichen dort kaum noch 3000 Fuss, und die Berglehnen und Hochebenen sind in weiten Strecken bereits abgeholzt und mit gelben Saaten überzogen. Auf Mitten aber des karpathischen Waldgebirgs, — das in seiner langgestreckten Linie zwischen zwei Tiefebenen nur hie und da eine kleine Nachbildung hat, z. B. im Teutoburger Bergzug, — nimmt Wald und Wildniss die Ueberhand, und nun verdichten und verstärken sich Wald und Wildniss nach Osten hin fort und fort,

bis im siebenbürgischen Grenzgebirge des Menschen Schritte erlahmen in entsetzlichen Einöden und noch kaum erforschten Bergschluchten und Walddickichten.

Jene einsame Berg- und Alpenwildniss im Nordwesten Siebenbürgens zu durchstreifen mit der Büchse und gutem Hund und ein paar sichern Führern wäre gar verlockend. Allein des Menschen Wille ist vielerlei Ziel und Enge gesetzt, und ich nahm einstweilen gern vorlieb mit dem Stück Karpathen, das ich vor mir hatte.

Da mir zunächst daran lag, eine Ueberschau der Landschaft zu gewinnen, so wurde schon am Tage nach meiner Ankunft in Munkács beschlossen, eine Fahrt nach dem hohen Stoy zu machen. Sein Gipfel beherrscht einen weiten Umkreis, da er sich bis zur Höhe von 5286 Wiener Fuss erhebt, und im Osten nur die etwas höhern Kuppen der Mármarosch, nach Westen hin bis zur Tátra aber nur niedrigere Bergzüge hat.

Wir fuhren in das herrliche Waldthal hinein, das sich hinter Munkács öffnet und auf viele Wegstunden an Schönheit immer zunimmt. Wie erfrischend wehete die Waldluft! Nicht sättigen konnten sich die Augen an der grünen Laubfülle, welche über den Feldern, die den Fuss der Berge umzogen, auf- und abwogte, und darüber und dahinter stiegen Berglehnen und Kuppen empor, immer noch eine höher als die andere.

Ich kam nun mitten in die ruthenische Welt hinein, unter das sogenannte kleinrussische Volk, dessen Wohnsitze in der Nähe der hohen Tátra beginnen, durch das ganze Waldgebirge sich verbreiten, im breiten Strich durch Ostgalizien und die Bukowina nach Russland hinein gehen, das Gebiet der Grossrussen umlagern und fast das ganze Südrussland bevölkern, bis sie sich auf den Grenzen Asiens im Weideland der Tscherkessen, Kalmücken und Kirgisen verlieren.

Weltbekannt sind die Kosaken, die rastlos schweifenden Pioniere der russischen Kultur, die überall sich tummeln auf

den unermesslichen Steppen, in den endlosen Waldtiefen und Sümpfen, über die Flüsse und Seen hin von ungeheurer Ausdehnung, wohin immer der Czar und seine Beamten sie vorschicken. Jene Kosaken sind eine Art historischer Blüthe des ruthenischen Volks: hier in den karpathischen Schluchten und Bergen lebt ein zweiter kräftiger Bestandtheil, die Hochländer, auch Verchovinaer (Bergbewohner) genannt von dem ruthenischen Worte Verch, das ist Berg oder Spitze. Hier haben sie in ihrer nationalen Sitte und Sprache sich unverfälscht erhalten, und nicht mit Unrecht nannte der Eperieser Bischof Gaganetz, als er den Empfang der ruthenischen Abgesandten in Wien im Jahre 1849 schilderte, die Diöcese Munkács des ungarischen Ruthenenthums Kraftquelle und Geburtsstätte.

Mit Interesse blickte ich auf die uralten Holzkirchen, auf die kleinen Hütten mit den dunklen Rauchlöchern, welche zur Thüre dienen, auf die pyramidenförmigen Strohdächer, die meist grau und verfallen sind. Halbbekleidet oder im zottigen Umhange wirthschafteten die kurzen gedrungenen Männer und Weiber in den Höfchen und Krautgärtchen. Die alten Holzkirchen aber waren seltsam verziert und gegiebelt im russischen Geschmack, und die Heiligenbilder am Wege bekundeten höchst erbärmliche Gesichtsleiden Eine dieser Kirchen war neu und „aus Sünden gebaut“. Für eine schwere Sünde musste ein Gemeindeglied einen ganzen Tag mit Wagen und Zugvieh dem Kirchenbau dienen, für eine leichte Sünde bloss einen Tag mit Handarbeit. Da sollen die Hausväter, wenn sie eine starke Familie hatten, wunderliche Untersuchung über das verschiedene Sündengewicht angestellt haben. Immerhin war hier bei den Ruthenen kein Augenpulver mehr zu befürchten, wie vor einem Munkácser Thore. Dort sind die Kreuzhölzer Christi und der beiden Schächer von den Magyaren mit ihren herzallerliebsten Nationalfarben grün-weiss-roth angepinselt. Selbst auf der Spitze katholischer Kirchenfahnen sah ich ein Blech, auf welchem in einem Blumenkranz das ungarische Wappen prangte. Den lieben Herrgott im Himmel

werden sich die Magyaren höchst wahrscheinlich mit einer grün-weiss-rothen Schärpe vorstellen.

Auch durch ein deutsches Dorf fuhren wir, welches sich sofort durch stattliche Häuser, rothbackiges Kindergewimmel, und besser gekleidete Leute ankündigte. Die Nähe von Munkács wird es wohl behüten, dass es nicht Verfärben und Verschmutzen erleidet. Es ist nämlich nicht ohne Gefahr für Deutsche, wenn sie in vereinzelten Häuflein sich unter Magyaren, Slovaken, Polen und Ruthenen niederlassen. Liegen ein paar deutsche Dörfer bei einander, so hält eines das andere aufrecht in Ordnung und edlerem Volksgefühl. Findet sich aber eine Ansiedelung unserer Landsleute rings von Nichtdeutschen umgeben, so erhält sich die angestammte Tüchtigkeit nur mit Mühe ein paar Menschenalter. Die wilde Natur mit ihrer Freiheit, ihrem Staub und Schmutz dringt überwältigend auf sie ein. Allmählig werden sie träg und lotterig, verlieren an Ehrgefühl und Selbstachtung, und sind zuletzt zufrieden, wenn sie nur noch vollauf Speck und Branntwein haben.

Etwa drei Meilen von Munkács machten wir Halt in Szolyva, einer schönen Thalebene, die ringsum von Laubgebirg umschlossen ist. Der Wälderduft wehte erquickend von allen Höhen. Die Berglehnen fingen an, sich im Abendschimmer sanft zu röthen. Dann stieg leise die Nacht aus den dunklen Thälern herauf, der Purpurglanz zog sich allmählig auf die höchsten kahlen Kuppen zurück, bis eine nach der andern sich in Schatten hüllte. Um den Stoy-Gipfel wallte noch ein mattes Licht, während von den andern Höhenzügen auf dem mildklaren Nachthimmel nur noch die obersten Umrisse sich abhuben. Wir besuchten unterdessen einen Mineralbrunnen, dessen Wasser weit und breit versendet wird. Die ganze Karpathenkette ist ungemein reich an heilkräftigen Quellen. Bloss im Ruthenengebirge, und zwar allein auf der ungarischen Seite, kennt man nahezu dritthalbhundert Orte, wo sie entspringen, und oft werden noch neue entdeckt. Auf

die einträgliche Szolyvaer Quelle wurde man erst vor dreissig Jahren bei dem Waldausroden aufmerksam und fasste sie damals in einen ausgehöhlten Baumstamm. Sie ist, wie andere leichte Säuerlinge aus den Karpathen, beliebt, um das Herbe des Landweins zu veredeln. Daneben fehlt auf einer wohlgeordneten Tafel niemals „Ausbruch", nämlich Tokaier. Ungarn erzeugt aber noch viel anderes gutes Gewächs. In unscheinbaren Wirthschaften zu Pest fand ich kräftige und köstliche Weine, deren Namen in Deutschland bald sollen berühmt sein, sobald einmal Zoll und Fracht billiger werden.

Bei unserer Abendtafel in Szolyva drehte sich die Unterhaltung meist um die Jagd. Wir befanden uns in einem Waldrevier, bei dessen Vorstellung dem Jäger der Mund wässert. Sechs Quadratmeilen ununterbrochen Wald, ausser von ärmlichen ruthenischen Hirten und Heerden nur von Hirschen und Wildschweinen, Wölfen und Bären bevölkert. Ein paar Wildschweine verwüsteten allnächtlich die anstossenden Maisfelder des Schlossguts, und es wurde weidlich gelacht über einen jungen Jäger, der in der Nacht vorher mit der Büchse ausgezogen war, grosse Dinge zu thun. Jemand war ihm später nachgegangen und hörte wohl die Sau brechen, aber keinen Schuss fallen. Siehe da, der gewaltige Jäger war friedlich eingeschlafen, die Sau hätte ihn auf ein Haar umgerannt. Man sprach davon, dass auch anderes Wild in den Maisfeldern stecke. Mein Tischnachbar aber, der alte Oberjägermeister, war ein weitberühmter Bärenschütz. Er sollte Hunderte von Bären erlegt haben und sagte mir: gegen achtzig möchten es wirklich sein. Das eine Jahr werden 10, das andere 20 Bären in der Herrschaft Munkács geschossen, die im ganzen an 17 Quadratmeilen Waldung umfasst. Hier hatte auch der Kaiser vor einigen Jahren auf Bären gejagt. Uebrigens ist diese Jägerei mit vielen Mühseligkeiten und wenig Aussicht verknüpft. Wenn ein eifriger Schütze vierzehn Tage lang im Spätherbst sich hier aufhielte und fleissig umthäte, so würde er wohl in diesen vierzehn Tagen einmal zum Schusse kom-

men, denn der Bär wechselt gar weit in den ausgedehnten Waldungen.

Aufregender ist im Winter die Jagd auf Wölfe, wenn dieses Raubwild zahlreicher aus der Mármarosch und Galizien herüber kommt. In neuerer Zeit weiss man den Wölfen mit Ludern beizukommen. Ein altes Pferd wird an einen Baumstamm aufgebunden, den Kopf in die Höhe: dann giesst man ihm Strychnin ein, losgebunden thut es einen Ruck und liegt todt; darauf werden ihm Einschnitte gemacht und mit dem giftigen Zeug gewässert. So zubereitet bringt man das Pferd auf einen Wechsel, und selten bleibt eines von den fünf oder sechs Pferden, welche jeden Winter in diesem Jagdgebiet vergiftet werden, ohne alle Wolfsernte. Einmal fand man vor einem einzigen Luderpferd, das am Abend hingelegt worden, am andern Morgen schon 7 Wölfe todt, 2 Füchse, viele Geier und Raben, dazu auch einen armen Dachs. Der Bär aber greift kein Luder an, er nimmt nur, was er selbst geschlagen hat.

Ein Theil unserer Gesellschaft fuhr nach dem Abendessen voraus, um in einem Jagdschloss, zwei Stunden tiefer im Gebirge, noch etwas zu schlafen und sich für den kommenden Tag zu stärken. Da es am Samstag war, mochte ich noch gern die wöchentliche Ablöhnung der Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Umgegend beobachten. Was ich bei dem ständigen Gesinde, soweit es aus Ruthenen bestand, an Lebensart und Wohnung gesehen, erinnerte an das wenig und viel Bedürfen der Waldthiere. Jetzt drängten sich gegen anderthalbhundert Köpfe, Erwachsene und Halbmündige, durch einander, zu dem Zahltisch, der mit einem festen und hohen Rand umzogen war. Hinter dem Tisch sass der Ispan, der Gutsverwalter, und ihm zur Seite stellten sich die Aufseher, welche meist Deutsche waren. Vor dem Ispan lagen Bündel von Guldenzetteln und grosse Haufen von Kupfermünze, daneben legte ein Knecht eine stattliche Peitsche. Nun wurde eines nach dem andern aufgerufen, gab sein Tagwerk für die Woche an,

und erhielt sein Geld. Stimmte seine Angabe nicht mit dem, was in den Listen verzeichnet stand, so wurde die Sache mit den Aufsehern öffentlich erörtert. Erfolgte nun noch Widerspruch oder nur Murren, so genügte ein Griff nach der Peitsche, und mit Entsetzen nahm der Rebell Reissaus unter allgemeinem Gelächter. Als alle ihr Geld hatten, kam noch der Eine oder der Andere, und bat demüthig um Vorschuss oder Medizin.

Der ganze Vorgang erfüllte mich mit tiefstem Erbarmen. Alles, was man an verkommenem Volk auf den grossen Gütern in Mecklenburg und Westpreussen erblickt, ist noch golden gegen dieses Elend, diese Erniedrigung der edlen Menschennatur. Abgemergelte Leiber, struppiges Haar, hängende Lumpen oder ein schmutzstarrender zottiger Umhang, in den matten Gesichtern nicht die Spur von Selbstachtung. Wie gierig stierten diese glanzlosen Augen auf die Geldmenge! Wie hastig griffen die armen Menschen nach den Münzen und Zetteln, und schlichen dann scheu und eilig davon gleichwie mit einem Raube! Am andern Sonntagmorgen aber würden, so hiess es, noch Männer und Weiber und Kinder zu Dutzenden bei dem Wirthshaus liegend gefunden, eines hier, eines dort, soweit des Branntweins Schwere noch zu gehen erlaubt hatte.

Es bestand dieses Taglöhnervolk durchgängig aus Ruthenen. Die paar deutschen Knaben und Mädchen darunter erkannte man auf der Stelle. Sie schienen weniger redefertig, weniger rasch in ihren Bewegungen, stachen aber hervor durch lebhafteren und schöneren Ausdruck des Gesichts, wie durch besseres Gewand. Die ruthenischen Mädchen und Frauen sahen meist so aus, als wäre, was sie einst an Reizen besassen, rasch und roh verwüstet. Sie sind feiner an Gliedern als die Männer, zeigen auch nicht so starke Gesichtsknochen, buschige Augenbrauen, den weiten Mund mit dünnen Lippen, die eckigen Schultern. Unter diesen anderthalbhundert Menschen kam auch nicht eine einzige nur etwas ansprechende Gestalt zum Vorschein. Der stehende Ausdruck in den Gesichtern

war entweder leichtsinnig gutmüthiges und gehorsames Wesen, oder scheue List und Unzuverlässigkeit. Höchstens ein paar Familienväter mit greisem langen Bart machte ihr Alter ehrwürdig.

Es war zehn Uhr geworden, als wir, vier Mann hoch, abritten, die Jagdgewehre über den Rücken, hinter uns drei Ruthenen, kurze stämmige Gesellen, und ein paar Pferdchen mit Damensätteln, die lustig nebenher liefen. Es war eine zaubervolle Mondnacht, alles wie von milder Klarheit getränkt. Jedes Wässerchen glitzerte am Wege, jeder Baum hob sich scharf ab in den reinen Lüften. Einen Augenblick wurde vor einem Wirthshause angehalten, das von Trunkenen und Taumelnden umlagert war; jedoch all dieses Volk stand oder sass still und stumm in der schönen Mondnacht. Der Wirth kam mit einer Riesenflasche heraus, die von einem Reiter zum andern wanderte. Branntwein schien König zu sein in diesem Theile Ungarns.

Es ging nun in ein enges Gebirgsthal hinein, in welchem wir nach scharfem Ritt bei dem JagdschlossVocsi — man könnte es auch Waldhaus nennen — abstiegen. Glücklich, wer unter dem Lärmen und Lachen noch eine Stunde Ruhe erhaschte. Die Nacht durch zechen und tollen und dann früh auf die Jagd den ganzen Tag — das ist man hierzuland ebenso gewohnt, wie in Michigan oder Kentucky. Um zwei Uhr früh wurde aufgebrochen. Die Pferdchen fingen im Vicsa-Fluss, dessen rauschende Strömung wir durchschneiden mussten, beinahe an zu schwimmen, und nicht weit davon ging es aus den Thälern heraus und scharf an den Bergen empor. Unglaubliches wurde den Rösslein zugemuthet. Sie wanden sich im Vorsprung auf Steigen, die höchstens für Hirsche und Geisen passten. Es dauerte auch nicht lange, so war man genöthigt, abzusteigen. Eine junge Vielkühne hatte ihr Pferdchen gar zu rasch über Stock und Stein getrieben, da hatten wir uns schön verirrt, und die Hälfte der Karawane war weit von uns. Umkehren war nicht möglich, nicht einmal um-

drehen: mit furchtbarer Mühe arbeiteten wir uns durch Gestein und Gestrüpp, bis wir wieder auf den Weg kamen.

Dieser zog sich durch die prachtvollste Laubwaldung, und mit wahrem Schmerz sah ich, als die ersten Lichtschimmer zwischen die Baumriesen fielen, viele der schönsten Stämme angebrannt, bloss um Pottasche zu gewinnen. Andern Nutzen kann so herrliche Holzung nicht eher gewähren, als bis die Eisenbahn durchs Gebirge fertig ist.

Es wurde an dieser Bahn, die von Munkács nach Stryi und Lemberg führen soll, eifrig gemessen, und das umwohnende ruthenische Volk würde da besten Verdienst haben, wenn es nur nicht gar so lau und lässig wäre. Es wird nichts übrig bleiben, als theure Arbeiter aus der Fremde herbeiziehen zu müssen. Hoffentlich wird diese Eisenbahn lebhafter, als manche andere in Ungarn befahren werden. So viel hatte ich schon gemerkt: vorläufig scheinen die vielen neuen Bahnen in Ungarn hauptsächlich um der hohen Patrone und Aktienhändler willen gebaut zu werden. In Nordamerika zieht eine neue Eisenbahn gleich eine ganze Kette von Ansiedlungen durch Prairie und Urwald, in Ungarn währt das eine gute Weile länger. Die Munkács-Stryier Bahn aber hat auch politischen und militärischen Zweck. Sie soll Galizien, das jenseits der Karpathen gegen Russland hin ganz offen liegt, an Ungarn heranziehen und die Möglichkeit gewähren, rasch Truppen übers Gebirg zu werfen.

Wegsteile, umgestürzte Bäume, kleine Sumpfstrecken nöthigten uns öfter zum Umreiten, und der Weg wurde immer länger und mühseliger. Die Hirsche in den Thälern wollten nicht antworten, so kunstreich auch ihr Brunstgeschrei nachgemacht wurde. Das Anschreien geschah jedoch nicht, wie bei uns im bayerischen Gebirg, auf einer Muschel, sondern durch ein langes Kuhhorn, welches die Töne in grösster Natürlichkeit wie von selbst gab. Allmählig erlosch die fröhliche Hoffnung, hoch über den Bergen vom Stoygipfel der Sonne Aufgang zu geniessen. Sie blickte mit spöttischem Fun-

keln bereits über die Kämme, als wir eben aus den dichten Waldungen heraus und auf lichtere Höhen zogen.

Wir ritten nun auf einem der langen Gebirgsrücken hin, welche vom Stoy auslaufen. Ich bemerkte, dass überall, wo man eine Höhe von 4000 Pariser Fuss erreichte, die schöne Laubwaldung sich rasch lichtete, und nur noch Strecken mit Alpenerlen besetzt waren. Dann aber erschienen die schönsten Alpenweiden, die sich mit reichlichem Graswuchs weithin erstrecken. Nur sehr wenige Grasarten sind es, die sich, so hoch und üppig sie aufsprossen, stets wiederholen. Von den würzigen Kräutern und ihrem Duft, der auf unsern Alpenmatten so erfrischend entgegen weht, liess sich nichts bemerken. Das sind die Tummelplätze der Jugend der Ruthenen, die Sehnsucht ihrer Greise. Sie sind ihrer Grundneigung nach noch ein Hirtenvolk, das nur in der Wildniss sich wohlfühlt. Das Schweifen in Oede und Freiheit steckt den Leuten noch im Blute. Sie scheuen keineswegs zu Zeiten harte Arbeit, für gewöhnlich aber lieben sie es, gemächlich dahin zu leben bei ganz einfachem kleinen Hantiren. Das Leben in der einsamen Erd- und Steinhütte hoch oben auf einsamer Berglehne, dort Vieh weiden, im Sommer Wege machen, im Winter Schnee wegschaufeln, damit die Heerde noch spärliche Nahrung finde, wochenlang tief im Gebirge, gleichviel ob in Hunger und Frost, das ziehen sie allem andern vor.

Gegen sieben Uhr früh erreichten wir endlich die Kammhöhe, wo man nach Galizien hineinsah. Ermüdet sank die ganze Gesellschaft aus dem Sattel ins Gras. Die Packpferde mit den Speiskörben wurden herbeigezogen, und man fing an zu schmausen, als wäre es längst Mittagszeit. Es waren da Hirsch-, Reh- und Hasenbraten, Paprikaspeck, Wildenten und vortreffliche Haselhühner, und wäre eine Bärentatze nicht vergessen worden, so hätten wir alles essbare Gewild der Berge vertreten gehabt. Weidlich mundete der volle Becher in frischer Morgenfrühe, hoch über allem Waldgebirg. Grüngoldig im Sonnenglanz lag es zu unsern Füssen, und weit, weit bis

in den fernsten Horizont zogen sich unabsehlich seine dunkeln Ketten.

Nach der polnischen Seite ist das Gebirge durchbrochen von vielen Waldblössen, die bis in die Thäler hinunter gehen, noch mehr von hellgrauen angebauten Flecken und Langthälern. Anders ist der Anblick nach Ungarn hin. Da schüttet es sich gleichsam aus wie in wilden Wellen und Wogen, und am äussersten Ende schimmern die blanken Pusten. Im ganzen Mittel- und Westeuropa trifft man nirgends mehr auf so weitgedehnte Strecken Laubwaldung. Im bayerischen Gebirge erinnere ich mich nur an einer Stelle eines ähnlichen Eindrucks: es ist oben auf dem Jägersteig, wenn man von Hohenschwangau kommt und plötzlich in das herrliche Graswangthal hinabsieht. Seine Mulde ist ganz von grünendem Wald erfüllt, und rechts und links drängt er an zu den erhabenen Schroffen des Brunnkopfs und des Gamsheimatls hinauf. Das war dort nur ein einziges Thal: hier dagegen zahllos Thäler um Thäler in all den Schluchten und Windungen mit grüner Laubfülle überdeckt, kein Haus und keine Hütte, kein Weg oder Ackerfeld darin zu bemerken.

Wohl begriff ich, wie ein Engländer, der sonst nichts zu thun hatte und eines Tags auf seinen Jagdfahrten in dieses Waldmeer gerieth, in zwanzig Jahren nicht wieder heraus kam. Er hatte mit des jetzigen Oberjägermeisters Vorfahr grösste Freundschaft geschlossen, hatte nach Herzenslust Bären und Hirsche gejagt, und liess sich dann begraben auf einer schönen klaren Bergkuppe, die wir gleich einem Waldgarten sahen empor ragen. In der entgegengesetzten Richtung blickte man in eine Herrschaft, die eine Ausdehnung von zwei Quadratmeilen hatte — und wie hoch denkt man wohl, dass sich die Jahreseinkünfte dieser weiten blühenden Waldherrlichkeit berechnen? Auf ganze 3000 Gulden. Wenn ich mich recht erinnere, stand diese Herrschaft wieder auf dem Verkauf. Wer hat Lust sich anzukaufen? Wer weiss, wie hoch sich die unabsehliche Wald- und Bergwildniss einst noch ver-

werthet, wenn einmal Eisenbahnen und Unternehmungsgeist bis hierher vordringen!

Wir mussten uns endlich zum Gipfel aufmachen. Er war durchaus nicht schwer zu ersteigen, allein die Wege in diesen Karpathen ziehen und dehnen sich über alles Erwarten. Hirten und Jäger aber geben die Entfernung lang oder kurz an, je nachdem sie das letztemal auf dem Wege fröhlich oder verdriesslich waren. Als wir nun nach mancherlei Mühsal und Kniefall oben waren, da erhob sich eine halbe Stunde weiter noch ein zweiter höherer Gipfel. Wieder begann Alles sich zu lagern, wieder knallten die Flaschen zum Morgenopfer dem erhabenen vielgütigen Geist des Gebirges. Jedoch Niemand wollte mehr mit mir zum zweiten Gipfel, als der eingeschlafene Wildschweinjäger. Die Damen mochten lieber isländisch Moos und Alpenblüthen suchen. Wir beide machten uns also allein auf und blieben nicht unbelohnt. Zuerst liess sich ein Geier an, als wolle er zum Schusse kommen. Bei der Jagd auf ihn geriethen wir unversehens auf die letzte Höhe von etwa 6000 Pariser Fuss. Da überblickte ich noch besser den weitgedehnten historischen Berggürtel, der polnisches und ungarisches Land scheidet, mit seinen unzähligen Kahlhöhen, die aus dunkeln Waldthälern hervorschauen. Insbesondere gegen Siebenbürgen ragten Kämme und Gipfel hoch, wild und steil durcheinander: das war dort die Mármarosch, die Brunnenkammer der Obertheiss, das rechte Land der Bären und Wölfe in tiefen Urwäldern.

Deutlicher zeigte sich jetzt auch die Gebirgsbildung. Da bloss weiches Gestein sich unter der grünen Hülle birgt, so sind all die Bergrücken und Kuppen sanft abgerundet. Die Hauptmasse besteht aus parallelen Querthälern, eines neben dem andern, bloss der Stoy scheint ein paar weitgedehnte Ausläufer zu haben. Die meisten Kämme, die neben einander her streichen, sind — einzelne Kuppen ausgenommen — gleich hoch, alle Seiten und Gehänge vom grünen Waldmantel bekleidet, alle Höhen und Hochfelder nackte Alpenwiesen. Nur

auf schmalen Strichen und Flecken erscheint über dem Waldsaume die Alpenerle. Die Hauptmasse des Gebirges liegt, wie erwähnt, auf ungarischem Gebiete. Hinter ihr erhebt sich, nach Galizien zu, viel niedriger ein langer breiter Bergrücken, der leise ansteigt und grösstentheils bebaut ist, nur noch oben mit vielen Waldstücken besetzt. Erst dieser bildet die merkwürdige Wasserscheide, die sich auf dem Höhenzug oft nur durch ganz geringe Anschwellung zwischen den Zuflüssen markirt, von denen der eine zur Weichsel in die Ostsee, der andere in den Dniestr drüben und in die Donau hüben zum Schwarzen Meere geht. Ihre Quellen liegen öfter sehr nahe beisammen. Am Fusse des Stoy-Gipfels zog schon unsere Gesellschaft dahin, eine lange schwarze Linie auf grüner Alpenweide, und wir eilten hinab. Stundenlang ging es jetzt auf offenen Gebirgsrücken hin, von denen zu beiden Seiten die Waldthäler abfielen, und eine prachtvolle Fernsicht nach der andern sich aufthat. Dennoch machte sich nach und nach die grosse Einförmigkeit des Gebirges geltend. Die Bergzüge sind fast ganz gleich gebildet, fast ganz gleich belaubt und begraset. Die Buche allein herrscht in diesen unaufhörlichen Waldungen: nur stellenweise bieten Eichen, Ahorn, Eschen und Birken einige Abwechselung.

Unsere Wegkundigen hatten einen Rückweg vorgeschlagen, der weniger steil und beschwerlich war, als unser Anstieg in der Nacht. Dafür zog er aber pfadlos durch Wälder ohne Ende, und es konnte nicht fehlen, dass wir uns verirrten. Wer nicht tagtäglich in diesem Gebirge lebt, den muss die ungemeine Aehnlichkeit der Berggehänge und Thalwindungen täuschen. Es fiel mir auch die ausserordentliche Armuth an Gevögel auf. Kein Drosselflöten, kein lustiger Finkenschlag schallte durch den öden Wald: das Hacken der Spechte, das Gepiep der kleinen Meisen war das Einzige, was den langen Tag sich hören liess. Meine Bemerkung wurde von den Landeskundigen bestätigt: diese Wälder sind sanglos, diese Lüfte werden nur von Geiern durchschifft. Die Ursache solchen

Mangels habe ich nicht ergründen können. An Wegfangen der Singvögel, wie im italienischen Gebirg, ist nicht zu denken: die Karpathen sind ja gar zu wenig bevölkert. Der Auerhahn aber kommt vor: die Ruthenen nennen ihn den wilden Pfau, und die Magyaren den tauben Hahn: beides ist bezeichnend.

Wenn wir abstiegen, um eine Weile zu gehen, so sprangen die Pferdchen frei und ungeleitet gleichwie Katzen um uns her. Lagerten wir, so umstanden sie uns und streckten ihre Köpfe mit dem warmen Athem dazwischen. Niemals machte eines den Versuch zum Entlaufen. Oefter aber wandte ich die Blicke wieder auf unsere ruthenischen Begleiter. Sie hatten etwas bärenhaft Plumpes in ihrem Wesen, und doch für das, was sie verstanden, erschienen sie ungemein flink. Niemals legten sie den groben ledernen Schnappsack, die Torba, niemals trotz der Hitze den langzottigen Umhang, die Schuba, ab. Sie redeten wenig unter einander, ihre Gesichtszüge behielten den stumpfen und verschlossenen Ausdruck. Dagegen standen sie, obwohl nur gemeine Hirten, wie die besten Hoflakaien stets auf der Lauer, um mit unterwürfiger Geschicklichkeit herbeizuspringen, wo einem von uns etwas am Sattel fehlte, oder das Pferd einer Dame Leitung nöthig hatte.

Wiederholt betrachtete ich verstohlen den sonderbaren Ausdruck ihrer Blicke, welchen sie mit den Russen theilen. Man hat diese Augen mit gefrorenem Wasser verglichen, und Fallmerayer meinte: der Name Sarmat komme von Sauromat, was im Griechischen Leute mit Eidechsenaugen bezeichnen sollte. In der That behält das Auge der Ruthenen fortwährend etwas Mattes, Unklares, Unbewegliches, selbst wenn man sie fragt oder heftiger anredet. Man weiss nicht, was sich darin spiegelt, bis plötzlich ein heller stechender Blick hervorschiesst, der sich gleich wieder verhüllt. Bei den Russen ist diese stechende fliegende Helligkeit des Blickes noch schärfer. An Chinesen aus dem niedern Volke habe ich Aehnliches bemerkt und möchte wohl wissen, ob dieses russische Auge noch ein kleiner Rest mongolischer Verwandtschaft ist.

In den unteren Waldungen stiessen wir auf Dörfer. Sie halten sich gleichsam im tiefen Walde verborgen. Früher muss das Gebirge noch mehr besiedelt gewesen sein. Jüngerer Baumschlag und Reste von regelmässigen Furchen deuten auf verlassene Ackerfelder. Hört in dieser üppigen Waldung Pflug und Hacke zu arbeiten auf, gleich schiesst Gestrüppe auf, aus welchem sich alsbald die Bäume emporheben. Bei Mongolen- und Türkennoth, oder in den vielen fürchterlichen Bürgerkriegen, die das Land zerfleischten und verheerten, flüchteten auch Magyaren aus der Ebene in die Berge, und wahrscheinlich trieb sie Hungersnoth in die Ebene zurück. Die ganze ungarische Geschichte ist gar oft eine Nothgeschichte gewesen. Manche Felder in den Waldungen, wo jetzt Gestrüppe steht, mögen auch bloss desshalb verlassen sein, weil man sie durch beständigen Raubbau ausgemergelt hatte.

In den ruthenischen Walddörfern verweilt der Hunger als täglicher Gast. Es ist unglaublich, mit welch geringer und elender Kost die armen Leute ihr Leben fristen, besonders in der langen Strenge der Fastenzeiten. Trockner Haferkuchen und Haferbrei bilden den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr die Hauptnahrung, das Fleisch dazu geben Kraut, Rüben, Bohnen ab mit ein wenig Leinöl. Glücklich wird die Familie gepriesen, die ein Schwein kaufen und ernähren kann: allein Schinken und Wurst bleiben ihr unbekannte Dinge — das Schwein wird verkauft, um baares Geld für Steuern, Salz, Schnürsohlen und Kleidung zu gewinnen. Die paar Stücke schwächlichen Rindviehs, die man in den Dörfern antrifft, gehören gar häufig dem Juden oder einem andern Gläubiger. Das Liebste, was der Ruthene thut, ist das Weiden eigener Schafe: Käse und Wolle davon muss er zwar verkaufen, aber er behält doch wenigstens die Schafmolke. Weil der arme Mensch aber weder Winterfutter noch Ställe hat, so muss er im Spätherbst seine Schafe verkaufen, und in jedem Frühling in Hast und Noth etwas Geld zusammenraffen, um wieder ein

paar Stücke von den galizischen Händlern zu erwerben. Aecker und Gärten sind schlecht bestellt, das Ackergeräth ist elend, und die Lust zur Arbeit verfliegt in wenigen Stunden.

Man brauchte im Vorüberreiten nur einen Blick in Hof und Garten zu werfen, um die ärmliche Wirthschaft sogleich zu erkennen. Die Ruthenen leben in Noth, Hunger und Schulden von einem Jahr ins andere. Der beste Theil ihres Verdienstes geht beständig mit Zinsen auf, welche sie den jüdischen Unterhändlern entrichten. In Hukliva, einem Dörfchen an der Munkács-Stryer Eisenbahn, gibt es etwa 700 Einwohner, im Ganzen 81 Familien, darunter sind 41 Familien Juden und 40 Familien Christen, und die Gegend ist unfruchtbar. „Aber wie könnt ihr denn alle hier leben?“ wurde ein Jude gefragt. „Schauen's, gnädiger Herr,“ war die lachende Antwort, „wir sind 41 Familien Juden und 40 Familien Christen; wir Einundvierzig leben von die Vierzig.“ Wahrscheinlich wären ohne den Verstand und Fleiss der Juden die Uebrigen noch übler daran: sie hätten noch weniger Bedürfnisse, und würden noch weniger arbeiten. Schlimmer aber — was der Jude lässt, nimmt der Geistliche. Es wurde mir wiederholt versichert, dass in ruthenischen Ortschaften der Pfarrer der ärgste Schacherer im Dorfe sei, und für Herleihen von Geld, Vieh und Saatkorn den Bauern ihre letzten Kreuzer entziehe.

Malerisch aber sind die ruthenischen Walddörfer, wie sie sich da bergen in Tiefthal und Laubfülle, im vorzüglichen Grade. Der homerische Schmutz — auf Bildern riecht er nicht. Die Häuser klettern die Abhänge auf und ab, und die beste Strasse schien jedesmal das Bett des Waldbaches zu sein, den man reichlich mit Steinen durchlegt hatte. Da es Sonntag, so war viel junges und altes Volk von den Bergen herabgekommen. Wo wir herritten, fuhr in jedem Haus ein Dutzend Köpfe in die Thür- und Fensteröffnungen, jedes Gesicht umrahmt von starkem struppigen Haarwuchs. Bei heirathsfähigen Mädchen war man nicht ganz gewiss, ob sie nicht doch irgend ein Geräth zum Haarglätten gebrauchten. Ihre

Mieder waren mit farbigem Zeug ausgenäht. Auch sah ich ein paar mit frischen Blumen im dunkeln Haar. Die verheiratheten Frauen trugen eine Art schmutziger gelber Schlafmützen.

Bei der erbärmlichen Wirthschaft der Ruthenen hat sich für sie im Deutschen auch eine Benennung eingestellt, die in Klang und Bedeutung dasselbe ist, wie Polak für Pole. Die „Russniaken“ selbst aber nennen sich Russen, und Russen nennt sie auch der Magyar wie der Slovak. Der Name Ruthene war der uralte Büchername für die russischen Völker, und ist nun einmal an den Kleinrussen hängen geblieben. Kleinrusse und Grossrusse aber ist eine blosse Bezeichnung für die kleinere und grössere Zahl, nicht etwa für das Mass von Wuchs oder Verstand.

Einige nehmen an: die Grossrussen seien eigentlich finnisch-tatarischen Wesens: sie hätten ihre slavische Sitte von den Ruthenen, ihre slavische Sprache aber bloss dadurch bekommen, dass mit dem Christenthum das Altbulgarische als Kirchensprache eingeführt worden. Wir hätten also in dem ächten Russen, im Moskowiter, der die Welt verschlingen will, eigentlich bloss eine Art slavisch angestrichenen Halbmogolen vor uns. Diese höchst kränkende Zumuthung weisen die Russen natürlich mit Händen und Füssen von sich. Wäre sie begründet, so wäre sie eine grosse historische Seltsamkeit, abweichend von allen Gesetzen der Völkerbildung. Wahr ist, dass die Grossrussen noch bis ins vorige Jahrhundert hinein als „Moskowiter“ von allen Slaven wohl unterschieden wurden. Wahr ist, dass häufiges Vorkommen von niedriger Stirn, Stülpnase und Stiernacken, dass Abwesenheit jedes Abscheues vor dem, was ekelhaft riecht oder schmeckt, Abwesenheit grösserer geistiger Zeugungskraft, Abwesenheit feineren Ehrgefühls, dass endlich die grosse Ueberlegenheit, um nicht zu sagen die natürliche Unverschämtheit des russischen Raub- und Nachahmungs-Talentes, dass dies Alles entschieden auf nord- und mittelasiatischen Ursprung hindeutet. Allein — ganz abgesehen davon, dass es unter den Russen

doch auch viel edlere körperliche und geistige Bildung gibt — stehen jener Annahme zwei Bedenken entgegen. Erstens vertauscht doch ein ganzes grosses Volk, solange es in seinen alten Sitzen bleibt, niemals seine Muttersprache mit einer fremden, bloss weil die fremde seine Kirchensprache geworden, zumal wenn es noch nicht lesen kann, auch noch keine Bücher besitzt. Zweitens aber, haben die Grossrussen allzuviel Aehnlichkeit. mit den Ruthenen oder Kleinrussen, als dass man nicht gemeinsame Stammeltern annehmen müsste. Diese Aehnlichkeit findet sich in tausend grossen und kleinen Zügen, und gerade bei recht nationalen Eigenheiten in Wohnung, Speise und Trank und Kleidung, im Familiensinn, im Wandertrieb, in Gutherzigkeit, Mutterwitz und heiterem Lebenssinn, in strenger Kirchlichkeit und wunderlichem Aberglauben, in der Lust zum Schachern, im sorglosen, aber auch diebischen Wesen und plötzlichen Umspringen zur Tücke und Grausamkeit. Die Wahrheit wird folgende sein: im Volke der Grossrussen oder Moskowiter steckt noch ein stärkerer finnisch-tatarischer Ur- und Hauptstoff, als in seinen slavischen Stammverwandten. Es hat aber von den Ruthenen oder Kleinrussen vieles angenommen, da diese die Grossrussen vielleicht an Lerntalent um ebenso viel überragen, als sie ihnen an innerer Tüchtigkeit nachstehen.

Doch lassen wir sie das unter einander ausmachen. Für uns bleibt eine merkwürdige Thatsache nicht unwichtig. Es muss ein tiefgehendes historisches Unrecht gewesen sein, welches in den ungarischen, polnischen, russischen Ruthenen einen nicht auszurottenden Instinkt des Gegensatzes, der Abneigung, beinahe des Hasses gegen die Grossrussen erzeugte. Der Kleinrusse sieht im Grossrussen seinen Bedränger, dieser verachtet jenen als schwächlichen und abtrünnigen Sohn von der grossen slavischen Mutter Russland. Dieses Verhältniss hat bereits in der Geschichte Ereignisse hervorgebracht und könnte es für die Zukunft wieder thun.

Allem slavischen Volks- und Staatswesen ist ein gewisser

Hang zu Veränderung und zum Wechsel angeboren: rasches Wachsen, rasches Stürzen ist schon oft unvermuthet eingetreten. Es fehlt zu sehr am Widerhalt und Widerstand fester ständischer Gliederung, vor Allem fehlt es an kernhaftem Bürger- und Bauernstande. Wer weiss, was sich im weiten Osten unseres Welttheils vorbereitet? Die niederen Volksmassen sind in Russland seit Aufhebung der Leibeigenschaft in unheimlicher Bewegung, in kirchlicher wie in sozialer Richtung. Die gebildeten Moskowiter aber hämmern mit aller Gewalt daran, den deutschen Kitt, welcher ihren Grossstaat half zusammenfügen, loszubröckeln und zu zerstampfen: dieser Kitt ist das Wissen und die Arbeit der deutsch-russischen Beamten und Offiziere und ihrer deutsch geschulten Zöglinge. Sollte es nun wirklich einmal so kommen, dass der russische Koloss aus einander fiele, so könnten die zwölf Millionen Ruthenen in Russland noch zum Mitreden gelangen, und davon würden auch die beinahe drei Millionen Ruthenen, welche in Ungarn, Galizien und der Bukowina sitzen, nicht ganz unberührt bleiben. Es fällt aber in's Auge, wie der lange, breite Landgürtel, welchen das kleinrussische Volk bewohnt, das grossrussische vom Donaugebiet und schwarzen Meere abschneidet.

Unter mancherlei Austausch über Eigenheiten und Zukunft der städtehassenden Ruthenen liessen wir ihr letztes Walddorf hinter uns, und waren herzlich froh, als wir bei dem Wirthshaus, an welchem wir am Abend zuvor angehalten, die Wagen trafen. Um zwei Uhr hatten wir sie herbestellt, nun war es spät Abends geworden und bis Munkács noch ein Weg von vier Meilen. Während wir durch die Nacht dahin eilten, wandte sich in unserm Wagen die Unterhaltung auf russische Umtriebe in Ungarn. Mancherlei und merkwürdige Spuren glaubte man aufzudecken. Darüber aber war Alles einverstanden: dass es mit Russlands gebieterischer Stellung jetzt vorbei. Früher beherrschte es die preussische Politik, und durch Preussen hatte es die Vorhand mitten in Europa. Jetzt hat sich plötzlich das Deutsche Reich erhoben wie ein

Gebirge vor den russischen Plänen. Russland ist nach Asien hineingeworfen. Die ungarischen Staatsmänner athmen auf, von einer grossen Furcht fühlen sie sich befreit, nicht von jeder.

VIII.

Allerlei Volkes.

Ungarische Wochenmärkte. Farbiges Gewühl. Misstrauen. Natürlichkeiten. Festung Munkács. Aus der Rákoczy-Zeit. Erstes Magyarenlager in Ungarn. Aussicht vom Festungsberg. General Spork. Von ungarischen, auch von deutschen Frauen. Weinberge. Stadt Munkács. Eine ungarische Herrschaft. Mustergüter. Ruthene und Magyare bei der Arbeit. Alte Hofverfassung. Ein Beamtenkreis. Im Wisnitzthal. Zipser. Gründung deutscher Dörfer. Ihre Einrichtungen. Zusammenhalten. Magyarische Prozesssucht.

Ich blieb nun noch acht Tage in Munkács, jeden Tag gab es Ausflüge zu Ross oder zu Wagen. Dann reiste ich am Abhang des Karpathengebirges bis in die schöne deutsche Zips, und machte Streif- und Jagdpartien in die Hochthäler und auf die Gipfel der Central-Karpathen. Da ich nun in Ungarn mich fleissig umgethan und umgeschaut, auch Morgens und Abends in alten und neuen Büchern über das Völkergewirr Manches geforscht habe, so darf ich wohl noch Einiges von meinen Eindrücken mittheilen.

Am Tage nach unserer Stoy-Fahrt war in Munkács Wochenmarkt. Da erschien eine hübsche Sammlung aus allen Völkerschaften Ungarns, und ich hatte zugleich Gelegenheit, zu beobachten, wie sich im Verkehr Stadt und Land zu einander verhalten Munkács liegt, gleichwie die andern bedeutenderen Städte Oberungarns, an einer Strasse, welche übers Gebirge nach Polen führt, und ist für einen Umkreis von mehr als dreissig Stunden der Platz, zu welchem Jeder kommt, der etwas zu kaufen oder zu verkaufen hat. Dafür ist in der

Woche ein Tag gesetzt, der Montag. Da nun allen slavischen und finnischen Spielarten die Lust zum Kleinhandel im Blute steckt, da auf weite Entfernungen das platte Land keine rechten Handwerker besitzt, so strömt zu diesen Märkten Alles, was einen Radnagel anzuschaffen oder ein Säckchen Bohnen zu verhandeln hat. Dabei an Zeit- und Arbeitsverlust zu denken, geht über die Begriffe. Vollends der Ruthene hat nichts, als die blanke Gegenwart im Kopfe: er verschachert, was er augenblicklich entbehren kann, und kauft es später zehnmal theurer wieder. Es gibt Tage, an welchen sich drei-, auch wohl viertausend zweispännige Wägelchen in Munkács einstellen.

So wurde denn auf allen Strassen das Marktgewühl lebhaft und höchst malerisch. Vorherrschend war die weisse Leinwandtracht der Bauern, nur in der Schmutzschattirung verschieden. Auf deutschem Leibe ist das Leinen noch ziemlich weiss, auf magyarischem schwankt die Farbe schon ins Graue hinüber, der Slovak sieht aus, als hätte er im Stalle gelegen, und der Ruthene, als hätte man ihn soeben aus einer Erdgrube ans Licht gezogen. Zwischen diesen weisslichen Männern, deren Hut und Haar aber über glühenden Gesichtern in der Regel schwärzlich hervorsticht, bewegt sich nun im dunkeln Gewande die Menge der Juden mit und ohne Schmachtlocke. Die Bauernweiber aber, besonders die Slovakinnen, paradiren mit möglichst viel Roth in ihrer Tracht und stehen in langen Reihen hinter aufgehäuften Feld- und Gartenfrüchten. Die deutschen Bauern thronen ruhig auf ihren Kornsäcken. Die galizischen Drescher im braunen Ueberwurf warten, ob jemand komme, sie zu dingen Andere Galizier bringen Vieh zum Mästen und tauschen Zugvieh ein, sind auch mit Wagen voll Schindeln weit übers Gebirge gekommen. Dazwischen trommelt der Stadthaiduck umher und macht den öffentlichen Ausrufer, fährt die ansehnliche Gutsherrin, tänzelt rauchend der Honvéd in seiner leichten schmucken Uniform, der Ungarn Liebling, und schlüpft das lachende Zigeunermädchen, Feuer und Gier in den Blicken: um die Dirne schön zu finden, braucht's landesübliche starke Nerven. Aus allen

Wirthshäusern schallt Musik. Weit auf stehen die Läden und Buden der Juden voll Kleidungsstoffe und allerlei Kram, und der Weber, der Sattler, der Seiler, der Schlosser, jeder hat seine Waare vor der Hausthür ausgelegt.

Auch Antiquartische finden sich, sie sind aber bloss mit jüdischen Büchern besetzt. Vom niedern Volke liest ja hierzulande niemand, als einzig der Jude, welcher dafür auch die andern alle im Sacke hat. Ersichtlich aber ist das Misstrauen, mit welchem sich die verschiedenen Völkerschaften behandeln. Von jeder wird eine Reihe Fünde und Listen erzählt, vor denen man sich hüten soll. Am meisten betrogen wird der Magyar, am übelsten angeschrieben ist der Galizier. Man meinte: auf Galizier passe höchstens die bekannte Anekdote von den beiden Handschuhkrämern, die einander in niedrigen Preisen überboten. Eines Tages waren sie offenherzig. Der Eine sagte: „Das Leder kostet mir nichts, ich finde es.“ „Und ich finde gleich die Handschuhe selbst,“ erwiederte der Andere.

Nachmittags war beinahe all dieses Volk im schweren Rausch, und die Hälfte lag auf den Strassen umher. Es gab da starke Natürlichkeiten, an denen aber Niemand Anstoss nahm. So sass ein junges Bauernweib, die ihr Kind wahrscheinlich vergessen, an der Strasse und machte aus ihren Brüsten kleine weisse Springbrünnchen. Von der Flussbrücke sah man ziemlich nahe Wäscherinnen im Wasser stehen und Bursche Rosse in die Schwemme reiten: die Einen wie die Andern hatten grösserer Bequemlichkeit wegen sich auch des Hemdes entledigt. Dergleichen zeigt sich jeden Tag. Man muss sich in dieser Gegend einmal gewöhnen an eine gewisse heidnische Offenheit der Menschennatur. Die täuschen sich gar sehr, welche meinen, bei Völkern auf kindlicher Bildungsstufe sei die edle Scham von selbst zu Hause. Ich habe von dieser Himmelstochter bei Indianern und Russniaken kaum den Schleier flattern sehen.

Ich will nun versuchen, verschiedene Leute, wie sie in Munkács mir unter die Augen kamen, ein wenig zu schildern.

Es ist ein Stück Leben und Treiben, wie man es in Ungarn fast aller Orten findet, obgleich an vielen schmucker und stattlicher. Denn Munkács mit Umgegend gehört zu den ärmsten Landstrichen. Und auch das, was meine Schilderung gibt, bleibt immer nur Stückwerk, eigentlich nur dasjenige, was man auf den ersten Blick erfasst; — doch wer will mehr von einem Reisenden erwarten? Zuvor aber müssen sich Stadt und Festung Munkács selbst vorstellen.

Beide haben nichts mit einander gemein, als dass sie sich von weitem anblicken. Die Stadt dehnt sich nach ungarischer Städte Art: wenn man endlich glaubt, im Freien aufzuathmen, geräth man wieder in lange Reihen von Häusern und Gärtchen. Eine halbe Stunde von da nach der Ebene hin liegt die vielumkämpfte Felsenburg, wie gemacht zum Aufbewahren von Schätzen und Staatsgefangenen. Am Rand der grossen Fläche, die Zuflucht der nahen Bergschluchten im Rücken, neben sich den Latorcza-Fluss, erhebt sich ein hoher Felsberg, rund wie ein Kegel. Ihn krönt die Festung, hellgeweisst. Auf alten Bildern erscheint sie höchst stattlich mit vielerlei Gethürm und Zinnen, nach dem letzten Brande vor vierzig Jahren gibt es nur noch Basteien und Wohngebäude. Das gar zu heisse Blut der Pusten, Raubmörder und andere schwere Verbrecher, im Ganzen an Fünfthalbhundert, werden hier scharf bewacht: bei Tage müssen sie Handwerk treiben. Die Zellen der Staatsgefangenen standen jetzt leer. Jedoch bedarf es noch immer der ministeriellen Erlaubniss zum Eintritt in die Festung. Zu ihren Füssen haben deutschgewordene Kroaten das Dorf Palanka, auch Kroatendörfl genannt, angesiedelt.

Auf diesem festen Stein zu Munkács hatten die ungarischen Nationalhelden, die Rákoczy und Emmerich Tököly, ihre Schatz- und Waffenkammer. Hier starb 1676 der erste Franz Rákoczy, Grossfürst von Siebenbürgen, als sein Traum, die kaiserlich deutsche Herrschaft aus Ungarn hinauszuwerfen, blutig zerstört war. Seine Mutter, eine Báthori, die ihn schon früher katholisch gemacht hatte, übergab die Festung dem

heranziehenden General Spork, bewirthete ihn auf das Herrlichste, verehrte ihm auch ein Ross, das mit dem reichsten Sattelzeug auf eilftausend Thaler geschätzt wurde. So gelang es, ihren Sohn mit dem Kaiser wieder auszusöhnen. Emmerich Tököly nahm dessen Waffen wieder auf, und schloss nur Frieden, um die Hand von Rákoczy's Wittwe, Helena Zrinyi, zu erhalten. Ein Jahr nach der Vermählung geleitete Tököly die Türken nach Wien, um es dem Halbmond zu Füssen zu legen. Als das Türkenheer nach der Kahlenberger Schlacht entfloh, hielt er allein noch im Felde. Helena aber wurde in Munkács eingeschlossen: drei Jahre lang widerstand das heldenmüthige Weib. Erst als der Hunger die Besatzung niederstreckte, dass man nicht Gräber genug auf der Felshöhe hatte, um die Todten zu bergen, erst da ergab sich Helena. Das war im Jahre 1686. Sie wurde mit ihren Kindern nach Wien abgeführt, ihr Sohn Franz den Jesuiten, ihre Tochter den Nonnen, sie selbst dem Gefängniss übergeben. Tököly eroberte nun Siebenbürgen, und nahm den General Heusler gefangen. Die Ungarin wurde gegen den österreichischen General ausgewechselt. Sie kämpfte noch lange neben ihrem Gemahl mit Waffen und Ränken gegen die Oesterreicher, musste sich aber, als Prinz Eugenius die Türken bei Zenta aufs Haupt schlug, nach Konstantinopel flüchten. Ihr Sohn, der zweite Franz Rákoczy, der hochbegabte Jesuitenzögling, liess wiederum die ungarischen Fahnen im Felde fliegen. Eilf Jahre lang schlug er sich mit den österreichischen Generalen umher und Nigrelli glaubte ihn doch schon im ersten Jahr seiner Erhebung zerschmettert zu haben. Im Jahr 1703 musste sich die Festung wiederum ergeben, und der Friede von Szathmár beendigte jene lange Periode, in welcher die ungarischen Grossen den Rest ihres armen Vaterlandes lieber unter den Grosssultan, als unter österreichische Ordnung und Herrschaft stellen wollten — eine Periode voll finsterer Verschwörung, Kampfeswuth und Henkerarbeit. Die Herrschaft Munkács wurde eingezogen, und 1728 vom Kaiser dem Mainzer Kur-

fürsten Lothar Franz, einem Schönborn, geschenkt, zum Danke dafür, dass er im Türkenkrieg ein Regiment auf eigene Kosten gehalten hatte. Im jüngsten Aufstand hatten die Ungarn wiederum Munkács besetzt, verliessen es aber 1849 vor den über das Gebirge hereinrückenden Russen. Noch einmal nahmen die grimmen Flüche, die heissen Gebete der Ungarinnen ihren Weg nach dieser Festung, deren Kerker geliebte Männer umschlossen.

Es liegt eine hübsche Zeit zwischen diesem beängstigenden Einrücken uniformirter Russen und dem ersten Einziehen des heimathsuchenden schwärzlichen Steppenvolkes mit zahllosen kleinen Rossen, Wagen und Gezelten. Was der Magyaren alte Ueberlieferungen darüber sagen, kann wohl geschichtliche Wahrheit sein. Sie kamen aus Galizien den Stry herauf, stiegen über den Pass von Vereczke und zogen die Latorcza hinab, bis sie vor sich die grosse Ebene schimmern sahen. Da lagerten sie vierzig Tage lang und ruheten sich aus. Denn das breite Gebirge hatte ihnen viel Mühe gemacht, obgleich der galizische Fürst, froh, ihrer auf diese Art los zu werden, zweitausend Bogenschützen und dreitausend Bauern mitgegeben hatte, die Wege zu zeigen und zu bahnen. Sie nannten den Ort ihres ersten grossen Lagers in Ungarn, zwischen der Latorcza und dem Szörnyeer Moor, Munkács, weil Munka in ihrer Sprache Arbeit heisst. Hier zogen ihre Häuptlinge nähere Nachrichten ein, und machten den Plan, wie sie das Land erobern möchten. Es musste ihnen wohl gefallen, denn hinter sich wussten sie als Schutzmauer den weiten Ring des mühevollen unwegsamen Waldgebirges und vor ihnen lag und lockte eine heimathliche offene endlose Steppe, in welche nun die Geschwader sich ergossen wie wilde Gewässer von den Bergen.

Die Aussicht von dem Festungsberg ist prächtig: hier die unendliche schimmernde Ebene, dort das hoch aufsteigende grüne Waldgebirge. Gebirge und Ebene dehnen sich unabsehbar. Das Auge meint in noch immer weitere tiefere Fernen

zu dringen, und es erwacht jenes Gefühl von geheimer Furcht und stiller Hoffnung, welches den Menschen bei allem erfasst, was endlos und unermesslich. Zwischen Festung und Gebirge, dicht an der Latorcza, liegt die Stadt mit ihren funkelnden Kirchthürmen. Hinter ihr auf grüner Anhöhe schimmert das hellweisse Basilianerkloster.

Als diese Aussicht vor mir lag, fiel mir ein, wie vor bald zwanzig Jahren in Göttingen ich das Leben meines westfälischen Landsmannes Spork, der sich vom Hirtenbub zum ersten Reitergeneral Europa's aufgeschwungen, in Reim und Verse brachte. Da beginnt ein Kapitel:

Wer ist die Frau, die stolz und bleich
Am hohen Thor von Munkács steht?
Was soll das Ross, dess' Haar so weich,
Dess' Mähne seidig schimmernd weht?
Rákoczy's Fürstin ist's, die kluge,
Ein hohes Weib, wie ihrer viel
Dastehn in Ungarns Heldenbuche,
So tief geübt im Ränkespiel,
So feurig kühn und trotzig wild.

Diese ungarischen Frauen sind noch keineswegs aus der Art geschlagen. Wenigstens erzählt man sich von ihrem geheimen und machtvollen Wirken während des letzten Aufstandskrieges viel mehr, als in Büchern zu lesen, und zwar auch von edleren Leidenschaften, als dem unglückseligen Ehrgeiz der Frau von Kossuth, die gar nicht einmal schön war, glühenden Herzens es aber verstand, ihren weicheren Mann zu unüberlegten Schritten zu stacheln. Stolz, Liebe und Eigensinn füllen die Seele der ächten Magyarin. Ist das Schönste verrauscht, bleibt vom andern noch genug übrig. Bei aller weichen Grazie und Feinheit im Benehmen scheint eine gewisse sinnliche Gluth und Tiefe des Charakters ihr Erbtheil zu sein. Ach, wenn unsere deutschen Frauen nur etwas von dieser heissen Vorliebe für ihr Volk und Vaterland, von diesem un-

ruhigen Verlangen besässen, seine Bedürfnisse zu verstehen und zu fördern. Ja bei Vielen wäre man schon gerne zufrieden, wenn sie auf unsere reiche Literatur nur ein wenig von der Mühe verwendeten, wie die Magyarinnen auf die kleinen Gedicht-Sammlungen in ihrer Sprache, dafür aber das Strickzeug aus allen Fenstern würfen. Wie hell und klar würden Meisterinnen des Worts bei Tafel und in Gesellschaft die Rede führen, wenn das verzwickte Hickhackel der fünf Eisenstäbchen nicht stets Geist und Hände niederzöge! Die Ungarinnen verstehen das besser, und es ist eine wahre Lust, wie weich und lieblich das harte Magyarisch in ihrem Munde klingt. Doch, ganz im Vertrauen gesagt, in jüngster Zeit will man bemerkt haben, dass mehr und mehr stolze Magyarinnen, die in Männergesellschaft nur tönendes Hungarisch reden, gleich ins Deutsche verfallen, sobald sie unter sich sind und auf gut Wienerisch dieses junge Paar „verbandeln“ und jenes alte Haus „hinrichten“.

Auch von den Hügeln und Bergen, welche Munkács umrahmen, bieten sich überall die schönsten Aussichten. Ueber die prächtige offene Thalbucht werfen sich in leichten Schwingungen die grünen Berge von hüben und drüben. Zwei Vorgebirge greifen weit vor in das unabsehliche Pustenmeer. Diese Vorgebirge sind mit blühenden Gärten und Weinbergen bedeckt, in denen die Fülle des köstlichsten Obstes, der saftigsten schwellenden Trauben wie ausgeschüttet. Der bessere Weinbau, der hier unzweifelhaft noch eine Zukunft hat, fängt eben an sich zu entwickeln: durch Auslesen und Mischen der Trauben sucht man edle Weinsorten zu erzielen. Auf einem der bestgelegenen Weingüter verlebte ich einen Abend so deutsch und schön, so froh und lebenerfüllt, als hätten wir am grünen Rhein gezecht und gelacht. Blickte ich von der Tafel über die Ebene oder in die Berge, so prangte Alles in den wundervollen Purpurtinten und dem bläulichen Schattendunkel eines italienischen Abends.

Munkács stellt sich von aussen dar wie eine grosse Stadt;

es ist aber nicht viel dahinter. Es geht ihr, wie ihrem Flusse, der Latorcza. Sieht man sie bei hohem Wasserstande, so treibt sie grosse Flösse daher, und bald darauf liegt die Arme wieder matt und versiegend auf dem Sande und theilt das Schicksal der meisten kleineren Flüsse.

Ein sehr ansehnliches Stück der Stadt besteht aus Lehmhütten, und was darin wohnt, gehört auch noch zum frisch gekneteten Menschenlehm. Die Stadt hat gegenwärtig 8600 Einwohner; davon bilden die deutschen Beamten, Offiziere und Handwerker nur 5 Prozent, etwa 45 Prozent kommen auf deutsche Juden, 25 sind Ruthenen, 20 Magyaren oder magyarisirte Ruthenen, 5 endlich Slovaken, Kroaten, Walachen, Serben, Armenier, Griechen, Zigeuner, und was sich sonst noch hieher verlaufen hat — ein schöner Völkermischmasch, wie er in den ungarischen Städten Regel ist.

Herren sind ausser den Offizieren, die in Ungarn sich gleich wie auf beweglichem Kriegsfuss einrichten, und ausser den magyarischen Advokaten die Beamten der gräflichen Herrschaft Schönborn. Wer nicht selbst hinkam, stellt sich schwerlich vor, was eine solche ungarische Herrschaft bedeutet. Die Schönborn'sche hatte ein Gebiet von 44 Quadratmeilen, auf welchem die herrschaftlichen Rechte ausgeübt wurden. Von vierzehn deutschen Herzog- und Fürstenthümern reicht kein einziges an solchen Gebietsumfang. In unmittelbarer herrschaftlicher Verwaltung sind noch $23^1/_2$ Q.-M. verblieben, also etwas mehr als Waldeck oder Lippe-Detmold. Freilich sind davon 17 Q.-M. Wald. Die Schönborner Verwaltung hat einen guten Klang in Ungarn. In Strassenanlagen, höchst wohlthätiger Regulirung des Flusslaufes, Einführung landwirthschaftlicher Maschinen, Sorge für Ansiedelungen und Schulen ist auf Schönborner Gebiet schon früher etwas Redliches geleistet, und die Herrschaft wird hoffentlich dahinter sitzen, dass Komitat und Gemeinden auch fortan ihre Schuldigkeit thun, um dem armen Volke aufzuhelfen.

Man kann hier lernen, wie segensreich ein Verein land-

wirthschaftlicher Mustergüter, deren Anbau von einem Punkt aus gelenkt wird, fürs ganze Land werden kann. In der Ebene ist man jetzt bei der Arbeit, Wälder auszuroden, um viele tausend Joch Wiesenland mehr zu gewinnen. Die Waldfläche wird zum Abstocken in Verding gegeben, und sobald das dichte Laubdunkel aufhört und die Sonne schattenlos in die Erde dringt, schiesst üppiges Gras und Buschwerk hervor, dazwischen staudenhoch der Kren, welchen die Wiener Küche so schmackhaft zu verwenden weiss. Heuhaufen, die im Juni gesetzt waren, zeigten zu Ende des August sich bereits mit wildem Hopfen und blühenden Winden umrankt. Auf einem Maierhofe gab es ein halbes Dutzend Melonen-Arten, wie ich sie auch in Sizilien nie köstlicher gefunden. Die eine Art hatte einen Geschmack von Pfirsich, die andere von Erdbeere, die dritte von Ananas u. s. w. Den Samen dazu, der ursprünglich aus Frankreich gekommen, hatte der kundige Ispan auch hier verwerthen können. Auf jüngst gewonnenem Neulande waren die Dampfmaschinen bei dem Dreschen. Es umgab sie ein geschäftiges Gewühl, das sich auf der weiten bleichen Ebene, wo kein Berg oder Hügel vor dem strahlenden Himmel sich erhob, malerisch abzeichnete. In langen Linien reiheten sich Frauen und Männer aus der Scheuer bis auf die Maschine, und von der Maschine bis auf den Strohberg dahinter. Ein ungeheures Vorrathshaus voll Aehren leerte sich in ein paar Stunden: Bündel formten sich zahllos auf Bündel, wanderten auf die Maschine, wurden von ihr gedroschen und gereinigt, und das hinten ausfliegende Stroh wurde gleich wieder zusammengerafft und die Reihen entlang auf die Höhe eines Schobers gefördert, der rasch sich gegen den Horizont aufthürmte. Um die überflüssige Dampfkraft noch zu nutzen, war ein Messerrad zum Holzschneiden angebracht. Die ruthenischen Arbeiter bedurften dabei fort und fort Leitung und Zuspruch, sonst beschickten sie wenig bei all ihrem Lärm und Geschrei und allgemeinen Gezappel. Die Magyaren aber arbeiteten wie Pferde unverdrossen und unermüdet: jeden Hand-

griff fassten sie auf der Stelle. Bei viel natürlichem Geschick und Verstand, bei seiner Arbeitskraft, bei seinem Feuer in der Rede — ist es ein Wunder, dass der gemeine Magyar es nicht weiter gebracht hat. An Lehre und Anregung hat es ihm doch so viele Jahrhunderte lang nicht gefehlt. Ich glaube, er kann immer nur stossweise denken und arbeiten, und dann sinkt seine Kraft wieder zurück.

In alter Zeit lag zehn Dörfern der Umgegend — der Munkácser Kraina — die Pflicht ob, wenn Gefahr drohte, mit ihrer Mannschaft herbeizueilen und die wichtige königliche Burg Munkács zu vertheidigen. Sie genossen dafür auch einige Steuerfreiheit, und waren wenigstens nicht ganz dem Willkürgericht der Komitatsherren unterworfen. Zu ihnen gehörten noch im vierzehnten Jahrhundert Walachen, oder, wie diese Nation jetzt sich nennt, Rumänen. Zu Ende des Mittelalters waren sie verschwunden. Solches Auftauchen und Verschwinden von Völkerstücken in dieser und jener Gegend ist der ungarischen Geschichte eigenthümlich. Die Könige legten in ihren Urkunden Gewicht darauf, dass die königlichen Burgwächter auf den zehn Dörfern zu ihrer Pflicht frei und freudig seien. Dieses Verhältniss, ja die Erinnerung daran, ist heutzutag erloschen, dagegen dauert ein anderes aus noch älterer Zeit fort. In unsern ältesten Urkunden und Hofrechten liest man von nichts häufiger als der Curia, dem Mansus, dem Villicus u. s. w. Diese älteste Hofverfassung ist, wie viel Anderes, was über Ross und Reisige hinausgeht, von Deutschland nach Ungarn eingeführt worden, und besteht noch heute mit ihren Haupthöfen oder Castellen und den Maierhöfen und Ispanen.

Weil die Volks- und Erwerbszustände noch gar sehr mittelalterlichen Zuschnitt haben, weil das Bürgerthum, jener grosse unerschöpfliche Kulturborn der zweiten Hälfte des Mittelalters, mit seinem Segen die ungarische Adels- und Bauernwelt nicht genug hat durchdringen können, desshalb hielt die Wirthschaftsweise noch ihre uralten Umrisse fest. Gleichwie aber im Beginn der neueren Zeit die grösseren und verfeiner-

ten Staatsbedürfnisse es nöthig machten, dass die obern Beamten einer Landschaft sich zusammenschlossen und in Zahl und Bildung verstärkten, so besteht für die Herrschaft, oder besser gesagt das Fürstenthum Munkács eine Regierungs- und Domänenkammer, ähnlich, wie sie sich in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert gebildet hatten. Die Herrschaft hat ausser einem Halbhundert von Schreibern, Förstern und niedern Angestellten noch etwa sechzig Beamte, von denen die acht Bedeutendsten das Oberamt bilden. Dieses besteht aus einem Direktor, zwei andern Fiskalen oder Juristen, je einem Forst- und Industrie-Inspektor und zwei Wirthschaftsinspektoren, die kollegialisch verhandeln. Die Oberleitung ist in den Händen eines Vertreters der obersten Behörde in Wien, welche den Herrn unmittelbar vertritt. Erst die jüngste Zeit hat auch diese alte herrschaftliche Regierung umgeändert. Das Jahr 1848 entledigte sie der Sorge für Gerichte, Gefängnisse, Schulen u. s. w. und drückte sie herab auf die Stellung einer blossen, wenn auch fürstlichen Vermögensverwaltung.

Ausser den deutsch redenden Herrschaftsbeamten wohnen noch viele Deutschungarn in der Nähe von Munkács, am schönsten im Wisnitzthal, in welchem ein Eisenwerk liegt. Diess ist ein köstliches Thal voll Grün und frischer Schattenkühle und klarem Gewässer. Vor dem Eingang wohnen Ruthenen, die man zu Eisenarbeitern nicht brauchen kann. Im Thale, in der Nähe der Hüttengebäude, breiten sich die deutschen Ansiedlungen aus. Höher hinauf liegt ein slovakisches, und ganz oben ein walachisches Dorf. So kann man in kürzester Zeit dicht auf einander Bruchstücke von vier Völkerschaften sehen, von denen eine jede ihre besondere Art zu wohnen und zu essen, zu reden und zu hantiren hat. Die Slovaken sind zwar in der Sprache fast ganz ruthenisch geworden, haben aber weder ihre Tüchtigkeit, noch ihre evangelische Religion aufgegeben. Die Walachen, welche ebenfalls nur noch ruthenisch sprechen, sind die allerdürftigsten: das ganze Dorf war im Walde, da sie sich fast nur mit Holzfällen

beschäftigen. Die deutschen Eisenarbeiter stammten alle aus der Zips. Wohin man hier zu Lande kommt, stösst man auf Zipser Deutsche. Ihr Mutterländchen hat Ungarn mit zahllosen kleinen und grossen Beamten, mit fleissigen und kundigen Handwerkern aller Art versehen. So schüttet in Nordamerika das Lancaster County in Pennsylvanien gescheidte Deutsche über das ganze Land aus, die noch viel besser fortkommen, als die neu Eingewanderten, „die Deutschländer". Die Deutschen aus dem Banat bleiben lieber Landbauer. In ihren Gärten hatten die deutschen Wisnitzerinnen nicht bloss Mais und Bohnen, sondern auch Blumen und vielerlei Gemüse. Blauäugige kleine Flachsköpfe spielten vor den Häusern.

Ein landwirthschaftlich schönes und ausgedehntes Gebiet nehmen sieben Dörfer von deutschen Bauern ein, deren Vorfahren im vorigen Jahrhundert einwanderten. Sie heissen Oberschönborn, Unterschönborn, Pausching, Palanka, Leanyfalva (Mädchendorf), Berezinka (Birkendorf), Kucsowa. Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts kam eine achte Ansiedlung hinzu, Sophiendorf. Graf Erwin von Schönborn erliess von Wien am 10. Februar 1763 einen „offenen Brief an alle deutschen Kolonisten": in seine durch die Kriege entvölkerten Herrschaften zu kommen, die „theils mit dem allerfruchtbarsten Boden, dann Wiesen und Weinwuchs, wie auch Waldungen, im Ueberfluss versehen sind, und theils ein sieben Meilen lang sanft aufsteigendes Gebirg und mit diesem solche schöne geraume Thäler haben, dass sie durchgehends mit denen schönsten reinen Flüssen und Bächen durchstrichen werden, und daher eine reine gesunde und gegen die niederhungarische unvergleichlich bessere Luft haben".

Wie richtig diess Alles, nahm ich selber wahr, als ich eines Nachmittags hinritt und das gesunde kräftige und nette Wesen unserer Landsleute mir anschaute. Als der Mond schon hoch am Himmel stand, waren sie noch in Menge bei der duftenden Heumahd beschäftigt. Ihre Häuser, wenn auch grösser und fester gebaut, haben doch die ruthenische Grund-

form angenommen. Durch die Thür tritt man in einen Mittelraum, welchen der Backofen und allerlei Haus- und Ackergeräth anfüllen. Links ist die Wohn- und Schlafstube, rechts die Gastkammer mit aufgethürmten Betten und Leinwandvorrath, bei den Reicheren schmückt sie auch ein Sopha Auf dem Boden wird in grossen Kübeln das Korn verwahrt. Mehrere niedrige Scheunen, Schoppen und Stallungen rahmen den Hof ein. Unter dem einstöckigen Hause fehlt niemals der Keller mit dem grossen Fass Slibowitz. Die blauschwarzen Haufen der süssesten saftigsten Zwetschen lagen in allen Gärten zusammengekehrt, und warteten auf Zubereitung zum Slibowitz Branntwein. Nicht wenige Bauern machen auch guten Wein auf den sonnigen Hügeln.

Fleiss, Ordnung und Religiosität geben ihrem Leben Weihe. Die kleinen Kirchen sind öfter im hübschen Rundstil aufgeführt. Auf Besuch der Schule vom 6. bis 12., der Sonntagsschule bis zum 15. Lebensjahr wird streng gehalten. Jährlich acht Monate dauert der Unterricht, Vormittags drei Stunden in deutscher Sprache, Nachmittags soll in zwei Stunden Alles auf Magyarisch gelehrt werden. Hier hat es aber mit dem Magyarisiren keine Noth: diese Deutschen sind zu stolz, und fühlen sich an Wohlstand und Gesittung hoch über dem gewöhnlichen ungarischen Bauer. Die Meisten haben zwei Pferde oder Zugochsen. Von ärmeren Bürgern in Munkács nehmen sie Felder an auf halben Ertrag. Es fehlt leider an Arbeitskräften.

Einer der Vornehmsten, welchen ich in Oberschönborn besuchte, erzählte: seine Vorfahren seien aus Bayern gekommen und hätten noch lange Strümpfe und Schuhe getragen, mehr wusste auch er nicht von ihnen. Seinen Namen sprach er Tellinger aus, zufällig aber sah ich ihn als Joseph Döllinger geschrieben, und ich hörte, es wüchsen überall auf diesen Dörfern die Döllinger wie junge Bäume. In Deutschland gab es nur den einen grossen, der in der unheimlichsten Stunde, welche die katholische Kirche seit 350 Jahren erlebte, bei-

nahe allein stand, — eine ewige historische Schmach für die katholische Welt.

Die deutschungarischen Bauern bei Munkács halten fest zusammen, und dadurch gelingt es ihnen, von Jahr zu Jahr ihre Keile in die anstossenden Ruthenendörfer tiefer und breiter einzutreiben, sie erwerben dort ein Bauerngut nach dem andern. Sie selbst lassen keine Fremden ein, dulden auch ausser Schenkwirthen keine Juden. Vor zwei Jahren brannten in Oberschönborn fünf Häuser nieder. Der Pfarrer predigte Sonntags: „Was thun die Ameisen, wenn ihre Wohnung zerstört wird?“ Am Montag beschloss die Gemeinde, mit gesammter Hand die Häuser wieder aufzubauen: in zwei Monaten standen sie fix und fertig, mit Ziegeln gedeckt und hübsch geweisst und verziert. Auch die umwohnenden Deutschen hatten geholfen, und meist ganz umsonst. Aechter Friede in Haus und Dorf; dieses alte Grundgesetz der Germanen lebt bei diesem deutschen Landvolk auf fremder Erde wieder auf. Ihr erwählter Bergrichter schlichtet Streitigkeiten, die auf den Weinbergen entstehen, ihr Ortsrichter schlichtet alles Uebrige. Der Magyar dagegen prozessirt um ein Ei. Wo Grund zu einem Prozess ihm auftaucht, stösst er darauf wie ein Habicht. In der Stadt Munkács, die keine 9000 Einwohner hat, wohnen 30 Advokaten und leben sammt und sonders nicht schlecht. Wovon aber sollten sie leben, wenn sie es nicht verstünden, dem Völkchen Prozesse aus dem Aermel zu schütteln?

IX.

Fortsetzung.

Judenmenge. Gründe ihrer Vermehrung. Geldfieber. Aus der ungarischen Judengeschichte. Magyarisirung und Widerstand. Neu- und Altgläubige. Ruthenenwirthschaft. Frühes Elend. Die griechische Kirche in Ungarn. Aberglauben. Ruthenischer Völkerdünger. Gegensatz der Magyaren. Ein ungarisches Nationalgeräth. Bildungsfähigkeit der Ruthenen. Wie ihre Zustände zu bessern. Zigeuner. Naturleben. Zigeuner-Magyarisch. Körperbildung. Magyarische Advokaten und Beamte. Zuwachs. Kindersterblichkeit. Bestimmung des gemeinen Volks. Wahlen. Bürger und Junker. Ein Grund der Ausgleichsbewegung.

Nach den Deutschen erscheinen in Stadt und Herrschaft Munkács, als die bedeutendsten und nützlichsten, ja zum Theil auch als die gebildetsten und redlichsten Einwohner die Juden. Sie sind Kaufleute und Unterhändler, Gastwirthe, Gutspächter, Fuhrleute, Unternehmer aller Art. Von den 200 Schenken, welche die Herrschaft verpachtet, ist bloss eine nicht in Judenhand. In Munkács bilden die Juden fast die Hälfte der Bevölkerung, in andern ungarischen Städten sind sie ebenfalls stark vertreten. Im ganzen Königreich mag wohl, Slavonien und Kroatien hinzugerechnet, schon weit über eine halbe Million sich vorfinden. Sie gedeihen und vermehren sich fort und fort, und zwar in einem Massstab, welcher gegenwärtig den Volkszuwachs bei den andern europäischen und asiatischen Stämmen, die ins Donaubecken hinein geflossen, weit hinter sich lässt.

Die Juden selbst merken wohl auf ihre Vermehrung. Sie ergibt sich mit Nothwendigkeit aus dem raschen Anwachsen von Handel und Geschäften. Es ist wahr, vor allen Dingen treiben die Juden gerne Geldwirthschaft. Sie lieben ein gescheidtes klares Geschäft, das rasch sein Geld abwirft, über die Massen: am Gut und Platz selbst liegt ihnen gar nichts. Allein diese Art Geschäfte scheint jetzt in Ungarn überall um

sich zu greifen. Man erwirbt einen Steinbruch, ein Bergwerk, eine Herrschaft, nicht um sie auszubeuten, sondern um das, was sie möglicherweise abwerfen können, auszuposaunen und sie rasch wieder mit Gewinn zu verkaufen. Alles wird auf den Markt geworfen, alles ist Gegenstand der Spekulation geworden: sie frisst um sich wie ein unersättliches Ungethüm. Früher kannte der ungarische Edelmann keinen Luxus: seit das Land dem grossen Verkehr aufgethan wurde, seit die Goldströmung die entlegensten Güter und Forsten bespült, ist eine wilde Gier nach Schätzen und glanzvollem Leben entstanden. Die einfachen väterlichen Sitten verschwinden wie im Fluge. Dergleichen war bei dem plötzlichen Uebergang aus der alten Stille und Trägheit unvermeidlich, allein die Heftigkeit, in welcher das Uebel auftritt, erregt Nachdenken. Mögen die jetzigen Leiter Ungarns sich fragen, bis zu welchem Grad ihr Stamm den verzehrenden Wirbelwind ertragen könne, damit es nicht bald von ihm heisse: „Faul vor der Reife.“

In solchem Treiben gedeiht der Jude wie der Fisch im Wasser. Vor seiner Schlauheit verschwindet das Korn den Bauern von der Tenne, und zieht Branntwein und Armuth ein. Dabei bleibt aber sein grosses und unbestreitbares Verdienst bestehen, dass er tausend Erzeugnisse des Landes ausforscht und auf den Markt bringt, die ohne sein rastloses und fündiges Wesen noch lange auf Verwerthung harren müssten. Uebrigens standen schon im frühen Mittelalter Juden in Ungarn im hohen Ansehen. Die wahnsinnigen Verfolgungen, die in den Kreuzzügen gegen sie in Deutschland ausbrachen, trieben sie in Masse nach Polen und Ungarn. Sie machten die Steuerpächter, Zöllner, Münzer und Salzbeamten der Könige, und mancher Magyarensohn erinnerte sich der asiatischen Verwandtschaft, und liess sich beschneiden, um ein reiches Judenmädel zu freien. Umsonst eiferten Kirchengesetze wider das Zusammenwohnen von Juden und Christen, umsonst überantwortete man die schlauen Hebräer der Aufsicht der Bischöfe, in deren Städten sie allein wohnen sollten. Der Grund

ihres Aufkommens und Aufsteigens blieb derselbe: sie waren nöthig, um den fehlenden Bürgerstand zu ersetzen. Die Ungarn, Polen und Russen sollten wahrlich froh sein, dass sie wenigstens genug Juden haben.

Der grosse ungarische Schutz- und Freiheitsbrief der Juden von 1251 war beinahe wörtlich aus Deutschland geholt. Vor 80 Jahren nöthigte sie in Ungarn wie in Oesterreich das Gesetz, sich unabänderliche Familiennamen anzuheften. Bis vor 25 Jahren mussten die ungarischen Juden noch eine unbedeutende Toleranz-Taxe zahlen. Gleich darauf warfen sie sich mit Feuer und Flammen in die Revolution, und der ungarische Hauptstamm erfreute sich einer hübschen Menge magyarisirter Juden. Noch immer verwandeln die reichern Juden ihre deutschen Namen ins Magyarische, schmücken sich mit Katzas und Sporenstiefeln und wichsen fleissig den Schnurrbart. Sie putzen ihre magyarische Aussenseite so übertrieben heraus, dass nicht wenige Deutsche, welche der Magyarisirung nahe stehen, ihre eigene Karrikatur darin erblicken und sich zu schämen anfangen. Indessen seit die Magyaren sich allen Ernstes bemühen, Alles und Jegliches für ihre eigene Nation einzuschlachten, leistet die Judenschaft wieder einen stillen, zähen Widerstand, besonders der ärmere Theil. Sollte sich hier etwas von der rechten Witterung finden, wo es sich um wahre Freiheit und Kultur handelt? Eindruck mochte auch die Liebhaberei machen, mit welcher die Komitatsbeamten wieder zartes Judenfleisch zu peitschen anfingen. Jetzt halten fast alle ungarischen Juden darauf, dass bei ihnen in Haus und Schule das Deutsche rein und nachhaltig gelehrt wird, und ihre Söhne und Töchter sich aus guten deutschen Büchern Bildung holen.

Auch in Ungarn theilen sich die Juden in Neu- und Altgläubige. Die Letztern sind die grosse Mehrzahl, und die Strenge, mit welcher sie an ihren nationalen Gesetzen und Gewohnheiten halten, erinnert an die Nähe des Orients. In Munkács badeten sich am Vorabend des Sabbaths Männer und Weiber öffentlich im Flusse, gesäubert und erfrischt zogen sie

die Feiertagskleider an, die Frauen erschienen im Goldschmuck, die Männer mit der grossen Pelzmütze und dem glänzend schwarzen Kaftan, der bei den reichern von Seide war. Abends blitzten ein Haus ums andere durch die Fenster die Sabbathslichter auf silbernen Leuchtern und weissgedecktem Tisch. Andern Morgens früh um sieben Uhr sah ich schon Männer zur Synagoge gehen, und als ich hin kam, zu schauen was es da gab, sassen sie in der kleinen Nebenkammer und erklärten sich Moses und die Propheten. Den ganzen Tag blieben die Läden streng geschlossen, und nur höchst ungern, da ich etwas zur Abreise brauchte, verstand sich ein Kaufmann dazu, durch unser Einen die Sachen aus seinem Laden hervorsuchen und vorläufig entleihen zu lassen.

Ich hatte mich nun auch mehr unter den Ruthenen umgesehen und sie in ihren Russlöchern besucht. Eitel schwarzer Russ an den Wänden, ein fürchterlicher Lehmofen, roher Tisch mit Holzbank, ganz elende Lagerstätten, Gestank und Rauch ohne Ende — das ist Wohn- und Schlafstube für Grossvater und Grossmutter, Mann und Frau, Onkel und Tante, und ein Rudel Kinder dazu. Man bekommt in der dunkeln dunstigen Enge ungefähr eine Vorstellung davon, wie die Waldthiere wohlig im warmen Höhlenschmutz alle Viere von sich strecken; aber ganz vergebens rechnet man aus, wo denn all das Volk — bei Besuch treten gewöhnlich ein paar heraus — in dem Loche Platz hat, ohne einander auf dem Schosse zu sitzen. Das Haus der Ruthenen ist das russisch-polnische Blockhaus, jedoch mit höherem Strohdach, ohne Schornstein, und fast stets grau und halb verfallen. Der Rauch füllt erst die Stube, dann zieht er durch eine Oeffnung über dem Ofen auf den Boden, von da sucht er den Ausweg durch die Lücken im Strohdach. Ins Gebiet des Luxus erhebt sich ein Kamin, der von Weidenruthen geflochten ist. Augenkrankheiten sind ebenso unvermeidlich bei diesem ständigen Rauch und Russ, als hinfällige Leiber bei dem ewigen Fasten, welches die Kirche drei Monate, die Noth ein halbes,

und der Branntwein so ziemlich das ganze Jahr auferlegt. Eine furchtbare geheime Pest kommt hinzu, die gerade wie der Branntwein körperlich und sittlich zugleich entnervt und alle Selbstachtung tödtet — das sind die Ausschweifungen, zu denen die Einsamkeit der Bergweiden Buben und Mädchen, noch halbe Kinder, hinreisst. Widrige Folgen davon sollen weit um sich greifen. Schulen gibt es nur auf den grösseren Dörfern.

Wie ist hier zu helfen? Das ganze Volk kommt Einem vor, wie ein weicher elender Matsch: wo man den Hebel zur sittlichen Hebung ansetzen will, weicht der Boden. Ohne die stärkende Bergluft und ohne die strenge Kirchlichkeit müsste diese Menschenart geradezu verkommen und vergehen.

Die Religion aber, nächst der Natur die einzige Weihe und Wärmequelle dieser Armen, ist die griechisch erstarrte, und sie wird gespendet durch Priester, deren vornehmstes Geschäft Feldpachten und Kornwucher ist. Soviel ich davon gesehen und gehört, schien mir die griechische Kirche, trotz etwas Ansprengung mit russischem Goldwasser, in Ungarn in einer vom Aufblühen abgewendeten Richtung sich zu befinden. In dem berühmten grossen Basilianer-Kloster zum heil. Nikolaus, dem Nationalheiligthum der Ruthenen, das ihr Herzog Theodor Kuriatovich in der Mitte des 14. Jahrhunderts erbaute, traf ich nur noch vier Patres und vier Novizen. Die Neuzeit hatte mörderisch in die Einkünfte der Abtei eingeschnitten. Die Roboten waren abgelöst, und die neuen Steuern frassen die Zinsen vom Ablösekapital rein auf. Die Opfer der Gläubigen an Gaben und freiwilligen Arbeitstagen nahmen reissend ab. Mit Bücherschreiben aber können solche geistliche Herren in Ungarn nichts verdienen, erstens weil Niemand sie lesen würde, und zweitens weil sie selbst nicht viel wüssten, was hinein zu schreiben wäre.

Die Volks- und Kirchensitte der Ruthenen ist wesentlich russisch, jedoch kann selbst in Russland die Nebelschicht des Aberglaubens, die auf dem Volke liegt, unmöglich dicker sein. Im karpathischen Waldgebirge scheint sich aller Unsinn an-

zusammeln, welchen unter Türken- und Russen- und Walachenschädeln die dumpfe Angst vor unheimlicher Naturgewalt ausgebrütet hat. Die guten Ruthenenfrauen haben ihre liebe Noth damit. Nur ein Beispiel vom heiligen Abend möge erlaubt sein aus dem gründlichen und reichhaltigen Werke, welches der Gratzer Professor Bidermann über die ungarischen Ruthenen verfasst hat, hierher zu setzen. „Sobald es am Christabend zu dunkeln beginnt, streut die Hausfrau Stroh auf den Fussboden der Wohnstube, auf welches sie sich dann setzt, damit die Gluckhenne, ihrem Beispiel folgend, die Eier desto fleissiger bebrüte. Ferner bindet sie um eine auf den Tisch gelegte Hafergarbe einen rothen Gürtel, und diese Garbe heisst sodann Krul d. i. König. Neben dieselbe streut sie Heu auf den Tisch und legt auch so viel Knoblauchknollen hin, als Familienglieder im Hause sind. Ueber alles deckt sie ein Leintuch. Sofort geht sie in den Stall, und gibt dem Vieh Salz zu lecken. Sind Bienen bei Hause, so bläst sie in jeden Stock so oftmal hinein, als sie im künftigen Jahr Schwärme daraus zu erhalten wünscht, und gleichzeitig knüpft sie einen Faden mit ebenso vielen Knoten um die Stöcke. Sobald es ganz finster geworden, geht sie in die Kammer, entkleidet sich dort gänzlich, nimmt dann eine Schüssel Bohnen zur Hand und läuft, die Bohnen nach allen Richtungen ausstreuend, nackt im Gemache herum, damit sie solchergestalt Feuer und Hagelschlag abwende. Hierauf kleidet sie sich in ihr festtägliches Gewand und tritt, also geschmückt, wieder in die Wohnstube, wo sie ihre heirathsfähige Tochter mit Honigwasser wäscht, welches in die vier Ecken des Zimmers gegossen wird, damit, durch den Honig angelockt, je eher ein Bräutigam erscheine. Vor dem Abendessen wird noch ein Topf voll Branntwein zum Herdfeuer gerückt, und sobald er kocht, Honig hinein geworfen.“ Nun, wenn das Alles nicht helfen will, wenn Honig und Branntwein und Heu und Stroh keinen Bräutigam für die knoblauchduftende Schöne herbeizieht, so ist gewiss keiner auf zehn Stunden Umkreis mehr zu haben.

Wie jetzt die Sachen stehen, hat der Russniak, der sich in Galizien hartnäckig gegen die Polonisirung wehrt, in Ungarn keine andere Bestimmung mehr, als Volksdünger für Magyaren und Slovaken abzugeben. Es fehlt ihm jedes äussere und innere Mittel zum Widerstand. Die russische Regierung bildet sich ihre Kosaken zu vortrefflichen Werkzeugen, sie weiss aus ihrem Mutterwitz und Wandertrieb etwas zu machen. Wer aber nimmt sich der unglücklichen Ruthenen in Ungarn an? Die deutsche Regierung hatte früher gar viel zu besorgen, was ihr näher lag, und als sie in jüngster Zeit ernstlich und erfolgreich begann, für die Kultur auch der ärmsten Völkerschaften Ungarns etwas zu thun, liess sie sich von dem Magyar die Zügel aus der Hand nehmen. Für nationale Bildung aber und Kräftigung der andern ungarischen Völker etwas zu thun, dünkt einem rechten magyarischen Manne so widersinnig, als sollte er für einen Juden schachern gehen. Die einzige Stütze, welche die Ruthenen noch an ihrer griechischen Religion haben, wird mit jedem Jahr schwächer, hat auch bisher das Aufgehen in fremdes Sprachgebiet wenig verhindert.

So bleibt das ruthenische Volk in Ungarn so gut wie ohne Vertretung. Der gemeine Magyar hat vielleicht nicht so viel Vorrath an Geist und Gemüth, als der Ruthene, und kennt weder dessen schönen, oft so rührenden Familiensinn noch dessen Handelstalent. Aber er steht hoch über ihm durch männliche Eigenschaften. Beide sind gutherzige und leichtlebige Naturen, beide haften mit Denken und Streben in der leibhaften nächsten Gegenwart, beide besitzen etwas von der asiatischen Stumpfheit gegen Schmerz und Noth, und gleichwohl ist kein grösserer Gegensatz denkbar, als das weiche wankelmüthige unterwürfige Wesen des Ruthenen und das hohe Selbstgefühl und die stolze Härte des Magyaren. Dieser ist ein Mann, der Ruthene bleibt ewig ein Kind: das ist ihr historischer Charakter.

Und gleichwohl ist der Magyar selbst ein ethnographisches

Räthsel. In seinem Lande ist nämlich von jeher nächst dem russischen am meisten geprügelt worden. Kaum fühlten sich die Ungarn von den Fesseln der deutschen Vormundschaft befreit, so hatten die Komitatsbeamten nichts eiliger zu thun, als zum Entsetzen Europa's die alte Prügelbank wieder herbei zu schleppen, gleichsam als wäre sie ihr eigentliches Nationalgeräth. Der Ruthene nimmt die Schläge entweder stumpf und gleichgültig hin, wie ein Schicksal, oder er brütet tückische Rache. Der Magyar aber, sobald er seine Prügel weg hat, springt auf, schüttelt sich und schreitet einher, sich in die Brust werfend, jeder Zoll ein König.

Ich hörte einmal einen jungen ruthenischen Hirten auf seiner Trumbetty blasen. Es ist das eine sehr lange Schalmey aus Baumrinde, fast von Manneslänge, auch das Mundstück besteht aus Bast. Ich erkannte die grosse Basttrompete schon von weitem, und war nicht wenig verwundert; denn gerade so hatten sie mir einst die Hirtenbuben im heimathlichen Teutoburger Walde gemacht. Aber welche Stümper waren wir Knaben damals gegen diesen armen Ruthenen! Er wusste seinem rohen Instrument die mannigfaltigsten Töne, ja eine weiche klagende Melodie zu entlocken. Gewiss könnte man einen tüchtigen Musiker aus ihm machen. Was aus den Gebirgs-Ruthenen werden kann, beweisen ihre Stammgenossen in der Ebene, die sie im Gegensatz zu den Hochländern oder Verchovinaern die Dolischnianen nennen. Ihrer gibt es eine Menge, welche mit Verstand, Fleiss und Erfolg Ackerbau und Gewerbe treiben. Bei einem Dolischnianen kann man schon auf ungarische Weise frühstücken, was sie spasshaft genug fristikowaty nennen. Sie könnten in Hülle und Fülle sitzen, wenn nicht das Feuerwasser wäre, das der Mensch aus Korn und Mais, aus Zwetschen und Kartoffeln brennt.

Die Branntweinpest auszurotten, ist die erste und schwerste Aufgabe, soll den Ruthenen geholfen werden. Man müsste nicht bloss den Branntweinschank erschweren und streng beaufsichtigen, sondern auch billigen Wein zum Ersatz zuführen.

Das Zweite wäre die Pflege der Volksschule, das Dritte Heranbildung eines bessern Priesterstandes. Was die Anlage von Dorfschulen betrifft, so war von der österreichischen Regierung in den letzten zehn Jahren, in welchen sie die Hände noch frei hatte, ein guter Anfang gemacht. Ruthenische Priester aber auf deutschen Hochschulen zu bilden, und sie dann auf die Pfarren in ihre Heimath zu bringen, das wird schon seinen besondern Haken haben. Sie würden wahrscheinlich nicht zurück mögen. Bleiben sie aber in Ungarn, so wird der Nachfolger wie der Vorgänger. Denn die griechische Kirche ist in Ungarn zwar katholisch-unirt, es hängt ihr aber etwas von dem Elend der orientalischen Kirchen an, in welchen das Wissen der Priester hauptsächlich in der Kunst zu liegen scheint, die grössten und schlauesten Schafscheerer zu machen. Man müsste jedoch dem Ruthenen auch wirthschaftlich unter die Arme greifen durch Vorschüsse an Saat, Vieh und Ackergeräth, durch Schulen für Spinnen und Holzschnitzen, durch kleine Musterwirthschaften, um einen weniger liederlichen Landbau zu lehren, durch Ansiedeln von Handelsgewächsen, durch Anlegung von Strassen und Märkten zur Abführung der Erzeugnisse. Doch wie kommen wir auf solchen Einfall? Wir sind ja nicht in einer armen Gegend Deutschlands, wir sind in Ungarn unter solchen Zuständen, wo es viele edle Ideen und Prachtreden gibt, aber merkwürdig wenig eifrige und uneigennützige Beamte. Gott sei gedankt, dass noch unter der deutschen Regierung wenigstens die Grundentlastung, diese erste Bedingung alles Besserwerdens, durchgeführt wurde.

Eine ungarische Stadt lässt sich kaum ohne Zigeuner denken. Sie betrachten ja Ungarn als ihre eigentliche Heimath in Europa. Auch bei Munkács lagerten 15 bis 20 Familien: genau lässt sich die Zahl der Familien nicht angeben, weil sie ohne Gesetz und Aufsehen sich bilden und zergehen. Manchmal sind viel, manchmal wenig Zigeuner da. Sie kommen und verschwinden in der Nacht, wie erfasst von unwiderstehlicher Wandernoth.

Auch die letzten Zuzügler aus Asien, Juden, Magyaren, Türken, haben sich ihr uraltes Gepräge etwas verwischen lassen; Zigeuner zeigen es noch scharf und blank.

Zu Munkács arbeiten sie als Ziegelstreicher: in Lehm und Erde wühlen und formen, ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Sie wohnen Tag und Nacht auf der herrschaftlichen Ziegelei an einem Ende der Stadt aufs Feld hinaus: verwundert aber sieht man sich, wenn man hingeht, nach ihnen um. Wo sind sie denn? Endlich findet sich unter den grossen Ziegelschuppen, die bloss ein Dach und keine Wände haben, hie und da ein wenig zerwühltes Stroh, ein und das andere Stück Lumpen, und dabei ein Häufchen Asche — das ist eine Familienwohnung. Nun bemerkt man auch zwischen den Wasserlöchern, aus denen der Lehm gegraben ist, hie und da etwas wie eine niedrige Hürde, wie einen Schirm von Reisig und Lehm gegen den Zugwind. Mehr soll die Anlage nicht gewähren, als Schutz gegen Luftströmung: es liegen hinter dem Schirm etwas zerwühltes Stroh, ein paar Lumpen, und dabei ein Häufchen Asche — das sind die Wohnungen für Familien, die es luftiger lieben, oder sich mit den andern nicht vertragen. Vielleicht liegt irgendwo auch ein Topf oder Napf umher. Sonst ist von Hausgeräth nichts zu merken. Diesen armen Tröpfen geschieht bitter Unrecht, wenn man sie des Diebessinnes anklagt. Es fällt ihnen gar nicht ein, sich mit Besitz zu beschweren. Sie nehmen, wie die Kinder, was sie gerade brauchen, und lassen es wieder fallen, wenn sie nicht mehr daran denken. Wie die Kinder sind sie eitel in Kleinigkeiten, und es stimmt damit, dass sie allgemein für feig gelten aus Angst vor Gefahr und Unheil. Diese Ziegelstreicher waren noch Urzigeuner; die Hälfte ihrer Stammgenossen lebt bereits in eigenen Dörfchen bei den Städten und in besseren Hütten. Und doch waren diese ächten Zigeuner im Grund ihres Herzens vielleicht nationalstolzer, als Juden und Magyaren. Ihr Hass gegen Alles, was Enge heisst und Sorge und Denken erfordert, ist nicht auszurotten. Sie wollen

elend bleiben, aber Könige der freien Luft, nicht gebunden an Geschäft und Haus.

Die Munkácser Zigeuner wollten nicht Ruthenisch lernen, sprachen aber das stolzere Magyarisch wie geborene Redner, und zwar, wie man mir sagte, rein und logisch. Mit Interesse hörte ich ihrem klangvollen Reden zu. Die magyarische Sprache, deren Wörter sich, wie bei den Indianern, aus lauter einsilbigen Stämmen zusammenbacken, schien mir recht für ein solches Naturvolk zu passen. Sie rollte dahin wie blanke Kiesel, gleich einer Sprache, die bloss Sachen kennt und wenig geistige Begriffe.

Die Kinder, Mädchen wie Buben, liefen bis zum zehnten Jahr völlig nackt, wie von glänzender Bronze. Die älteren Mädchen und jüngeren Frauen trieben sich in der Stadt umher, die meisten Alten lagen auf dem Erdboden in Frost und Fieber. Uebrigens gab es nur ein paar stattliche Menschen darunter, diese Wenigen aber schön zum Malen. Namentlich Einer, dessen glanzvolle Augen und edle Gesichtszüge von dunkelstem Haar und Bart umrahmt wurden, hätte auf jedem Theater als stummer Liebhaber Glück gemacht. Ich sprach früher von dem russischen Insektenauge, das meist so starr und gläsern blickt, bis ein stechender Glanz aus der Tiefe hervorzuckt und wieder verschwindet. Ganz anders ist das Auge der Zigeuner, meist von Ernst und Trauer überschattet, aber stets und durchaus Glanz und Helligkeit, ein schimmernd Feuer auf tiefem Seegrunde.

Die übrige Stadtbevölkerung ist magyarisch, und ihren Kern bilden die vielen Advokatenfamilien und was sich von magyarischen Beamten daran schliesst. Letztere schickt man gern in die Landschaften, in welchen bisher die Deutschen vorherrschten, und mit etwas Witz und hübscher Figur ist es einem gebornen Magyar jetzt gar leicht, Beamter zu werden. Gar mancher, der vor zwei oder drei Jahren noch armer Schreiber war, stolzirt als vornehmer Herr umher. Das Höchste, was gefordert wurde, war der Besuch einer der sogenannten Rechtsakademien, deren Namen auf keinem Buche

stehen, die aber die wunderbare Geschicklichkeit besitzen, aus jungen Herren mit erbärmlicher Vorbildung in zwei Jahren Juristen fix und fertig zu liefern. Auch mancher blutarme Ruthenenbub, der auf einem Adelshof seine Gönner findet, macht den leichten Schreiberweg zum Beamten.

Diese ruthenischen Emporkömmlinge — und ihre Zahl ist nicht klein — gehen jetzt unter die Magyaren, wie früher unter die Deutschen. Da sie von Natur begabt sind, so bekommen die Magyaren an ihnen einen nicht verächtlichen Zuwachs. Wie bald würde „die edle hungarische Nation" zusammenschwinden ohne die unaufhörliche Aufnahme deutscher, ruthenischer, slovakischer, walachischer und jüdischer Menschen. Ich erinnerte bereits an die Thatsache, dass der magyarische Stamm an einer gewissen allgemeinen Unfruchtbarkeit leidet, die sich auch in der geringen Kindermenge offenbart. Die letzten Gründe bergen sich in ethnographisches Dunkel. Gewiss trägt aber die eigenthümliche Härte, Selbstsucht und Fahrlässigkeit der Eltern dazu bei, wie bei so mancher Farmersfrau aus den Yankee-Staaten. Als ich einst eine Solche fragte: ob sie noch mehr Kinder habe, als die zwei, welche ich sah, antwortete sie offenherzig: „*No Sir, I do'nt want to be troubled any more.*" In Ländern, wo man die Ehe als ein leicht lösliches Band betrachtet, wo die Lockerheit der Sitten ungescheut auftritt und selbst auf dem Land öffentliche Gelage feiert mit allerlei Gelichter, ist gewöhnlich nicht nur die Kindermenge gering, sondern es stellt sich auch eine auffallende Kindersterblichkeit ein. Bei den Magyaren weist die österreichische Statistik das Eine wie das Andere deutlich nach, und hierin liegt ein Hauptgrund, wesshalb in den bald tausend Jahren, seit sie in Europa sind, die Zunahme ihrer Bevölkerung so weit hinter andern Ländern zurückblieb. Sie müssten jetzt eine Nation sein, die schon durch ihre Millionenzahl Achtung geböte, — bringen es aber, wenn man auch die Szekler in Siebenbürgen und die wenigen Magyaren in Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze hinzu zählt, noch

nicht auf fünf und eine halbe Million. Wie sehr aber möchte sich diese kleine Volksziffer noch verringern, sollten alle die abgestrichen werden, die sich nur im letzten Menschenalter magyarisiren liessen.

Vom grossen Rest der magyarischen Stadtbevölkerung ist wenig mehr zu sagen. Sie gehört zum gemeinen Volk, dieses aber bedeutet in Ungarn nur der Masse nach etwas, der Einzelne ausserordentlich wenig, eigentlich gar nichts. Die grosse Masse hat ausser Steuerzahlen und Rekrutenstellen erst noch den Beruf bekommen, des Adels Stimmpfeifen bei den Wahlen zu machen. Nach Allem, was ich davon sah und hörte, gibt es keine beissendere Satire auf die Selbstbestimmung eines freien Volks, als eine ungarische Parlamentswahl. Bei patriotischer Wärme und kindlichster Unwissenheit der gemeinen Magyaren genügt eine derbe Phrase, um die ganze Heerde zu leiten, das Uebrige thun Geld, Branntwein und Hiebe. Man redet mit so viel Lust und Offenheit davon, wie von gelungenen Jagdstückchen. Auch ein neues Volkslied gehört zur Wahl. In einem hübsch geschriebenen Lustspiel, welches den Frauenehrgeiz, in Pest Minister zu empfangen, verspottete, tönte ein gar schöner Gesang zur Wahl. Was wurde gesungen?

Silvaschi kann nicht sein der Abgeordnete!
Banfalvy wird es sein der Abgeordnete!

Der Dichter erzählte diese Verse, um zu zeigen, wie wenig genüge, um das Volk zu begeistern. So besteht denn auch das Parlament in Pest zu zwei Dritteln aus Adeligen und einem Rest von Dienern und Abhängigen, unter welchen sich einige wenige Vertreter freien Bürgerthums bemerklich machen.

Bürger und Junker — das wäre der rechte Titel für das grosse Ausgleichsschauspiel, welches den österreichischen Kaiserstaat in allen Fugen zittern und krachen lässt. Den ersten Ausgleich machte sich der ungarische Adel zurecht, und nun sehen seine Genossen in Böhmen, Mähren und Galizien nicht ein, warum dem ungarischen Ausgleich nicht auch der ihrige

ebenso natürlich folgen soll, wie ein Sonntag auf den andern. Die Bewegung ist in ihrem tiefern Grunde kulturhistorischer Art, sodann sozialer, dann erst nationaler, und zuletzt politischer Färbung.

In jenen Ländern, deren Grundrechte, deren Kraft und Bedeutung vorzugsweise auf dem Adel beruhten, konnte das Bürgerthum von selbst nicht aufkommen. Es musste von aussen einwandern, im deutschen oder jüdischen Gewande. In Böhmen griff es noch am weitesten um sich, weniger in Galizien, am schwächsten in Ungarn. Jetzt aber, das liegt in der Zeitströmung, dringt es in immer mächtigern Wellen nach Osten vor. Es vertilgt Leibeigenschaft und Diensthörigkeit, und reisst damit den Adel aus seinen historischen Wurzeln heraus; es füllt Strassen und stille Schlosshöfe mit Industrie und Handel; es fordert von der adeligen Zügellosigkeit Unterwerfung unter Recht und Gesetz; an Stelle des stolzen Selbstgefühls alter Familien setzt es die schlichte allgemeine bürgerliche Freiheit. Der ungarische, polnische, böhmische, mährische Adel fühlt sich umzingelt, zersetzt, erdrückt vom Bürgerthum. Und dieses störende, bohrende, treibende Bürgerthum ist deutscher Natur, bringt überall deutsche Sprache und Sitte mit sich. Daher der Hass gegen alles was deutsch ist, daher die peinigende Sehnsucht, sich vom deutschen Oesterreich, das für jene Länder das strömende Herz dieses Bürgerthums ist, mit tausend Schranken abzuschliessen, daher die Verbindung mit allen nationalen und klerikalen Kräften, wenn sie nur das deutsche Wesen unterwühlen. In Ungarn scheint „der Ausgleich" seit fünf Jahren gelungen, in Galizien noch geplant, in Böhmen vertagt. Allein glauben denn die Herren wirklich, sie könnten mit den Mitteln, welche die Zeit ihnen noch gelassen, dem Siegeszuge der europäischen Kultur widerstehen? Fühlen sie im Ernste sich Mannes genug, die rastlosen Wellenschläge abzudämmen, die wieder mit verdoppelter Gewalt aus der starklebendigen Mitte des Welttheils hervorströmen? Wir werden's ja sehen.

X.

Durch Oberungarn.

Gebirg und Seeboden. Leben an den Flüssen. Ziehbrunnen. Unghvar. Sammlungen für Verwundete des grossen Kriegs. Ruthenische Wohngränze und Herkunft. Slovakisirte Ruthenen. Völkergeschiebe. Blick auf Siebenbürgen. Slovakisches Dorf. Herrliche Landschaften. Ihre Ethnographie. Mittelalterliche Landeseintheilung. Altungarisches Leben. Kaschau. Dom. Erziehungsanstalten. Aus Kaschau's Geschichte. Wichtigkeit der Stadt. Honvédarmee. Uebungslager. Zigonen. Landesmusik. Nationale Tanzweisen. Zauber der Zigeunermusik.

Am Karpathenrande lässt sich angenehm reisen. Man bekommt die Augen voll, sieht Menschheit von wunderlicher Mischung, und doch ist alle Augenblick der Reisende wieder mit sich allein in halböder Landschaft, und diese Landschaft behält fortwährend ihren grossen naturhistorischen Stil.

Zur rechten Hand steht immerdar bis hoch am Himmel das dunkle Waldgebirge. Man blickt in Thäler und weitaufgerissene Schluchten, aus denen Gewässer hervorbrechen, und auf dem Scheitel des Waldgürtels dehnen sich die nackten Alpenwiesen, wo Rehe und Hirsche ziehen und der einsame ruthenische Hirt seine Trumbetty bläst. Zur linken Hand aber dehnt sich unermesslich wie ein trüber Spiegel die Ebene. Man fährt auf und ab wie über die Uferhöhen eines endlosen Meeres, und denkt sich in jene fernen Zeiten, als die Wellen bahnlos rauschten über die weite Grundfläche. Morgens ziehen Nebelwolken darüber hin, und verhängen sie mit grauem Schleier, bis die Sonne ihn mit rothen Strahlen wegküsst. Dann weicht nimmer den ganzen langen Tag der bräunlich bleiche Schimmer, der über den Pusten ausgebreitet liegt, ausgebreitet unter dem wolkenlosen glanzerfüllten Blau des Himmelsbogens, bis Abends der Mond Alles mit noch bleicherem Schimmer überzieht.

Malerisch entwickelt sich Thier- und Menschenleben, so-

bald der Weg an dem Ufer eines der vielen Zuflüsse anlangt, welche die Theiss aus dem waldigen Hochland empfängt. Da halten an der Furt oder Brücke kleine Güterwagen, um die Pferde zu tränken. Prächtiges weissgraues Rindvieh wird herzugetrieben. Waschende Weiber sind umspielt von nackten Kindern, die sich mit Wasser bespritzen. Ohne Rindvieh und Wäschegeklatsch lässt sich in Ungarn kein Fluss in belebter Gegend denken. Selbst in den Städten ist man gewohnt, die Mägde mit der Wäsche an das öffentliche Wasser zu schicken. Einmal sah ich auch fünf Männer in der Reihe bis an die Brust im Wasser stehen, jeder zwanzig Schritte vom Nachbar, und als ich näher kam, hatten sie lange dünne Angelgerten in der Hand. Am Fluss entdeckt man oben oder unten sicher einige Ansiedelungen, am grossen Fluss eine Stadt, am kleinen ein paar Dörfer. Von weitem ragen bloss die Kirchen empor, stattlich und gross, meist im neuen weissen Anstrich. Die Dorfhäuser muss man erst suchen: sie sind gar so klein und unscheinbar, und verschwinden wie alte graue Strohhaufen zwischen den Bäumen.

Zu einer Landschaft in Ungarn gehört der Ziehbrunnen mit dem langen Ziehbaum, der hoch in die Luft ragt. In den Dörfern stehen sie zahlreich auf Plätzen und Höfen. Kommt man nun Morgens oder Abends durch solch ein Dorf, so sieht man an allen Brunnen Wasser schöpfen, und rechts und links und links und rechts schreiben die sich auf- und abbewegenden Ziehbäume eine Art hässlicher Frakturschrift an den wolkenreinen Himmel.

Mein Postillon hatte vor dem Leib eine schwarze Schürze, auf dem Rücken einen ruthenischen Zottelumhang, und auf dem Kopf einen ungarischen grosskrämpigen Bauernhut. Dazwischen steckte ein natürlicher deutscher Mensch, der lästerlich fluchte auf Magyaren Slovaken und Ruthenen. Das scheint in Ungarn eine uralte Völkersitte, dass der Eine den Andern vermaledeit. Am meisten schimpfte der Mann, als wir nach Unghvar kamen, auf die reichen Juden, welche hier wohnen.

Allerdings ist ihre Zahl ansehnlich, und ihre schönen stattlichen Häuser bewirken, dass Munkács ein Dorf gegen Unghvar ist. Auch der Bischof der Munkácser Diöcese wohnt hier, wo sich ihm auf einer Anhöhe ein weithin blickender Dom mit Priesterhaus erhebt.

Die Juden treiben ausgedehnte Holz- und Fruchtgeschäfte, und wenn der Güterhandel stärker wird, werden sie noch reicher werden. Schon macht sich Güterhandel wohl bemerklich, weil auch in einem Theile des uralt gefesteten ungarischen Adels leise eine Zersetzung beginnt, die leicht polnische Umrisse annehmen könnte, wenn die Dinge so fortgehen.

Im letzten grossen Krieg hatten die Unghvarer Juden für die deutschen Verwundeten gesammelt und einige tausend Gulden zusammengebracht. Die Magyaren in der Stadt Arpáds, wo man der Sage nach ihn als Ungarfürst auf den Schild hob, ärgerten sich gar sehr, und es gab blutige Köpfe. Denn in den ächten Magyaren lebte eine leidenschaftliche französische Gesinnung. Sie gaben Konzerte und sammelten: wenn es auch unter allerlei Aushängschilden vor sich ging, wusste doch jeder, dass es für die Franzosen sei. Die Erklärung der Favre- und Gambetta-Republik wirkte vollends wie ein Zauberstück. Man fand es geradezu himmelschreiend, dass die deutsche Wuth noch immer auf die grosse Wohlthäterin der Völker losstürmte. Hatte denn die französische Republik nicht vor aller Welt erklärt, dass sie so unschuldig wie ein neugeboren Kind an dem heillosen Kriege, und dass sie um Leib und Leben keinen Stein von ihren Festungen und keinen Schritt von ihrem Boden missen könne? Und doch wollten diese ruchlosen steinherzigen Eroberer gar nicht darauf hören. O grausam, schändlich über alle Massen! Der grösste Spass bei der Geschichte war, dass, die so schrieen, im Geldzahlen für die armen Franzosen bedächtig zu Werke gingen. Die Sammlungen wollten nicht recht anschwellen, und als sie in Paris ankamen, siehe, da regierten dort bereits die Communards, und man munkelt davon, als hätten diese Vögel das ungarische Geld lustig verbankettirt.

Die Landstrasse, welche von der obern Theiss über Munkács bis hinter Unghvar führt, hält so ziemlich die Grenze ein, bis zu welcher die Ruthenen in das Niederland herabreichen. Auf der polnischen Seite wohnen sie wie in Russland durch die Ebenen hin, während auf der ungarischen der Ruthene offenbar sich nicht gern aus den Bergen hervorwagt. Indem ich über diesen merkwürdigen Gegensatz und über die spärliche Kunde nachdachte, welche aus der ältesten Völkergeschichte der grossen Theissebene überliefert ist, wurde es mir immer wahrscheinlicher, dass einst Ruthenen, ebenso wie Slovaken, durch die hereinströmende magyarische Fluth aus der Ebene fortgespült und nach ihren Rändern gedrängt worden. In Ungarn ist es eine gemeine Sage: die Ruthenen der östlichen Komitate seien mit ihrem Herzog Kuriatowich erst im 14. Jahrhundert eingewandert. Das widerlegt sich aber durch Urkunden, welche ihr früheres Vorkommen reichlich nachweisen. Ebensowenig scheint die Annahme stichhaltig, sie seien überhaupt erst mit den Magyaren ins Land gekommen. Diese Annahme stützt sich auf die berühmte ungarische Chronik, die unter König Bela entstand. Ihr Verfasser spricht aber nicht von allen, sondern nur von vielen Ruthenen, welche mit Arpád gekommen seien, und erklärt sich daraus, dass sie noch an verschiedenen Orten in Ungarn wohnten. Wären sie wirklich alle zugleich mit den Magyaren eingewandert, so würden sie sich nicht an verschiedenen Plätzen, mitten unter ihnen zerrissen und zerstreut, angesiedelt haben, sondern als eine zusammenhängende Völkerschaft. Jene Ortschaften aber, die z. B. in den südmagyarischen Komitaten Veszprim, Somogy, Baránya, Torontal der Zusatz „russisch“ noch als ehemals ruthenische kennzeichnet, waren eben nur vereinzelte zurückgebliebene Posten ihres Volkes, das aus der ungarischen Ebene verdrängt wurde.

Wenn ich aber früher unter den Ruthenen bei Munkács meinte: hier sei der äusserste Grad von ärmlichem Leben bei einem christlichen Volk erreicht, so musste diese Erinnerung

noch viel tieferes Dunkel annehmen, als ich etwas von den slovakisirten Ruthenen in den Komitaten Semplin, Saros, Abauj und Zips zu sehen bekam. Hier sind sie durchsetzt mit Slovaken Polen und Magyaren, haben von ihnen allen angenommen, und sind im selben Grade verschlechtert. Fahle Gesichter und verdrehtes Gebein, schleichender Gang, und unüberwindliche Faulheit im Begreifen wie im Arbeiten — das ist nun bei Vielen zweite Natur geworden. Dem entspricht natürlich ihr übriges Elend. Sie sind mit Schmutz und Liederlichkeit so innig verwachsen, dass sie, zöge man sie heraus, sich ebenso unbehaglich fühlen würden, wie Fische auf dem Trockenen. Man sagt ihnen auch nach, sie seien nicht minder boshaft als abergläubisch, und gerade in der langen strengen Fastenzeit fielen in ihren Dörfern die meisten Verbrechen vor. Die Impfmarke fürchten sie wie ein Kainszeichen, und die öffentliche Schule als eine Raubanstalt, welche ihnen ihre Kinder nehme. In politischer Beziehung betragen sie sich läppisch. Am einfachsten, meinte Jemand, führe es zum Ziel: man bestäche die Pfarrer, und liesse sie statt der Dörfer abstimmen. Hier hat sich also der alte Satz, dass Völkermischung guten Teig gebe, wieder einmal nicht bewährt. Wo in einzelnen Thälern das Ruthenische sich kräftiger erhalten hat, ist auch der Volksschlag besser geblieben.

Uebrigens haben auch die Ruthenen in diesen Gegenden sich öfter magyarische oder deutsche Gemeinden angeeignet. In der Regel freilich zogen sie den Kürzern dabei, besonders wenn sie mit Slovaken zusammentrafen. Noch immer nagen und brechen diese an den Rändern ruthenischer Gebiete. Solches Völkergeschiebe ist in den untern Donaulanden in stiller, geheimnissvoller, unaufhörlicher Bewegung. Wie bei den Gletschern sieht man sie nicht, kann sie aber messen.

Am auffälligsten tritt dieser Hergang zu Tage in Siebenbürgen, wo die schönen deutschen Häuser mehr und mehr vom walachischen Schmutz und Gewimmel so umzingelt und umfluthet werden, dass es bald zu Thür und Fenster hinein-

dringt. Der neidsüchtige brandlegende Walache, der Magyar besessen von seinem Nationaldünkel, und die schwere Schuld des deutschen Bauers, der für sein schönes Herrengut stets nur zwei Erben will, insbesondere auch die Feindschaft oder Unkenntniss in den Pester, die wohlbewusste Gleichgültigkeit in den Wiener Ministerien — Alles arbeitet am Niedergange der Sachsen in Siebenbürgen. Und doch gebührte dem herrlichen fruchtschwellenden Lande, in dessen Wappen sich über sieben Burgen der deutsche Adler emporschwingt, durch die staunenswerthen Bauten unserer Landsleute, durch ihren Heldenmuth in hundert blutigen Schlachten, durch ihre stählerne Freibürger-Verfassung, durch ihre Humanität, glänzende Ordnung und allgemeine Volksbildung einst vielleicht die höchste Ehre unter all den weitverbreiteten Stämmen der Deutschen.

Als ich mich des Morgens dem langen Höhenzug näherte, der Hegyallya, welcher die Ebene abschliesst, kam ich in ein Dorf, dessen Häuser wie nach der Schnur gereiht standen und in ihrem weissen Putz sich säuberlich darstellten. Für deutsche Wohnungen waren sie zu klein, für magyarische zu gross und zu dicht neben einander. Auch sah ich die Weiber viel rüstiger und fleissiger, als in den magyarischen Dörfern hantiren. Sie waren besser gekleidet und hatten rothe Stiefel oder rothe Strümpfe an. Nun merkte ich, dass ich in der Slovaken Volksgebiet eingetreten. Bei uns in Deutschland sieht man Slovaken nur als Mausefallen-Händler und Hechelkrämer durchziehen: hier in ihrer Heimath lernt man sie höher schätzen. Sie sind ein kräftiges und fröhliches Volk. Die Männer gehen schlank und aufrecht einher, Viele mit einem gewissen Schwung der Glieder. Ihre häuslichen und rührigen Frauen sind auffallend kleiner, und würden hübscher sein, wenn sie weniger Sackträgerschultern und weniger Neigung hätten, ins Breite zu gehen. Ein gewisses habsüchtiges und hartnäckiges Wesen lauert in vielen slovakischen Gesichtern, das ist wahr; doch Unrecht wäre es zu sagen, dieses Volk sei nicht ehrlich oder nicht gutmüthig.

Von der Höhe des Dargo blickt man in eine herrliche

Landschaft hinein. Breite goldhelle Thäler, umgürtet von mächtigem schöngeformten Gebirg, das sich hier und dort in hochragenden Zügen und Zackenlinien erhebt, bin ald bläulichem Duft, bald grün belaubt, bald von düsterem Tannenforst überzogen — fast jede Ortschaft auf prachtvollem oder anmuthigem Hintergrund — öfter Bergkegel, deren Zinnen und Burgtrümmer sich dunkel am reinen Himmel abzeichnen — so geht es fort durch die Komitate Abauj, Saros, Zips und Liptau, bis man auf der Nordgränze vor der ungeheuren finstern Erhabenheit der hohen Tátra stille hält.

Diese Landschaften – zusammen etwa so gross wie das deutsche Tirol — gehören zu den schönsten Gebieten auf unserer Erde. Auf halbverwischter ruthenischer Grundfärbung haben sich hier die tüchtigsten Vertreter des deutschen, slovakischen, magyarischen Stammes eingefunden. Was aber hier an schöner Kulturblüthe vorhanden, das ist hauptsächlich Verdienst der Deutschen, und ihre Sprache wie ihre Sitte und Bildung theilt Allem, was zu den mittleren und höheren Klassen gehört, etwas von seinem Gepräge mit.

Auch wie Ungarn eingetheilt und verwaltet wird, heimelt uns noch an, denn es gleicht einem verspäteten Stück deutschen Mittelalters, natürlich in ungarischer Ausgabe. Die Komitate oder in alter deutscher Uebersetzung die Gespanschaften, mit ihren Ober- und Untergespanen und Stuhlrichtern, Notaren und Fiskalen, entsprechen so ziemlich der Amtswirksamkeit der alten Gaugrafen, Vizthume, Schultheissen und Frohnboten. Die Gespanschaft aber ist stolz darauf, wenn sie ausser den Marktflecken und Dörfern alte königliche Freistädte, Prädien, Schlösser und alte Festen hat, an denen früher die sonderbarsten Berechtigungen hingen.

Nur Klöster und Abteien wurden selten gestiftet: Ungarn war nie sonderlich andächtig, und von der Enthaltsamkeit wollte man erst recht nichts wissen. Es liebte immerdar ein derbes vollgesättigtes Leben — ein Dasein so recht aus dem Vollen und Groben, in brausender Gegenwart ohne Reue und

Sorgen. Der Adel machte sich ein Götterleben auf seinen Landsitzen in Jagd und Nichtsthun und grosser Gastlichkeit, in Prunk und Willkür und Hochmuth: um das Elend der Bauern liess sich Keiner ein graues Haar wachsen. Der Bürger wollte raschen Gewinn mit seinen Geschäftsfreunden, und war der Handel gemacht, mussten sie frisch mit ihm zechen. Der Bauer aber wollte reden und raufen im Wirthshaus, und zu Zeiten trinken, bis Alles am Boden lag.

Alles das hat sich noch nicht völlig verloren. „Schöne Weiber, Weinfülle, Zigeunermusik — das ist Ungarn!“ schrieb ich, als ich drei Tage im Lande war. Ganz Unglaubliches lässt sich blicken auf dem Gebiete roher Genüsse. Die Last von fetten und starkgewürzten Speisen, welche die ungarische Küche liefert, fordert kräftige Zugüsse. In jedem ordentlichen Hause wird die Mittagstafel mit der Wichtigkeit von Staatssachen behandelt, ohne fünf Gänge thut man's nicht. Nur die dicken Flamänder sah ich mit so viel Musse und Behagen bei Tafel sitzen, wie die ungarischen Herren. Schwelgen im Wirthshaus ganze Nächte durch, Schreien vor Lust bei rauschendem Csardas, Hände voll Guldenzettel um sich werfen — das scheint noch immer Kleinherrenlust, und o Himmel, in welcher Gesellschaft! Oefter kam es mir vor, als stände halb Ungarn noch auf Vorposten gegen die Türken, mitten im wilden Lager- und Marketenderleben.

Wie athmet man auf, öffnen sich die Pforten einer der gothischen Domhallen, welche die Deutschen einst hier erbaueten. Da ist erhabene Stille, durchweht von reinen Ideen. Auch der Kaschauer Dom ist eine weiträumige gothische Halle, schön und erhaben, eine der ältesten und vornehmsten Kirchen Ungarns. Jeder Haupttheil bekundet noch den edlen reinen Stil, in welchem ursprünglich gebaut wurde. Das Sakramentshäuslein erscheint als ein Meisterstück mittelalterlicher Kunst. Jedoch ist es ein wahrer Jammer, wie man den Dom, dieses stolze Denkmal deutscher Baukunst, jetzt so übermässig bunt ausgemalt hat von oben bis unten.

In alten Zeiten wurde in diesem Dome, den unsere Landsleute errichteten, bloss in ihrer Sprache gepredigt: ich hörte jetzt das rollende Magyarisch von der Kanzel, und sah zu ihren Füssen massenhaft Slovaken und Magyaren in ihrem Sonntagsstaat. Es waren gar prächtige Schnurrbärte, ihre Mäntel grün und roth ausgenäht mit allerlei Blumen und Schnörkeln, und in der Hand trug Jeder einen beschnürten Rundhut. Je mehr Dukaten in der Truhe, um so mehr Schnürwerk am Gewand.

Kaschau hegt über 20,000 Einwohner, von denen der Kern noch deutsch ist. Es hält sich hier ein deutsches Bürgerthum, das gediegener und gebildeter erscheint, als in den meisten anderen Gegenden Ungarns. Die Stadt freut sich ja auch eines reichen Vereins höherer Bildungsanstalten, als da sind: Rechtsakademie, Obergymnasium, Oberrealschule, Lehrerseminar, Priesterseminar, und früher gab's hier auch ein k. k. Obererziehungshaus. Als in den Jahren 1850—1861 an diesen Anstalten viele und ausgezeichnete Deutsche wirkten, nahm das deutsche Wesen einen raschen und blühenden Aufschwung. Es gab sogar, wie an hervorragenden Punkten deutschen Geisteslebens, populäre wissenschaftliche Vorträge. Den deutschen Professoren aber wurde das Leben unmöglich gemacht — sie schüttelten den Staub von ihren Füssen und zogen von dannen. Was ich von der magyarischen Rechtsakademie sah und erkundete, erregte geringe Hoffnung. Jedoch hatten die Studenten das erste Heft kleiner Abhandlungen im Druck begonnen, und für sie und die Professoren wurden das Jahr hindurch wirklich für ein paar hundert Gulden Bücher angeschafft.

Es gibt in Kaschau eine Menge uralter Bürgerhäuser, die noch unverfälscht die Form des altbayerischen Hauses zeigen. Von der Strasse führt eine lange tiefe Wölbung, über welcher sich das Hauptgebäude erhebt, zu einem länglichen Hofviereck, das von Hintergebäuden umschlossen wird. An einer Langseite des Hofes läuft eine offene Gallerie über dem Erdgeschoss hin, unter ihr geniesst man Schutz vor Regen, auf ihr frische Luft.

Diese festungsartigen alten Häuser, wie überhaupt der alte Stadtkern, können viele Geschichten erzählen, von jener Zeit an, wo sich die Deutschen am schäumenden Gewässer des Hernad diesen schönen städtischen Sitz erbauten, bis zur Schlacht vor 28 Jahren, welche der ungarische Kriegsminister Meszaros vor Kaschau's Thoren dem österreichischen General Schlick lieferte, er verlor sie trotz seiner Uebermacht. Kaschau ist der Mittelpunkt, um welchen sich die Geschichte von Oberungarn bewegt. Es spielte aber, besonders seit der Reformationszeit, ein vorzüglicher Theil der ungarischen Reichsgeschichte gerade in Oberungarn, nicht in der grossen Ebene, wo kein Halt und Widerstand, und nicht um Ofen her, wo die Wiener Nähe bestimmend war.

Ueber Kaschau gingen im Mittelalter die Handelszüge von der Donau nach Polen, Schlesien, Böhmen. Hier nahmen die ungarischen Könige wiederholt Stellung gegen die Völker dort oder wider aufrührerische Grosse des eigenen Landes. In Oberungarn tobten Aufstände wüthender Bauern, in deren Herzen auch noch so lange Misshandlung das Gefühl der Menschenrechte nicht ersticken konnte. Hier um Kaschau brandeten die Kämpfe der Tataren und Türken und jener ungarischen Nationalhelden Zapolya, Bocskay, Bethlen, Rákoczy, Tököly, in deren Kriegen mit dem deutschen Kaiser sich die Furcht und Empörung der Ungarn, als sie fühlten, sie kämen unter deutsche Herrschaft, Luft machte.

In der Türkenzeit, als sich lange schwere Jahre hindurch der breite Gränzgürtel vom Blute röthete, hatte in Kaschau der kaiserliche Befehlshaber der Streitkräfte, welche die Christenheit schirmten, sein Hauptquartier. Die Stadt besass eine dreifache Mauer und nur zwei Thore. Da so viele Ungarn schlimme Renegaten wurden, war man stets in Sorge um Verrätherei. Es durften in Kriegszeiten die eine Woche nur dieses, die andere Woche jenes Thor offen stehen, Märkte nur ausserhalb der Mauern stattfinden, und kein Fremder einziehen ohne scharfes Verhör. Kaschau aber war als königliche Frei-

stadt von reichsstädtischer Natur: also erschien Oeffnung und Schluss eines Thors jedesmal als eine Staatssache, bei welcher zwei kaiserliche Offiziere mit hundert Musketieren und zwei städtische Rathsherren mit hundert Haiducken aufmarschirten. Das war jene trauliche Zeit, wo die Palissaden eines schönen Morgens wohl einen frischen Korallenschmuck abgeschnittener Türkenköpfe trugen, und drüben in Erlau, im Hauptquartier des Erzfeindes, der Pascha heulende Christen zu Hunderten auf den Sklavenmarkt peitschen liess.

Kaschau hat offenbar noch eine Zukunft in Ungarn, wohl die grösste nach Pest. Das bekundet der steigende Handel nach dem jenseitigen Karpathengebiet, die Vermehrung der Mühlen zum Verarbeiten der Kornfrüchte, die steigende Industrie in Tabak, Leder, Tuch. In demselben Mass dehnen sich die Vorstädte aus. Die Stadt liegt in einer herrlichen, wasserreichen, früchteschweren Thalebene. Es fehlt nicht an Weinbergen. Auf der einen Seite steigt der Höhenzug des Dargo an, auf der andern das erz- und industriereiche Gebirgsland der Deutsch-Ungarn. Die Stadt empfängt den Verkehr aus der Ebene und dem Donau-Thal, und vermittelt ihn über das Gebirge, dessen Hauptstrassen hier einmünden. Wer Kaschau besitzt, hat gleichsam die Handhabe zum Ungarreich, er beherrscht die Heerstrassen nach Osten wie nach der Theiss und der Donau hin.

Hier sammelte sich im Jahr 1849 die Hauptmacht der Russen, als sie durch die Karpathen vorgedrungen war, um das ungarische Nationalheer niederzuschlagen. Es ist aber wieder auferstanden.

Der Kaiser hat die Honvéds bewilligt, die in magyarischer Sprache kommandirt werden. Auf sie hat sich nun die nationale Vorliebe geworfen, überall sieht man Honvéds in ihrer halbfranzösischen Form mit rothen Hosen und Käppis, eine flinke und schmucke kriegerische Jugend. Die Ungarn möchten sie zur glänzendsten Truppe der Welt machen, und wissen die schönsten jungen Leute hinein zu stecken, die sie eigentlich an's kaiserliche Heer abgeben sollten. In Munkács

sprach man im vorletzten Herbst viele Wochen lang von nichts Anderem, als der Fahnenweihe eines neuen Honvéd-Bataillons. Alles strömte zu diesem Nationalfeste, bewillkommnet von Triumphpforten. Der Bischof hielt das Hochamt, die vornehmste Dame im Komitat machte die Fahnenmutter, sechszehn junge Mädchen streuten Blumen als Kranzjungfern. In allen Häusern war grosse Tafel, und die glühenden Reden zischten und krachten wie Raketen. Fackelzug, Feuerwerk, glänzender Ball schlossen den hohen Tag. Das Fest athmete eine Frische und Begeisterung, als weihete seine Kriegsfahnen entweder ein ganz junges Volk, oder ein altes versunkenes, das plötzlich wieder auflebt in heller Jugendlichkeit. Und in allen Städten gab es solche Feste, wo Honvéds ihre Fahnen erhielten. Es war wie eine Siegesfeier der Zukunft.

Sollte in der Wiener Hofburg wirklich der Gedanke leben, man müsse sich für kommende Zeiten in Ungarn eine Zuflucht bereiten, so wäre die Honvédsfreude ganz in der Ordnung. Andern Falles möchte sich vom österreichischen Standpunkt mit ihr doch ein Bedenken verknüpfen. Wird es denn möglich sein, auf die Länge einem Heer von hundertfünfzig tausend Mann und mehr die Kanonen zu versagen? Die Linke im Unterhause, die gesammte Jugend, das gesammte niedere Volk drängt und eifert, dass die Honvéds ein vollstarkes Heer werden sollen in allen Waffengattungen. Sie wollen nur ein Heer mit magyarischem Kommando, mit ungarischen Fahnen und Offizieren, und sind ausser sich darüber, dass im österreichischen Offiziercorps selbst Kroaten häufiger sind als Ungarn. Nun sind aber heutzutage Geschützgiessereien rasch errichtet, und in den meisten Honvédoffizieren die Erlebnisse aus dem Jahr 1849 nicht verlöscht. Der Führer der Linken, Tisza, forderte bereits: die ungarische Armee solle bloss der Verfügung des Parlamentes und der ungarischen Regierung unterstehen. Ivánka wünschte mehr und tiefer im Lande liegende Patronenfabriken.

Auf dem Kalvarienberg bei Kaschau hatte die Reserve

des 34. Infanterieregiments, ich glaube es hiess „König von Preussen“, ein Zeltlager bezogen. Die Zelte erschienen schön und zweckmässig, und die Leute guten Muthes und wohlgenährt. Es belustigten mich ein paar Zigeuner. Sie standen und schauten mit höchst gelehrigen Mienen auf die Handgriffe, welche der Offizier ihnen vormachte, und sie, wie es den Anschein hatte, noch immer nicht begriffen. Was diese Burschen, wenn sie die väterliche Naturhütte in irgend einer Sand- und Lehmgrube wieder gefunden, ihren Alten wohl vorzigonen? Zigonen heisst in der Zips das lustige Lügen und Possenreissen, das dem Zigeuner in der Haut steckt. Er ist und bleibt ein armer lustiger Schelm, der gutmüthig allerlei versucht, und dessen Inneres einer leeren Tafel gleicht, auf welcher keine Schrift haften will. Weil ihm Denken Kopfweh macht, und er deutlich fühlt, es komme für ihn doch nichts dabei heraus, so entweicht er immer wieder aus der Gesittung in die freie Wildniss.

Das Einzige, wodurch der Zigeuner in der Welt eine Stellung hat, ist die Musik in Ungarn. Darin herrscht er als Fürst und Meister, und wenn das Geld ihm zufliegt, thut es ihm in der Seele wohl, nicht bloss des Gewinnes wegen. Es ist vornehme Mode, dem Zigeuner für sein Spiel die volle Geldbörse hinzuwerfen. In der That haben die Ungarn, einzig unter den Völkern, eine besondere Landesmusik, die musikalische Seele Ungarns aber spricht durch den Zigeuner. Mir ging es freilich, wie schon öfter dem Fremden. Anfangs kann man diese sonderbaren bunten Klänge nicht genug hören, aber bald wird das einförmige Geklingel und Gedudel ohne Sinn und Inhalt unausstehlich. In Verzweiflung flüchtete ich, wo Zigeunermusik ertönte: sie ist noch tausendmal schlimmer, als der ewige Yankeedoodle. Wie nur halbwegs gebildete Menschen Tag für Tag solche Musik erdulden können, ist schwer zu begreifen, selbst wenn man die Leidenschaft für's Nationale sich bis zur Narrheit erhöht denkt.

Wohl gibt es einen hinreissenden Zauber in der Zigeunermusik, nur nicht gleich in jedem Theater und jeder Dorf-

schenke. Ich versuchte mir diesen eigenthümlichen Zauber zu erklären. In Kaschau umherschlendernd traf ich in einem Zimmer, das auf eine schmale dunkle Gasse ging, fünf Zigeuner, die sich übten. Ich beobachtete sie. Ihr Hauptmann hatte etwas wie ein Notenblatt vor sich, und alle Fünf standen dicht beisammen, Jeder mit halbem Leibe vorgebeugt, den Kopf dicht über seinem Instrument. Sie prüften fort und fort durch's Gehör, was Jedem gelinge, und ob es mit den Andern harmonire. So sieht man sie stets, wenn sie Bedeutendes zu spielen vorhaben, halb gebeugt und wie versenkt in ihr Instrument, mit lauschenden Mienen, als wollten sie fliehende unbekannte Töne erhaschen. Nun bestand das Spielen der Zigeuner, als sie nach Ungarn kamen, gewiss auch nur im rohen Klingklang, wie bei den Arabern. Als sie aber den Magyaren zum Tanz aufspielen mussten, sangen diese dazu ihre alten Tanzlieder, und diese schlichte, aber leidenschaftliche Tanzmelodie, welche die wilden Steppensöhne sangen, klatschten, pochten, drang wie Sinn und Seele in die Musik der Zigeuner hinein. Immer besser bemühten sie sich, jenes träumerische Versinken, jenes schwermüthige Klagen, und jenes jähe Aufblitzen in Lust und Leidenschaft, das in diesen uralten Liedern und Weisen lag, nachzuspielen. Da sie aber Alles nach dem Gehör spielen, und jedes Musikstück gleichsam erst wieder aus sich selbst hervorholen, als eine flüssige Masse erst gestalten, so ist es natürlich, dass die Erregtheit ihrer Umgebung sich ihrem Geigenstrich und Cymbelschlag mittheilt. Wenn sie selbst berauscht sind von Wein und Lust, wenn rings um sie her das wilde Lustgeschrei und Gestampfe dröhnt, wenn elektrisches Feuer beinahe sichtbar umherfliegt, dann spielt auch der Zigeuner wie besessen darauf los. Dann loht es wie Sinnenbrand durch sein Spiel, dann jagen und stürmen die Tonwellen dahin, und Well' auf Welle überstürzt sich wie heisse Brandung. Dann aber, weil er keine Noten zur Norm und Regel hat, lässt der Zigeuner gewaltsam Alles hervorklingen, was in ihm steckt, Kindisches und Fratzenhaftes, Raserei

und verzweifelndes Jammern — doch immer stürmt bändigend darüber hin jene schlichte, kraftvolle, uralte Tanzweise der Magyaren.

Das ist das eigenthümlich Wilde, ja Schauerliche dieser Musik, von dem sich eine entfernte Aehnlichkeit hören lässt, wenn die Neger nächtlich mit Tanz und Trommel und Pfeifen umherrasen.

XI.

Fortsetzung.

Magyarische Trachten. Kleiderverschwörung. Sprachmaskirung. Asiatische Volksnatur. Von einem ähnlichen Volke. Klagenoth und Zuversicht. Die Hexen von Eperies. Bevölkerung und Lage der Stadt. Aus der Geschichte von Eperies. Triebfedern der österreichischen Politik. Magyarische Ansichten. Ungarische Eisenbahnen. Ihre Mängel, Nothwendigkeit und Zukunft. Ein ungarischer Jahrmarkt. Niedriger Stand von Industrie und Gewerbe. Erklärungsgründe. Magyarisches Gewerbe. Ideenarmuth. Charakterzüge der Völker. Juden, Deutsche, Slaven, Magyaren. Schlechte Aussichten.

Im Zeltlager auf dem Kaschauer Kalvarienberg ging es Sonntag Abends, ehe die Reserve entlassen wurde, lustig her. Im festlichen Putz kamen haufenweise Burschen und Mädchen, und bald wurde der Boden gestampft, dass die Staubwolke gen Himmel stieg. Die Leutchen waren seelenvergnügt. Buntes Schnürwerk an Rock und Hose und gewichster Schnurrbart im Gesicht, klirrende Sporen und blitzender Säbel, dazu ein heisses Mädchen im Tanze gedreht, und Geld wie Heu für Wein und Musik — nichts Anderes steckt neun Zehnteln der Männerwelt Ungarns im Kopfe.

Es fiel mir auf, dass so Viele in magyarischer Tracht da waren, die gar nett und prächtig aussahen. Besonders die

Mädchen traten in den Stiefelchen mit Wellenlinien, in Puffärmeln und gesticktem Vortuch, so frisch und schmuck einher, dass es eine Freude war. Als ich aber schärfer hinsah, waren die Magyarischen sammt und sonders ehrbare deutsche Müllergesellen, Handwerksburschen und Hausknechte, und man sagte mir: unter ihren Schätzen, die das knappe halb geöffnete Mieder trügen, gebe es kaum noch ein paar ärmere Bürgertöchter. Ich erfuhr da eine ergötzliche Geschichte, wie die grossen Kriegswellen von jenseit des Rheins herüber spielten in die ungarische Nationaltracht. Vor zwölf Jahren, während des stillen, starren Widerstandes gegen die deutsche Regierung, erschien es als eine patriotische That, sich anders zu kleiden, als das gebildete Europa. Es war die hübscheste malerische Verschwörung gegen Bach und seine Leute, die man je gesehen. Alles steckte sich in Attila und enge Hosen, und mancher Hungerleider sparte sich am Leib ab, um die theure geliebte Tracht zu bezahlen. Wo noch ein Cylinderhut sich hervorwagte, wurde er eilends auf dem Kopfe eingetrieben. Die Damen aber bildeten die ziemlich einfache Tracht der Magyarin mit Geschmack und Phantasie so lange aus, bis sie hochländisch wurde, halb wie in Berner, halb wie in bayerischen Alpen: dazu warfen sie den schwarzen Pelz um mit Perlen und Verschnürung. Wie es aber zu gehen pflegt, die Frauen wurden des Absonderlichen zuerst müde, bald liess die eine dieses, die andere jenes nationale Putzstück fahren, auch vielen Männern wurde die verjährte Tracht allmählig unbequem, und als im Sommer 1870 die deutschen Siegesglocken gar so donnernd läuteten, flog die ganze ungarische Maskerade in die Ecke. Der Bann war gebrochen, alle Gebildeten trugen sich wieder deutsch, d. h. europäisch. Lachend öffnete mir Einer seinen Kleiderschrank, vorn hing jetzt das deutsche Zeug, tief hinten die ungarische Hose sammt Attila: früher war es umgekehrt gewesen. Selbst ein paar alte Cylinder erblickte ich mitten in Kaschau, sie waren aber zehn Jahre hinter der Mode zurück und sahen aus wie kleine Thürme.

Könnte nicht eines guten Tages auch die ungarische Sprachmaskirung ein plötzliches Ende nehmen?

Einstweilen steht aber diese Sprachmaskirung oder — nennen wir das Ding bei rechtem Namen — ein tyrannischer und unheilvoller Sprachzwang in Blüthe. Die Opfer, welche er fordert, sind ein tiefer fressender Landschaden. Doch der jetzt herrschende Stamm bleibt blind dagegen. Der Magyar ist ja im Grunde nur von einem grossen Gedanken, von einem einzigen starken Gefühl beseelt — das ist sein Stamm, seine Nationalität. Jede Idee, die in ihm aufkeimt, färbt sich danach, jede Faser seines Willens richtet sich danach. Das ist wohl noch ein Bischen asiatische Volksnatur: sie sitzt bei Armeniern und Arabern gleich fest, am wenigsten bei den Persern und Tadschiks, am tiefsten bei den Zigeunern. Sobald Magyaren ein national-politisches Ziel winkt, geht's wie auf der Jagd, wenn ein Wild aufspringt. Wer achtet da auf Wetter und Wolken, auf Reissen und Stürzen, Alles ist nur hinter dem eilenden Wilde her. So rennt jetzt wieder das Magyarenvolk seinem nationalen Ziele nach, achtet nicht der Verwüstungen, die sein Lauf anrichtet, und bekundet wieder einmal, wieviel noch von der alten ungestümen Volksheerde darin steckt.

Vielleicht gab es niemals ein historisches Volk, welches engherziger alle Dinge rein aus sich heraus und in Bezug auf sich selbst anschauete, als die alten Juden und die heutigen Magyaren. Doch ich irre mich, es gibt noch eines, das so tief in den engen Banden seiner Nationalität festsitzt, dass es nimmer heraus kann und augenscheinlich an diesem Unvermögen zu Grunde geht. Wie bei dem Deutschen seine Allerweltsnatur, die sich in Liebe und Leid dem Fremden anschmiegt, leicht zur Schmach und Schwäche wird, so stossen wir hier auf das entgegengesetzte Uebel. Ein Kenner jenes Volks sagt: „Man muss unsern Mann in drei verschiedenen Verhältnissen betrachten. Als Privatmann hat er viele schätzbare und vortreffliche Eigenschaften, die Vertrauen einflössen und in Jedermanns Augen ihn liebenswürdig machen. Tritt er als Mitglied

seiner Nation auf, so erhält er dadurch eine unangenehme Zugabe. Der Dünkel und die Ueberschätzung all seiner nationalen Verhältnisse stellen seine Treue, seine Wahrheitsliebe, seine Mässigung im Glück und seine Ausdauer im Unglück in Schatten. Verhandelt man aber mit ihm in Sachen seines Staatswesens, so gibt es in allen Theilen der Welt keinen unerträglicheren Menschen und kein widerwärtigeres Geschäft. Dann sind ihm zur Erreichung seines (nationalen) Zwecks alle Mittel recht, welche er als Privatmann verabscheuen würde. Missbrauch der Gewalt, Härte, Grausamkeit, Alles scheint ihm erlaubt, und er bleibt völlig gleichgültig gegen Hass und Abscheu."

Wer erkennt in dieser Schilderung nicht den Magyar, wie er leibt und lebt in seiner nationalen Leidenschaft und Befangenheit? Es wollte hier aber der russische Staatsrath Fonton nicht Magyaren, sondern Türken schildern. Beide haben ja auch auf ihrer ethnographischen Wanderung Vieles gemeinsam: nur in einem Punkte findet sich ein starker Gegensatz. Der Türke ist ein Fatalist, er klagt niemals: der Magyar aber kann nicht anders, als von Zeit zu Zeit tief auf stöhnen und schmerzlich klagen. Im letzten dunkeln Winkel seiner Seele liegt ein schwerer Klumpen von Klagestoff, der sich in einer gewissen düstern Wehmuth ergiessen muss. O diese edle Nation ist der göttliche Dulder Prometheus, nichts hat der Herrliche, der Geniale selbst verschuldet. Zeus' ungerechter Zorn schmiedete ihn an den Felsen, wo ihm der scharfe Adlerschnabel täglich das Herz wieder aufschlitzt. Nur wenn ganz Ungarn sich den Magyaren einverleibt, wird es den Tücken der Weltgeschichte, die immerdar sein unselig Loos, entgehen.

Thorheit und kein Ende! Doch — ich fahre zunächst mit meinen kleinen Reisenotizen fort. Die Hexen flogen in Walpurgisnacht zum Blocksberg und hatten die Gestalt von Gänsen angenommen. Ein junger Hirt, der längst Unrath gemerkt, stand am Willezberge, und als die Schaar daher rauschte, traf er die Hauptgans mit seinem kleinen Handbeil so gut, dass sie

laut schreiend mit den Flügeln schlug und einen Schlüsselbund fallen liess. Er hob ihn auf und ging eilends noch in der Nacht nach Eperies, um demjenigen, welcher Richter der Stadt und des umwohnenden Volkes war, anzuvertrauen, was ihm Seltsames begegnet sei. Da er nun die Schlüssel hervorzog, erkannte sie der Richter mit Schrecken als seine eigenen, und bat, von der Sache noch still zu schweigen. Dann eilte er an's Bett seiner Frau und fand es leer. Am Morgen aber lag sie darin, und hatte eine tiefe Wunde in der Brust. Sie starb noch denselben Tag, und bekannte reuig vor ihrem Ende, wieviel Weiber sie in der Stadt verführt, und welches Unheil sie angerichtet. Zum Beweise, dass die Geschichte sich wahrhaftig so zugetragen, wurde der alte rostige Schlüsselbund auf dem Rathhause zu Eperies noch jüngst aufbewahrt, und konnte Jedermann hingehen und sich überzeugen.

Wir aber lernen daraus, wie im siebzehnten Jahrhundert, als die bösen Hexen noch fliegen konnten, Eperies dazumal eine kerndeutsche Stadt gewesen. Denn jede andere, als eine deutsche Hexe, hätte die Schlüssel zu Hause gelassen. Die „Deutschinnen“ aber sind allezeit sehr ordentliche Hausfrauen gewesen, die Alles wohl verwahrten und versicherten, ehe sie ihr Haus verliessen. Gegenwärtig ist von dieser selben Stadt Eperies nur noch der bessere Kern der Bürgerschaft deutsch, kaum sind es noch zweitausend. Zahlreich sind die Magyaren eingedrungen, nicht minder die Juden. Die ganze ärmere Masse ist slovakisch, und mit den Magyaren erschienen auch ihre stets getreuen Begleiter, die Zigeuner.

Nach der Sage hätte auf dem Hügel von Eperies der arme blinde König Bela, als er auf der Flucht hier rastete, sich an Erdbeeren erquickt, und die Stadt hätte davon den Namen (Erdbeere heisst magyarisch Eper) bekommen. Jedenfalls entspricht „Erdbeerenstadt“, was an sonnige Waldhügel erinnert, der Schönheit ihrer Lage. Mit ihren Schlossthürmen und gothischen Kirchen nimmt sie gar prächtig sich vor den malerischen Bergzügen aus. Die schöne St. Nikolauskirche

weist in ihren Formen auf die Blüthezeit der Gothik zurück. Ueberschreitet man den Torczafluss, so erhebt sich der berühmte Kalvarienberg, von dessen Spitze man eine der herrlichen Thalebenen überschaut, wie sie in den Ausläufern der Karpathen, an strömenden Flüssen, nahe der grossen Ebene, zwischen die Berge eingesenkt sind als eine wahre Sonnenlust.

Auf den Grabmälern neben der Kapelle oben fesselt eigenthümlich den Blick eine schöne Marmortafel, auf welcher in goldener Schrift die Worte prangen: „Ich bin eine Sünderin.“ Ach Jeder weiss von sich selbst genug dergleichen, wenn er in seine Brust greift, — warum dieser Aufschrei noch aus des Grabes stillen Tiefen?

Den Namen Eperies umzieht in der Erinnerung noch etwas wie blutiger Schein. Ungarns Geschichte hatte mehr als einen Tag von Arad. Eine Hinrichtung ist schon an sich schauerlich: Hinrichtungen in Masse hinterlassen ein gräuliches Andenken. Wo aber, wenn sie aus politischen Ursachen geschahen, hätten sie jemals ein Gefühl des gesühnten Rechts zurück gelassen? In Eperies bestiegen an einem einzigen schrecklichen Tage dreissig Adlige und Patrizier das Blutgerüst.

Dies war im Jahre 1687. Fünf Jahre vorher hatte Emmerich Tököly das Ziel seines flammenden Ehrgeizes erreicht. An der Spitze des verschworenen Adels eroberte er Kaschau, Eperies und die deutschen Bergstädte in Oberungarn, und erhielt vom französischen Könige Hülfsgelder zugesichert: da übergab ihm Ibrahim, Pascha von Ofen, in des Sultans Namen die königlichen Insignien, Fahne, Schwert und Kalpak. Er aber erkannte den Sultan als Ungarns Schutz- und Oberherrn an, und gelobte einen ewigen Jahrestribut von 40,000 Thalern. Der ungarische Adel war es zufrieden, schickte eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, und huldigte Tököly als seinem nationalen Fürsten. Die Ungarn waren in der fürchterlichen Lage, entweder dem Kaiser ihre alte Freiheit und den protestantischen Glauben preis zu geben, oder vom Türken sich um jeden Preis Schutz und Hülfe zu erkaufen: sie wählten das Letztere.

Alsbald zog Tököly mit dem Grossvezir Achmed Köprili vor Wien: das grösste Bollwerk der Christenheit, der Sitz und Hort der Bedrängniss des ungarischen Adels, sollte herunter von seiner Höhe. Ganz Deutschland war vom Einbruch der Türken und ihrer ungarischen Gefolgsleute bedroht, es war seine dunkelste Stunde, denn zur selben Zeit nahmen die Franzosen Strassburg. Da wendete sich das Blatt. Auf die Schlacht am Kahlenberge folgte Sieg auf Sieg, das deutsche Heer erstürmte Ofen, und schlug am 12. August 1687 auf derselben Ebene von Mohács, wo vor 161 Jahren Ungarns Verderben besiegelt wurde, die entscheidende Schlacht, welche es für immerdar vom Türkenjoch befreiete.

Ruhelos aber warb und wühlte der grimme Tököly in Oberungarn. Eine neue Verschwörung des Adels griff um sich, unheimliche Dinge wurden erzählt, der Kaiser in seiner Hofburg sollte der erste sein, der fiele. General Caraffa, der Entdecker der Verschwörung, der zwanzig Jahre lang in Ungarn gewesen und sich schon früher durch Magyarenhass und Verfolgung der Aufständischen hervorgethan, erhielt die Freiheit, die Schuldigen, wenn sie noch nach der Amnestie von Neuem Verrath gesponnen, zu fangen und zu prozessiren nach ungarischem Recht. Er schlug Galgen und Schaffot in Eperies auf und wüthete ein paar Wochen wie ein Bluthund, der unersättlich. Das war die Rache für das ungarische Türkengeleite nach Wien. Schrecken und Entsetzen fasste den Adel. Vielleicht rechnete man darauf. Noch im selben Jahre verzichtete er auf sein Recht der Königswahl und der Insurrektion.

Derselbe Caraffa erklärte der österreichischen Regierung, „Die deutschen Protestanten seien die Zierde und der Nerv, sie die Stärke von ganz Siebenbürgen: man müsse trachten, ihre Liebe zu gewinnen, und um des Himmels willen nicht an ihre Religion rühren, denn sie seien argwöhnisch und würden für den evangelischen Glauben alles auf's Spiel setzen.“ Die Jesuiten mussten auf Verfolgung der deutschen Siebenbürger

verzichten und sich damit begnügen, Katholische ins Land zu bringen und in jeder Richtung zu fördern. Man erkennt in den damaligen Berichten der österreichischen Generale und Gesandten deutlich, wie die Angst vor den Türken und vor neuen Verschwörungen der Ungarn, und die Wuth und Verachtung gegen die Magyaren eine Haupttriebfeder der Politik war, welche die österreichische Regierung befolgte. Man betrachtete die Magyaren als ein heilloses Volk, das um jeden Preis müsse unterjocht werden, wolle man gegen die Türken Sicherheit haben. Es ist wohl möglich, dass damals der Erzbischof-Primas von Ungarn gesagt hat: „Erst mache ich Ungarn zur Gefangenen, dann zur Bettlerin, und dann zur Katholikin.“

Anders freilich betrachten Magyaren den Lauf der Dinge. „Im Mittelalter, meinen sie, als die Türken noch auf der Höhe ihrer religiösen Begeisterung waren, „wo der Mogole Russland beherrschte und Polen besass, wo Deutschland noch nicht bestand, wo sich Frankreich nur mit Mühe aus den Händen der Engländer befreiete, und Spanien den Mauren gehörte,“ da hätten die Ungarn allein die ganze slavische, ja europäische Welt vor den Türken gerettet. Selbst nach dem Tag von Mohács habe Soliman Ungarn verlassen, ohne ein einziges Dorf einzunehmen. Als er wieder gekommen, sei das Land bereits österreichisch gewesen, so dass es im strengsten Sinne wahr sei, dass die Türken, welche Ungarn den Ungarn nicht entreissen konnten, es von den Oesterreichern eroberten. Nicht minder sei wahr, dass nur der österreichischen Politik die Paschas es verdankten, wenn sie 150 Jahre lang auf ungarischem Boden lagerten, — dieser selben österreichischen Politik, welche das Latein an die Stelle des Magyarischen setzte, als misskenne man Ungarns Nationalität, und welche die Freimachung der Bauern und der Leibeigenschaft so lange Zeit zurückhielt. Die Magyaren aber hätten Sobiesky durch gelassen, als er Wien befreien wollte, so gross sei bei ihnen Gewissenhaftigkeit und Langmuth.“ Man kann diese und andere

lustige Dinge in den Büchern des Herrn von Gerando*) lesen, der getreulich niederschrieb, was er in magyarischen Kreisen hörte.

Ich war am späten Abend nach Eperies gekommen. Denn obwohl diese Stadt und Kaschau vorzugsweise unter den ungarischen Städten durch lebhaften Betrieb von Handel und Gewerbe hervorstechen, so schien es doch im Sommer 1871 noch genügend, wenn man auf der Eisenbahn täglich einmal, nämlich Morgens halb vier Uhr, von Eperies nach Kaschau, und täglich einmal, nämlich Abends gegen acht Uhr, von Kaschau nach Eperies fahren konnte. Auch auf andern ungarischen Eisenbahnen lässt sich an Holz und Kohlen sparen. Und trotz der wenigen täglichen Züge habe ich — den nach Konstantinopel ausgenommen — keinen besonders bevölkert gefunden, und die sich ihrer bedienten, waren zum grössten Theil Juden oder fremde Händler. Es fehlt in Ungarn der beständig lebendige Kleinverkehr von einem Nachbarort zum andern, der die Einnahmen fettet. Denn die Leute haben wenig einander mitzutheilen, es wächst überall dasselbe, es wird überall dasselbe gemacht, und im grössten Ueberfluss an Speis und Trank fehlt doch gar häufig das baare Geld, die Fahrtaxe für Besuche zu zahlen. Ausserdem ist weder der Slave nach der Magyar besonders beweglich.

So sind die ungarischen Eisenbahnen vorzugsweise darauf angewiesen, den Verkehr zwischen weit von einander entlegenen Strecken, insbesondere in Gütern, zu vermitteln. Gleichwohl sind sie in Ungarn eine unabweisbare Nothwendigkeit, weil es in der grossen Ebene so selten eine gute Fahrstrasse gibt. Wenn das Netz der ungarischen Eisenbahnen einmal in einander greift, werden allmählig ihre Erträgnisse besser werden, — reichlich erst dann, wenn Galizien, Russland, die Walachei und Serbien eine grössere Aus- und Einfuhr bekommen. Einstweilen sind und werden noch viele lange Strecken auf Hoff-

*) A. de Gerando Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit 1790. Leipzig 1848. S. 369. 8. 17. 153. 11.

nung gebaut. Der Staat entleiht fort und fort ungeheure Summen vom Ausland, und steckt sie in Eisenbahn-Garantien und andere Anlagen, in der Hoffnung, dass sie in rosiger Zukunft gewiss etwas eintragen werden. Wie aber, wenn zur überaus theuren Anlage bedenkliche Verwaltung kommt? Die dünne Bevölkerung lässt sich eben nicht rasch verdichten, und Gewerbe und Industrie sind noch in der Kindheit. Gebe der Himmel, dass der Zukunftsglanz nicht durch den dunkeln Spruch „Das Ende trägt die Last“ verfinstert werde!

Bei meiner Ankunft fand ich in Eperies beide Gasthöfe überfüllt, und musste froh sein, dass ein liebenswürdiger Wiener Fabrikant mir sein Zimmer anbot. Es war nämlich wieder Jahrmarkt, und andern Morgens überschauete ich dessen ganze nationale Herrlichkeit. Da konnte man freilich die Hauseinrichtung gleich für eine ganze Stadt einkaufen. Längs der Hauptstrasse waren Möbel, Betten, Geschirr und Ballen und Körbe aufgehäuft, und oben darauf sassen die alten Judenweiber, jede folgende hässlicher und malerischer als die Nachbarin — eine wahre Pracht, die reinste Aesthetik des Hässlichen. In die Strassen aber kamen rasselnd zahllose kleine Wagen gefahren, dicht und bunt beladen mit Slovaken und Slovakinnen, die Frauen weiss und roth geputzt, die Männer ausdrucksvolle Kerngesichter. Um den Leib aber trugen die Männer breite Ledergürtel, geziert mit glänzenden grossen Messingspangen, nicht anders als Fuhrmannsrosse. Dabei grüssten sie freundlich mit den grossmächtigen Hüten. Das Allerschönste aber waren die vielen Bettler. Bei weissem Langbart und breit behaarter Brust hatten sie, so schien es, mit einem gewissen wilden Humor sich Mantelstücke und Lumpen umgehängt. Ihre erste Nothdurft zum Leben war der Tabak, Keiner der nicht seinen Stummel rauchte. Als ich aber meine Cigarrentasche darbot, wurde ihr Inhalt mit äusserst fraglichen Blicken gemustert. Die Bettler hatten Recht: schändlichere Cigarren, als man sie in Ungarn feil bietet, hat es niemals gegeben.

Nachdem ich den Inhalt der Buden und weitaufstehenden Kaufgewölbe gemustert hatte, war ich denn doch erstaunt, zu finden, dass auch die kleinsten und unbedeutendsten Artikel fast sämmtlich von ausser Landes gekommen. Nach allem, was ich früher über das grosse und kleine Gewerbe in Ungarn gelesen, hatte ich mir schon bitterwenig vorgestellt. Als ich aber durchs Land reiste, kam es mir so vor, als befände ich mich in einem grossen luftigen Schoppen, in welchem erst ein oder der andere Waarenballen abgeladen wurde. Ob die grosse leere Scheune jemals voll wird? Es ist wirklich wahr: das Magyarenvolk steht noch so ziemlich auf derselben gewerblichen Stufe, die es vor mehr als tausend Jahren einnahm, als seine Zelte noch über die weite asiatische Steppe glänzten.

Diese Thatsache ist unläugbar, trotzdem dass Ungarn an das gewerbfleissige Oesterreich Mähren und Schlesien grenzt, trotzdem dass die Industrie seit bald fünfzig Jahren von allen Patrioten gespornt und gehätschelt wird, trotzdem dass im Worte „Honi“ — d. h. es stammt aus der Heimath — für den Magyar ein süsser Zauber liegt. Sein Land ist überreich an Rohstoffen: allein aus seiner Wolle und seinem Flachs macht es wenig Tuch und Leinwand, sein Korn wandert über die Grenze in die Bier- und Branntwein-Fabriken, und obgleich es Hunderttausende von Schweinen ausführt, kauft es Würste in Oesterreich. Was ist nicht schon alles begonnen! Aber ausser der schönen Müllerin will keine Handwerksfrau gedeihen. Wo man in der Industrie gute Anfänge macht, hängt sich bald etwas Schweres und Lähmendes an, und der Wagen bleibt wieder stecken in der fetten lehmigen Erde.

Viel ist schon geredet und geschrieben worden, um dieses Uebel zu erklären. „Das ist der Fluch der grossen Ebene“ — sagen die Einen — „dass sie bloss Viehzucht und Ackerbau erträgt, sie hat keine Wasserkraft und keine Kohle, kein Holz und keine Steine, und der Boden weicht, will man höher als ein Stockwerk bauen.“ Doch das ist noch kein Grund, wesshalb auch solches Handwerk, das sich bloss mit dem nöthigsten

Zeug und Geräth beschäftigt, nicht über die unterste Stufe hinauf will. Und gibt es denn im Gebirgsring, der die Ebene umschliesst, irgendwo Industrie, wenn sie nicht durch Deutsche, Juden, oder Slovaken besteht? Andere sagen: „Es ist ein Fluch des Ungarn, dass ihm das Handwerk zuwider ist, er hält sich zu gut dafür, er mag nicht Tag für Tag diese kleinliche schmutzige Arbeit.“ Daran ist etwas Wahres: der edle Magyar bleibt lieber bei seinen Kühen und Schweinen, bei dem urväterlichen Landbau, und folgerecht bleibt er in seiner Lehmhütte stecken immerdar.

Bei alledem gibt es Gewerbe, die er gern und gut betreibt, es sind die Handwerke des Gerbers, Sattlers, Stiefelmachers, Kürschners. Gewiss ist System in dieser Vorliebe — allein erinnert das lederne Gewerbe nicht an die Gezelte der Nomaden? Auf der einsamen leeren Steppe ist die Viehhaut eine grosse Hauptsache. Der Nomade lernt sie gerben und zu Schuhzeug, zu Riemen und Sätteln verarbeiten. An die hohe Kunst streift es schon, wenn er Zeug und Leder mit Pelzwerk besetzt. Versteht er noch dazu, grobes Zeug für Zelt und Gewand zu machen, hölzerne Flaschen (Tschuttoras) und einen irdenen Topf und Pfeifenkopf zu drehen, so ist all sein gewerblich Können und Wissen beschrieben und beschlossen.

Wenn nun ein ganzer Volksstamm, dem es keineswegs an Geschick oder Arbeitskraft fehlt, tausend Jahre mitten in Europa in jenem engen Werkkreise haften bleibt, muss man da nicht an eine harte und herbe Nationalität denken, die nichts Anderes in sich aufzunehmen vermöge? Wie kommt es, dass der magyarische Handwerker die Blumen auf Kisten und Kasten, auf Schafpelzen und Tabaksbeuteln noch heutzutage gerade so macht, aber auch gerade so, wie ehemals auf asiatischer Steppe, wo die Urbilder dieser Blumen stehen? Ein anderer Zug. Wer rühmte nicht gern die schöne Gastlichkeit der Ungarn? Doch ist schon von Andern bemerkt: es liege Instinktartiges darin. Des Magyaren wie des Beduinen Natur ist es, Gastfreiheit zu üben. Wollte er anders handeln, müsste

er erst sein geistiges und gemüthliches Empfinden austauschen. Oder wo in ganz Europa fällt es einem gebildeten Mann ein, am hellen Tag in alter Nationaltracht umherzulaufen? Der Magyar hat keine Ahnung davon, dass dergleichen zum Karneval gehört. Sein Sinnen und Sein hängt innig mit seiner Nationaltracht zusammen, und wenn er bei uns sich genöthigt sieht, ein Stück nach dem andern fahren zu lassen, tritt er wenigstens noch in Jagdstiefeln auf, gerade als hätte er noch immer den tiefen Sand und Lehm seiner heimathlichen Pustenstädte zu treten, gegen welche Pasing oder Schwabing schon kleine Städte von Palästen sind.

Es ist eben um Talent und Neigung der Völker ein eigen Ding. Gewisse Charakterzüge, gewisse Tugenden und Mängel gibt es, die seit ein paar tausend Jahren eingewurzelt sind. Sie fördern oder behindern die Völker, ein jedes je nach seiner Weltstellung, und erlöschen erst dann, wenn durch Versetzung in ein anderes Land, durch tiefgreifende neue Einrichtungen, insbesondere durch Vermischung mit andern Volksarten, die ursprüngliche Natur so sehr verändert worden, dass das alte Volk selbst nicht mehr da ist.

Unter allen Himmelsstrichen behält der Jude Talent und Vorliebe für Geldwirthschaft, Abneigung gegen Handwerke, Verachtung der minder begabten Völker.

Der Deutsche ist gesegnet mit grundloser Tiefe der Fähigkeit, Alles in sich aufzunehmen, was jemals auf Erden gedacht und gefühlt worden ist. Dem entspricht die Stärke und das Ueberwallen seines Gemüths, und die ungewöhnliche geistige Zeugungskraft. Noch viel mehr sticht er unter den Völkern durch zwei andere Charakterzüge hervor, einerseits durch den ruhelos fragenden, bohrenden Scharfsinn, der in einer unbezwinglichen Sehnsucht nach Wahrheit wurzelt, andererseits durch sein weiches, haltloses, zerflossenes Wesen, welches das innere Bedürfniss hat, in strenge Zucht und Schule genommen zu werden. Durch solche Eigenschaften macht sich der Deutsche auch in Ungarn bemerklich. Religion ist ihm heilige

Herzenssache. Mit fremder Sprache, Sitte und Tracht treibt er eine kleine Abgötterei. Ohne gute Schulen verkommt er. Und andern Volksarten gegenüber hat er keine rechte Haltung.

Der Slave ist von noch viel weicherem Stoff, allein ihn beglückt ein Leichtsinn, der rasch zugreift und über Widerwärtiges sich hinwegsetzt. Wer aber könnte im Czechen die zähe Eigensucht, im Polen den flotten Studenten, im Russen den Meister im Kleinhandel ertödten!

So ist der magyarische Bauer ein wahrer Prachtmensch, bei der Arbeit ein Pferd, bei der Erholung ein warmherziger Bruder, und man würde sehr irren, wollte man glauben, dieser magyarische Bauer sei eine dumpfe träge Natur, und könne nirgends lesen und schreiben. Der magyarische Adlige aber besitzt jede kriegerische Eigenschaft in Fülle und Feuer. Seine Unternehmungslust streift fast an amerikanische Höhe, und wie er selbst sich darnach sehnt, reich zu werden, so ist es sein glühender Wunsch, dass sein Land blühend werde vor allen Ländern der Erde. Und bei alledem bleibt dennoch die Wahrheit bestehen, dass Magyaren gar so schwer es lernen, was für den schwunghaften Betrieb von Handwerk und Industrie Fleiss und Scharfsinn, ruhige Berechnung, und Geduld und Ausdauer bedeuten. Sie werden niemals die angeborne Unlust vor dem täglich wiederkehrenden Zwange des Denkens, Rechnens, Arbeitens überwinden. Desshalb wird Ungarn schwerlich ein gewerbreiches, ein blühendes Land, es sei denn durch fremde Kräfte.

Wohlgemerkt, wir reden hier nur von den nächsten Menschenaltern! Was darüber hinaus liegt, geht uns noch nichts an. Vielleicht ändern sich in ein paar hundert Jahren Denkungsart und Gewöhnung der Magyaren: vorläufig aber rechnen wir nur mit dem, was sicher vor uns liegt.

Der Magyar wird sich bei diesen Mängeln im Grunde ganz wohl befinden, der Bauer bei seinem mühlosen Feldbau, der Adel bei seinem Parteitreiben. Uns Andern aber könnte es gefallen, dass es wenigstens noch eine Stelle in Europa gibt, wo man nicht ewig das Schnurren und Rasseln der Werkstätten

hört, wo noch Musse und Festesglanz einen Tag wie den andern umweben, und man sich seines Lebens freut ohne Grillen und Sorgen. Das ist auch etwas Schönes und Beneidenswerthes. Es ist nur das Aber dabei, dass die Folgen für ein solches Land und Volk heutzutage ebenso widerwärtig als unentrinnbar sind. Es bleibt in der Kultur zurück, bleibt in Macht und Wohlstand zurück, und wird zuletzt sich vor seinen arbeitsamen geld- und bildungsreichen Nachbarn beugen müssen.

XII.

Vom ächten und falschen Adel.

Selbstüberhebung. Vom Kulturtragen nach Osten. Jungvolk. Adlige Gesinnung. Das eigentliche Volk. Kriegerische Jugend. Grossadel. Frage nach uralter Abkunft. Herrenhäuser und ihre Sitte. Schöne Gastlichkeit. Liebenswürdige Frauen. Bücherschau. Bildungsgrad und Gründe. Schwerer Stand magyarischer Literatur. Ihr nationalpolitischer Charakter. Tanzen und Reden. Einförmige Denk- und Redeweise. Eheliches Leben. Gegensätze in Ungarn. Abarten des Adels. Bundschuhadel. Die grosse Landplage. Arbeitsscheu. Politisches Treiben. Juristen und Gefolge.

Wer eine Woche in Ungarn verweilt, fühlt sich jeden Tag hundertmal herausgefordert, den Magyaren die Wahrheit zu sagen. Ihr Nationalstolz paart sich doch gar zu offenherzig mit einem gewissen beharrlichen Dunkel in gar vielen Stücken, die zum Wissen und Getriebe der Kultur- und Weltgeschichte gehören. Da die turanische Verwandtschaft nicht zu leugnen, möchten sie lieber dem erobernden Türkenvolk, als den christlichen Finnländern verwandt sein. Schlechten Geschmack nennen sie Mannhaftigkeit, und den niedern Bildungsstand ihres Volks Naturfrische. Es ist noch gar nicht lange her, da konnte man sie reden hören, als gäbe es eigentlich nur vier grosse

Völker in der Welt, die Engländer, Franzosen, Nordamerikaner, und — sie selbst. Deutsche waren für sie nie etwas Anderes, als gute Bauern und Handwerker, gute Soldaten, Beamte und Gelehrte, ohne Zweifel Leute von Verdienst, aber immerdar kleinlich, sparsam und engherzig, immerdar träge und schwerfällig, kurz eine rechte Philisternation, die tief unter ihnen stehe. Die Italiener fertigen sie kurz ab als charakterloses Gesindel. Gegen all die Völker slavischer Zunge in ihrem Lande halten sie ihre Missachtung kaum zurück, höchstens den Kroaten behandeln sie etwas manierlicher. Nun gar Magyaren mit Russen oder Walachen oder Bulgaren zu vergleichen, ist eine Beleidigung, fast als wollte man sie zu Zigeunern erniedrigen. Stolz weisen sie sich die Rolle von Kulturträgern zwischen West und Osten zu, aber vergebens strengt man die Augen an, ein Feld zu entdecken, auf welchem sich nur eine einzige magyarische Kulturtasche ansgeleert hätte. Bei alledem kann man nicht anders, als sie wieder lieb gewinnen. Der Magyar hat etwas Biederes, Offenes und Grossmüthiges, und für seine Ueberzeugung steht er wie ein Mann. Er will, wenigstens soweit sein Wissen geht, gerecht und redlich urtheilen und handeln: wenn es ihm in Nationalfragen unmöglich, so ist das ein Naturfehler. Man wird die Magyaren vielleicht am richtigsten beurtheilen, wenn man sagt: sie bleiben beständig junge feurige Männer, ohne grössere Lebenserfahrung, ohne tieferes Wissen, aber voll Stolz, Unternehmungslust, und Selbstvertrauen.

Wenn aber Verachtung des Kleinlichen und Trachten nach dem Hohen oder wenigstens nach dem Schein davon, wenn ein starkes und sicheres Selbstgefühl, verbunden mit Leichtigkeit und doch Würde im Benehmen, für besondere Eigenschaften des Adels gelten, so darf man sagen: Die Magyaren sind ein adliges Volk. Ein Bauer redet den andern „Euer Gnaden“ an, und in der That benehmen sie sich als gnädige Herren, die irgend ein Unglück verurtheilt hat, eine Zeit lang den Pflug zu führen.

„Unter Volk“, so heisst es im alten Verböczi, „verstehe ich die Herren Prälaten, die Barone und anderen Magnaten, und jeglichen Adligen.“ Dies eigentliche Volk also, der Adel, soll nicht weniger als 136,000 Familien zählen, unter ihnen mehr als anderthalbhundert Magnaten. Nichts war also natürlicher, als dass seine Ansichten und Gewohnheiten sich der ganzen Nation mittheilten, oder richtiger gesagt, dieser massenhafte Adel war nur eine ächt nationale Hervorbildung.

Am schönsten zeigt sich die adlige Gesinnung im Kriege. Wenn der Magyaren Sprache etwas Soldatisches, etwas Schlag- und Beweiskräftiges hat, so spannen sich auch ihre Sehnen und Nerven, den Beweis, was sie vermögen, durch die That zu liefern. Zeig ihnen eine gefährliche Höhe, wo Ruhm und Ehre blinkt, und sie stürmen dir darauf los, und sterben so gern, wie kein anderes Volk auf der Erde. In den österreichischen Regimentern theilt sich etwas von diesem feurigen Muthe auch dem stämmigen Slovaken mit. Der Deutsch-Ungar nimmt vollends die elektrische Strömung in sich auf, ohne jedoch darüber seine bürgerliche Ruhe und Sesshaftigkeit zu verlieren.

In der unabsehlichen Adelsmenge nehmen die Magnaten als fürstliche Grundbesitzer — Zehn von ihnen soll ein Sechstel des Königreichs gehören — eine grosse Stelle ein, und selbstverständlich geben sie in der Gesellschaft den Ton an. Politisch aber bedeuten sie zur Zeit äusserst wenig. Das ungarische Oberhaus dient eigentlich nur dazu, die formelle Anerkennung dem zu geben, was das Unterhaus beschlossen hat. Mit diesem Versinken des Einflusses der ungarischen Lords, mit dem Ueberfluthen der demokratischen Wellen verliert Ungarn den vornehmsten Zug seiner vielberufenen Aehnlichkeit mit England. Es ist indessen gar nicht selten, dass ein Magnat sich ins Unterhaus wählen lässt und dort sich eine politische Bühne schafft, — ein edler Ehrgeiz und Schaffenstrieb, wie er hoffentlich jetzt endlich im altberühmten Reichsadel Deutschlands wieder auflebt. Ueberhaupt kann aller euro-

päische Adel in Ungarn noch lernen. Denn in keinem andern Lande kämpft der Adel so rüstig, so opfervoll, so hochherzig für seines Volkes Aufschwung.

Ausser vielen alten Magnatenfamilien behauptet noch eine grosse Menge, ihre Vorfahren seien schon mit Arpád ins Land gekommen. Liesse das sich einigermassen erweisen, so wäre Ungarn recht ein Boden leuchtend von uraltem Adelsglanz. Da aber in Deutschland, wo man doch schon vom Mittelalter her auf alte Herkunft nicht wenig sich zu Gute gethan, höchstens ein paar Fürstenhäuser sicher in's zwölfte, vielleicht nur eines höher hinauf, alle andern alten Geschlechter aber nur in's dreizehnte Jahrhundert hinaufzuführen sind, da in Ungarn blutige Königsfrevel und würgende Bürger- und Türkenkriege unter dem Adel aufräumten, so fürchte ich sehr, vor dem Auge eindringender Geschichtsforschung möchte das gerühmte Alterthum ungarischer Familien arg verblassen.

Im adelsreichsten Lande darf man aber am wenigsten malerisches Burggemäuer suchen. In Ungarn blieb Bauer und Edelmann immerdar genügsam, was die Wohnung angeht. Die meisten Adelskastelle tragen viel mehr das Aussehen von bürgerlichen Herrenhäusern, als ritterlichen Schlössern. Auch geht es darin etwas sorg- und zwanglos zu: zwar ein wenig Förmlichkeit liebt jeder Magyar, ist aber gar balde damit zu Ende. Doch welch ein schönes und behagliches Dasein entfaltet sich in zahlreichen Herrenhäusern. Wenigstens was die Kunst angeht, das Leben frisch und leicht zu führen, nirgends lässt sie besser sich erkennen, als auf vielen ungarischen Edelsitzen, wo alles nett und geschmückt ist, und man von Grund aus sich wohl fühlt. Den Ungarn ist jene göttliche Lebenskunst angeboren. Jeder Fremde wird mit der grössten Liebenswürdigkeit empfangen, mit jener feinen und still erwärmenden Höflichkeit, die nirgends sich aufdrängt, überall aber mit leisem Takte sorgt, dass der geehrte Gast sich wohl befinde. Vom ersten Eintritt an fühlt der Fremde, wie ein Hauch von edlem Selbstgefühl durchs ganze Haus zieht. Nie-

mand scheint befangen, und Niemand setzt in Verlegenheit. Stösst irgend ein Bedenken auf — pah, was soll man da lange sorgen und überlegen? Alles wird sich schon von selbst machen, —man traut ja einander. Das ist magyarische Denkweise, und es lässt sich nicht läugnen — sie hat viel Bequemes.

Und wie anmuthig, wie weich und zart und ächt weiblich geben sich die magyarischen Frauen! Etwas Fremdartiges liegt in ihrer Art. Man fühlt es auf der Stelle, doch es ist lockend und lieblich: unwillkürlich sinnt man über dieses köstliche ethnographische Räthsel. Vielleicht stiehlt sich in ihre europäische Feinheit ein leiser Anflug von orientalischer Natürlichkeit, auch ein klein wenig Wildheit. Wenn sie die dicht und dunkel umränderten Augen aufschlagen, wenn das dunkle holde Feuer hervorglimmt, wer könnte da widerstehen! Ich meine, an diesem eigenthümlichen Augenaufschlag müsse man jede Magyarin wiederkennen, vielleicht auch an der Gewohnheit, aus träumerischer Ruhe und Weichheit mit einem Satz in die grösste Aufregung hineinzuspringen. Dann ist das ganze hübsche Gesichtchen wie eine einzige Flamme, da redet Hand und Fuss mit, und die Leidenschaft möchte die zarte Erscheinung gleichsam in Stücke reissen.

Nur etwas will einem deutschen Pedanten an den schönen Magyarinnen nicht gefallen. Es gibt doch gar zu viele Dinge auf der Welt, in denen sie noch etwas lernen könnten, wohl einmal sogar vom ABC an, und dazu gehört auch — es klingt freilich für ungarische Kreise unritterlich, so etwas zu sagen — der ganz gemeine Haushalt.

Wollten die Frauen ernstlich danach streben, durch Wissen und Können bedeutender zu sein, so würden sie in Haus und Gesellschaft nicht bloss den Thron, sondern auch das Szepter besitzen, und die Männer würden voll tieferer Hochachtung sich dann wohl manche Freiheit im Umgang weniger nehmen. Solch ein Uebergewicht zu erlangen, fiele den Frauen gar nicht einmal schwer. Denn der magyarische Mann liest und denkt nicht eben viel. Mancher Herr aus der alten Zeit

scheut förmlich, Bücher zu berühren, als könnte er sich daran die Finger verbrennen. „Kauf ich ein Pferd", sagt er, „oder eine gute Büchse, so hab ich was. Bücher kaufen — wozu ist das? Bücher liegen da." Andere Gutsbesitzer, und ihrer ist die weit grössere Menge, kaufen, wenn das baare Geld nicht gar zu knapp ist, jedes magyarische Buch, von dem man sagt, dass es gut sei. Dann lesen sie die beiden ersten und die beiden letzten Seiten, und legen es hin und lassen es ruhig liegen, äusserst mit sich zufrieden, dass sie ihrer patriotischen Pflicht genügten. Sie möchten schon aus dem Grunde die Deutschen und Slovaken magyarisch machen, damit diese die magyarischen Bücher lesen, — warum nicht auch schreiben? Wenn nur viel von Ungarns Herrlichkeit darin steht, wenn nur Ungarn eine reiche Literatur bekommt, wie England, dann ist's gut, mag sie lesen wer da will. In Kreisen höherer Bildung begehrt man freilich bedeutende Bücher, die etwas Neues und Anregendes bringen, und diese kann aus einleuchtenden Gründen die magyarische Literatur noch viel weniger liefern, als die holländische oder dänische. Dort greift man also zu englischen oder französischen Büchern, oder noch häufiger, wenn auch hier und da heimlich, zu deutschen.

Dauernder Geschmack am Lesen stellt sich nur bei gründlicher Bildung ein. Und gerade an dieser Gründlichkeit fehlt es ja in Ungarn am meisten. Man sucht recht viel Wissen von allerlei Art in kurzer Zeit einzusacken, natürlich oberflächlich. Zwei Dinge insbesondere tödten den Sinn für's Gediegene.

Das Eine ist das viele Sprachenlernen. Für englisch und französisch Sprechen besteht eine wahre Leidenschaft, schon desshalb weil das adlig ist. Dann muss man noch Slovakisch oder Walachisch oder Kroatisch und noch obenein das verwünschte Deutsch, und dies am besten, lernen. Nun gar noch Griechisch! Das hatte ja nur der verhasste deutsche Schulmeister zu Bach's Zeit eingeführt, schon desshalb glaubt Mancher es sich schenken zu dürfen.

Herrscht nun in den Schulen solch ein unglücklicher Hang

zum bloss formalen und oberflächlichen Lernen, so hat der Erwachsene den Kopf voll von Partei und Politik und Volkswirthschaft. Wo soll die Zeit herkommen zum Lesen, zu geistiger Ausbildung, wenn die Zeitungen, die Besuche, die Versammlungen den ganzen Tag in Anspruch nehmen! Die Interessen des Landes, die öffentlichen Unternehmungen, wie dem Schulwesen aufzuhelfen, wie Industrie Handel und Ackerbau in Schwung zu bringen — alles das wird, neben den besonderen Parteizielen, mit so redlichem Eifer, so endloser Hingebung verhandelt, die wahrlich der höchsten Erfolge werth sind.

Möchten nur diese edelmüthigen Männer, die für ihres Landes Ruhm und Wohlfahrt so warmherzig auftreten, einen Theil dieser Sorgen lediglich auf Besserung der eigenen Güter verwenden, und zwar mit dreister Unterdrückung jedes adligen Gefühls, als sei dergleichen gar zu selbstsüchtig, — das Land würde sich vielleicht besser dabei stehen, als bei all dem Redelärm und Projektengewitter.

Bei dieser Lage der Dinge hat die magyarische Literatur einen schweren Stand. Wie will sie es aufnehmen mit den grossen Nationalliteraturen der Kulturvölker! Die Aufgabe der magyarisch Schreibenden, den Gebildeten ihres Volkes gediegene und genügende Kost zu liefern, ist noch viel schwieriger, als für die dänischen oder holländischen Schriftsteller. Um zum Lesen anzureizen, müssen sie reden und trompeten von des Vaterlandes Noth, von des Vaterlandes Ruhm und Freiheit, und weil sie immerdar auf dieser einen Saite spielen, kann es nicht fehlen, dass sie langweilig werden. Desshalb hängt den meisten Erzeugnissen der magyarischen Literatur der Schein des Absichtlichen und Zwecksüchtigen an, das nicht aus jener köstlichen Lust entstand, welche das reine geistige Schaffen gewährt, sondern national-politischen Zwecken dienen soll. Wenn bei alledem die junge Magyarenliteratur so Vieles und auch so viel Gutes, ja Vorzügliches leistete, so verdient das unsere freudige Bewunderung.

Nationale Unarten aber zu besiegen, erfordert Zeit. Kaiser

Joseph II. bauete den Zigeunern die schönsten kleinen Häuser, und als sie feierlich in Besitz gesetzt waren, trieben sie ihre Ziegen hinein und wohnten lieber draussen in angenehmer freier Luft: in Siebenbürgen und anderswo gibt es dagegen Zigeunerdörfer, die aus ganz artigen Häusern bestehen. Nun stehen Magyaren thurmhoch über Zigeunern, und so grün die Jugend der magyarischen Literatur, so reich sie ist an sprühenden Funken, so gewiss hat sie noch eine schöne Zukunft, wenn sie auf das Volksmässige und Gemeinnützige sich beschränkt, und nur da original sein will, wo sie es natürlicher Weise sein kann.

Weil man sich auf vielen ungarischen Adelssitzen nicht besser zu unterhalten weiss, füllt das junge Volk seine gesellschaftlichen Stunden mit Tanzen und leichtem Spiel aus, in welchem Küssen die Hauptsache ist. Man tanzt Morgens und Abends: ohne Tanzen geht kein Tag dahin, und wenn es einmal versäumt ist, wird es am nächsten Tage gewiss um so länger und lustiger nachgeholt. Bei diesen ewigen Tanzübungen und ihrem natürlichen Feuer und Geschick dazu tanzen sie fast Alle so flink, so schwebend leicht und reizend, dass ich fürchte, unsere besten Tanzlieutenants würden sich im ungarischen Abendkreis etwas verlegen in die Ecke stellen, oder so gescheidt sein, das Tanzen aufzugeben und sich am Zechtische niederzulassen, wo die unerschöpflichen Redner und Politiker und Toastirer thronen. Unser Einem stossen da freilich Behauptungen auf, eine nach der andern, die ein leises Gefühl des Haarsträubens erregen. Denn da die Magyaren ausser den Zeitungen nicht viel lesen und gern in ihren beschränkten Kreisen festsitzen, so bleibt ihnen gar Manches unbekannt, und wird der hochrauschende Springquell ihrer Phantasie nicht behindert durch die wesenhaften Dinge dieser Erde.

Bald drängt sich noch eine andere Bemerkung auf. Ich meine nicht, dass man gewohnt ist, das ganze Komitat durchzuklatschen: das lässt sich auf dem Lande, wo Kleinadel vorherrscht, nicht entbehren, das Hauptgespräch bleibt ja doch

die Politik. Aber gerade in Politik lassen sich die ungarischen Herren ihre Gedanken vormachen und zuschneiden. Die paar Parteiführer schaffen die politischen Gedanken nicht bloss, sondern sie stempeln sie auch, und dann kommen sie in Umlauf gerade wie Münzen, die Jedermann in der Tasche hat. Ueberall hört man dasselbe, nicht bloss die gleiche Ansicht, sondern auch dieselbe Schlusskette, dieselbe Ausdrucksweise, dieselbe Redewendung. Auf die Länge wird das ein Bischen langweilig. Beileibe aber darf man sich davon nichts merken lassen: der Ungar ist sehr empfindlich und leicht gereizt. Er möchte allezeit edel und gross erscheinen, gleichwie eine schöne Frau immer schön ist, mit und ohne Toilette.

Nett und unbefangen erscheint auch der Umgangston der Ehegatten — eine schöne Mischung von englischer Achtung und jenem glücklichen sorglosen Sinn, der den Ungarn von Natur eigen. Die Ehe ist ein leichter freier Vertrag, in welchem ein Hauptartikel lautet: durch die Finger sehen, auch wohl beide Augen zudrücken. „Geht's nicht, mein Kind, so lassen wir uns scheiden" — diese leichtsinnige Melodie spielt in gedämpfter Tonart hinter der Gardine, und knüpft tausend rasche Ehen in einem Lande, in welchem eine entschlossene Frau die Scheidung unfehlbar durchsetzt, wenn sie erklärt: ihres Mannes Angewohnheit, die Augen zu verdrehen, könne sie nun einmal nicht mehr ausstehen. Das Gesetz ist so wohlwollend, auch dem armen Schlachtopfer einer bösen Schwiegermama die Flucht aus der Ehe zu erleichtern.

Welch einen Gegensatz dazu bilden die schmutzigen Ruthenen! Bei ihnen findet sich achtungsvolle Kindesliebe mit rührender Sorge für das hülflose Alter vereinigt, und kennt man keine Ehescheidungen. Allein das ruthenische Weib beklagt sich bitterlich, wenn ihr Mann sie nicht von Zeit zu Zeit prügelt. Sie meint dann: er mache sich doch gar zu wenig aus ihr, und sie werde ihm ganz gleichgültig. An die Schroffheit solcher Kontraste muss man in Ungarn sich gewöhnen.

Einmal gerieth ich in einer katholischen Kirche zwischen eine Bauernausdünstung von Knoblauch, Schweiss, und Stallgeruch, der Leute Zottelumhang war so fettig wie ihr Haupthaar: es war zum Umsinken. In der Bank aber, an welcher ich mich stille festhielt, sassen über ihren goldblitzenden Gebetbüchern gebückt feine Damen in Sammet und Spitzenschleier nach der neuesten Wiener Mode.

Vielleicht gehörten diese dunstvollen Bauern zum Botschkoren-Adel, von dem ich leider jetzt sprechen muss. Der Gegensatz von halb- und unächtem Adel zum wahrhaft Adligen fällt nämlich in Ungarn mit gar zu breiter Schwere in's Auge, und ist eine der grössten und gefährlichsten Krankheiten, an denen dieses Land in politischer, noch mehr in sozialer Hinsicht leidet. Es war unvermeidlich, dass in einem Lande, wo ein Edelmann neben dem andern wohnt, sich eine Adelsabart bildete, die weit um sich griff, und es war ebenso unvermeidlich, dass in einer Zeit, wo die Nation in reissendem Umwälzungsprozess begriffen, wo die altgefesteten Verhältnisse schwankend und flüssig werden, gerade jene Abart des Adels sich breit macht, schillernd in mehreren Unterarten. Hoffentlich zieht diese dunkle Wolke vorüber: ein Gemälde des gegenwärtigen Ungarn aber wäre unwahr, wenn sie darauf fehlte.

Ich will zunächst versuchen, die Bestandtheile dieses unächten Adels einigermassen der Vorstellung vorzuführen, und zunächst sagen, was nicht dazu gehört. Nicht dazu gehören die Grafen- Freiherren- und ähnliche Adelskreise, wo sich europäische Glätte und allgemeines Wissen mit edelm Selbstgefühl vereinigt, — nicht die ausserordentlich grosse Menge jener adligen Gutsbesitzer, die in gesellschaftlicher Bildung etwa deutschen Beamten mittleren Ranges, in geistiger Bildung etwa dem deutschen höheren Bürgerstand, soweit er nicht studirt hat, gleichkommen, — endlich weder das Bürgerthum in den Städten, noch der Bauernstand auf dem Lande. Es ist hier überhaupt nicht von einem Stand im Volke die Rede, sondern von einer

lebendig treibenden Volksklasse, die aus verschiedenen Ständen ihre Zuflüsse erhält.

Da denkt Mancher vielleicht an den Bundschuhadel, was man etwa mit Bauern- oder Kitteladel übersetzen könnte. Es trägt nämlich das niedere Volk in Ungarn noch den Bundschuh (bocskor), der aus einem Stück Leder besteht, das um den Fuss geschlagen und mit Schnüren am Knöchel befestigt wird. Nun hatte in früherer Zeit eine grosse Anzahl Bauern, ja eine Menge ganzer Dörfer, von den Königen den Adel empfangen, — d. h. sie waren persönlich frei und brauchten keinem Herrn mehr zu frohnen, das genügte schon zum adligen Stande, — und man nannte sie, weil sie im Uebrigen gemeine Bauern blieben, die bundschuhigen (bocskoros) Edelleute. Da jetzt alle Bauern frei sind, und das gleichmachende Jahr 1848 die Adelsvorrechte — das Magnatenhaus ausgenommen — zerstörte, so gelten die Bocskoros weder rechtlich noch politisch mehr irgend etwas, und jeder jüdische Brückengeldwärter prügelt sie durch, wenn sie nicht zahlen wollen. Allein, da ihre Anzahl in die Hunderttausende geht, — da sie in allen Komitaten, hier mehr dort weniger, zu finden, — da die Erinnerung an ihre alten Vorrechte weder bei ihnen, noch im Volke erloschen ist, — da sie in Folge dessen ein starkes Selbstgefühl, insbesondere eine Leidenschaft für politisches Auftreten besitzen, so ist noch immer etwas von ihrer ehemaligen Bedeutung vorhanden. Diese wird verstärkt indem sich andere Bauern, die weniger Arbeitslust als die Grossmannssucht, an öffentlichen Dingen Theil zu nehmen, besitzen, den Bocskoros bei Gelegenheit zugesellen. Es sind sammt und sonders treue, ehrliche, gutherzige Gesellen, voll leidenschaftlicher Liebe für ihr Land, tapfer und fähig der grössten Begeisterung. Kurz von Sinnen bestehen sie hartnäckig auf ihrem Vorsatz, und Alles, was sie thun, hat einen gewissen bärenhaften Nachdruck. Sie betrachten sich als den Kern der Nation, sind aber in Wahrheit nichts anderes, als die Treiber, Hetzer und Raufbolde im

Dienst und Lohn des armen Junkerthums, welches seinerseits die ganze Nation hetzt und treibt.

Wenn ein Land mit viel armen und begehrlichen Adel versehen ist, so hat es davon grosse Noth. Ist aber auch solchen Adels sittlicher und geistiger Zuschnitt zu kurz gerathen, so kann er in Staat und Volk Fieber und Siechthum verursachen. So ungeheuer nun das Adelsheer ist, welches das kleine Volk der Magyaren aufstellt, so riesige Verhältnisse nimmt bei ihm jene Landplage an. Der „Viertelsmagnaten“, der verschuldeten oder ruinirten Adligen gibt es eine erschreckliche Menge. Alle diese wollen hochadlig leben, und doch sagte man mir, nicht die Hälfte des ungarischen Adels habe mehr die Mittel dazu und müsse Aemter suchen.

Man muss eben, bei Beurtheilung ungarischer Geschichte, ungarischer Ideen und Ansprüche, sich stets vor Augen halten, dass hauptsächlich der massenhafte Junker- und Bauernadel es war und ist, von welchem die wirkenden und hemmenden Kräfte ausgingen, eines armen Adels voll Stolz, Greif- und Händelsucht, voll ewig bohrenden Ehrgeizes und glühender Phantasie, ein Rohadel, in dessen Brust der Nationalgeist wühlt wie ein seliges und peinigendes Feuer, dem aber dieses heisse Volksgefühl die Augen blendet, weil seine allgemeine Bildung gar niedrig steht. Damit verbindet sich der heftigste Drang, zu gelten und zu herrschen, oder sich wenigstens grossthuerisch in die Brust zu werfen, eine Sehnsucht, von den Gütern dieser Erde recht viel an sich zu reissen und es in schwelgerischer Ruhe zu geniessen, endlich ein Hochmuth, der nicht verächtlicher und beleidigender auftreten könnte, selbst wenn sein Träger in gerader Linie aus Arpáds Lenden stammte.

Sehr geringer Grundbesitz, adlige Grossmannssucht, und unüberwindliche Arbeitsscheu sind drei Eigenschaften, aus welchen sich in Ungarn fort und fort eine Klasse von Menschen erzeugt, die sich des Getriebes der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt, um zu befriedigen, was in ihrem Innern treibt und zehrt. „Ich bin zum Herrn geboren“ — das ist

früh und spät des Mannes Fühlen und Denken, wenngleich sein ganzes Besitzthum ihm jährlich kaum ein paar hundert Gulden abwirft. Des Volkes Meinung bestärkt dies Gefühl. „Ist denn das ein Herr?“ fragen die Leute, wenn sie Jemand im schwarzen Anzug arbeiten sehen. Wenn der Haiduk ihm Pfeife und Tabak nachtrüge, so würden sie das viel eher in der Ordnung finden. Lieber, als ächt bürgerlich arbeiten, will unser Mann alles Andere wagen bis zum Aeussersten. Die Unlust, selbst zu arbeiten, steckt dem Magyar so tief im Blute, dass der Bauer, sobald er Knechte halten kann, nur noch dann und wann zugreift. Er raucht lieber seine Pfeife und sieht seinen Leuten freundlich zu: seinen kleinen Handel in Korn und Tabak besorgt ihm ja der Jude. Was aber bleibt nun jenen „Herren“ anderes übrig, als sich auf die öffentlichen Fragen in Gemeinde, Komitat, und Reichstag zu werfen? Man wird Abgeordneter oder man macht Abgeordnete. Dabei gibt's Aufregung, endlos hallendes Klagen über Ungarns Leiden und jahrhundertelange Unterdrückung, brausende Phantasie von des Vaterlandes Ruhm, Grösse und Freiheit, glänzende Befriedigung des Ehrgeizes, und schliesslich erreicht man das Ziel der heissen Jagd: lohnende Stellen und Aemter. Dann aber legen sich die Herren vollends auf die Bärenhaut und verwalten ihre Stellen und Aemter nach eigenem Behagen. „Denn“, so denkt gar Mancher, „wofür habe ich mich gequält, wenn ich auch jetzt noch arbeiten soll?“

Ein grosser Theil dieses armen, begehrlichen, tumultuarischen Adels widmet sich der juristischen Laufbahn — diese gilt vor allen andern als standesgemäss, und gibt das erste Anrecht auf Staatsämter. Die Zahl unbeschäftigter Advokaten in Ungarn wächst dadurch zu unglaublicher Grösse, und, was noch schlimmer ist, die jungen Männer, welche aus den mittleren und unteren Klassen sich zu diesem Stande empor arbeiten, werden durch die adligen Genossen, welche den Ton angeben, verdorben für ruhiges gediegenes Arbeiten. Ihnen schliesst sich gern oder ungern Alles an, was an Amtsschreibern und

Publizisten, an Notaren und jüngeren Beamten in einem Komitat vorhanden. Denn wollen sie gefördert sein, müssen sie im Strome mitschwimmen, und wo möglich es den Andern zuvorthun. Da nun ein ansehnlicher Theil dieser Gesellschaft in Amt und Gericht wenig oder nichts zu thun hat, um Alles in der Welt aber vor sich selbst und Andern den Anschein grosser Thätigkeit haben will, so darf man von ihnen wohl sagen: sie reden viel und lügen noch mehr.

XIII.

Fortsetzung.

Unächt und Unheil. Bedeutung im Staatsleben. Geschichtliche Rückblicke. Greif- und Händelsucht. Raubheimstätte. Gegensatz zu Deutschland und sächsisch Siebenbürgen. Verbrechensvertheilung. Schuldantheil und Ursache. Parteileben. Prinzipienreiterei. Geschlossenheit. Hass des Gegners. Selbstsüchtige Ziele. Straffolgen der Wahlkämpfe. Die Wahlen ethnographisch. Treiben vor und bei der Wahl. Unreife des Volks. Kossuth. Heilvolle Gesetze. Nationale Auswüchse. Hindernisse des Fortschritts. Herausarbeiten aus dem Mittelalter. Was helfen könnte. Zerstörung von Adelshorten. Eigenthümliches Gegengewicht. Geschäfte und Machtmittel der Juden. Judennatur. Ethnographische Stellung der Juden im Osten. Ihr Kulturverdienst.

Unächt und Unheil hängt nahe zusammen. Die eben geschilderte Volksklasse, die aller Orten vorhanden, überall wie Kletten zusammenhängt, überall aus gleichem Antrieb einhellig handelt, wirkt auf die sittliche, geistige, staatliche Entwickelung Ungarns unsäglich unheilvoll zurück.

Wehe dem, der es mit diesen Leuten verdirbt! Ihre Masse ist zu gross, ihr Gemeingefühl zu mächtig. Durch Lästern und Verschreien und Verfolgung jeder Art sieht er sich den Boden fortgerissen unter den Füssen. Jeder Staatsmann

muss mit ihnen rechnen, jeder Parteiführer nimmt auf sie zuerst Rücksicht. Ueberschlägt man, mit welch höchst ansehnlichem Kern und Gefolge sie die Komitatsversammlungen und den Reichstag, und die Staats- und Gemeindeämter besetzen, so löst sich das Räthsel, warum bei all dem Reden und Sturmlaufen in Ungarn verhältnissmässig doch so wenig herauskommt. Das Redehalten und Agitiren, das Klagen, Plänemachen und Projektiren ist gar zu Vielen die Hauptsache, — das Andere überlässt man getrost der Zukunft oder auch dem günstigen Zufall, welcher deutsche Arbeitsmenschen in's Garn führt. Ungarns Geschichte wie seine Gegenwart stellen uns eine ganze Reihe von Vorgängen vor Augen, die ebenso wie der Völkerhass, den sie hervorriefen, so seltsam sind, dass man in der That keine andere Erklärung findet, als die Annahme, jene Volksklasse habe im Staats- und Volksleben Ungarns bald stärker bald minder Macht gehabt.

Einzig in ihrer Art waren einst die verheerenden Züge, welche das Magyarenvolk lange Zeiträume hindurch nach jeder Weltgegend betrieb, wohin sich zum Beutemachen durchdringen liess. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, dass ein ganzes Volk so lange Zeit planmässig so grosse Anstrengungen machte, nicht in der Absicht, Länder zu erwerben, nicht um feindliche Nachbarn zu schwächen, oder sich an ihnen zu rächen, nicht von irgend einer andern Idee getrieben, sondern aus blosser Lust an Raub und Mord und Zerstörung und wildem Schweifen — Raubzüge voll Gier nach Blut und Brand, welche selbst die viel geduldigen Deutschen endlich mit solchem Zorn und Ekel erfüllten, dass sie nach der grossen Schlacht der Abrechnung todte und lebende „Hunnen“ in ein Loch warfen.

Als diese abenteuernden Raubzüge zur Ruhe kommen, wird das Christenthum, welches der König befiehlt, rasch vom Volke angenommen, als suchte es darin Rettung und Ordnung gegen den Dämon im Innern. Allein später bricht in langen Zwischenräumen und, soweit wir noch sehen können, ganz

unvermittelt wiederholt grimmiger Aufruhr aus, um das Christenthum auszurotten.

Durch die lange mittelalterliche Königsgeschichte ziehen sich zwei lange Ketten, — die eine von Raub- und Eroberungskriegen gegen die Nachbarvölker, die plötzlich und planlos, wie sie entstehen, auch kein dauerndes Ergebniss haben, — die andere Kette besteht in blutigen Aufständen, Verschwörungen und Bürgerkriegen, die in der Regel wie ein Gewitter hereinbrechen. Man sieht, der erste beste Rebell brauchte nur mit der Hand zu winken, gleich flog ihm von allen Seiten müssiggängerisches Volk zu voll Habsucht, Ehrgeiz, und Rauflust.

Seine rechte Höhe hatte dies Volk in den mehr als anderthalb Jahrhunderte dauernden Religions- und Bürgerkriegen, welche der Thronbesteigung der Habsburger folgten. Da traf alles zusammen, was zum unaufhörlichen Waffengang reizen konnte: Kampf für Vaterland und Freiheit, Nationalhass, religiöse Erbitterung, Beutegier. Die tiefe Verwilderung, in welche Ungarn versank, lässt sich nur mit den Folgen des dreissigjährigen Kriegs in Deutschland vergleichen.

Blicken wir über die ganze ungarische Geschichte zurück, so liegen zwischen 890, in welchem Jahr die Magyaren das Land eroberten, und 1711, wo im Frieden von Szathmar die ruhelos kämpfenden Parteien sich dem deutschen König unterwarfen, 821 Jahre: die grössere Hälfte dieser Zeit war Ungarn voll Krieg. Von 1711 bis 1848 fochten seine Söhne in den Heeren des Kaisers: in ihrem Lande mussten sie unter dem Schatten seines Schildes Frieden halten.

Wenden wir uns wieder zur Gegenwart. Wenn die Italiener, die Slovaken, die Serben den Magyaren schmeicheln wollen, so hört man sie von einer ritterlichen Räubernation reden. So denkt nur alter Völkerhass. Entspricht es aber nicht ganz der Natur des edlen Räubers, grossmüthig und prahlerisch zu verschwenden, sich der Arbeit und des Erwerbs im Kleinen zu schämen, jedoch wie ein Habicht darauf loszufahren, wenn

der Gulden tausend oder mehr auf dem Tische liegen? Kein Wunder, dass Ungarn stets eine Raub-Heimstätte war. Die alten ungarischen Gesetze scheinen vor Allem der Mörder und Räuber wegen geschrieben zu sein. Wenn man diesen den eisernen Haken in die Rippen schlug, und sie daran lebendig an den Galgen hing, dann rauchten sie wohl noch Tag lang in der entsetzlichen Schwebe. Wie oft hallt aus mittelalterlichen Königsurkunden die Klage: der König sei fern oder im Kriege gewesen, und nun wimmle das Land wieder von raubendem und brandlegendem Gesindel. Noch heutzutage sind der schweifende „arme Gesell" und der raubende Betyar (eigentlich Dorfstutzer) stehende Figuren, und umzieht den Räuber ein poetischer Zauber. Kaum sitzt er hinter Schloss und Riegel, so schmückt die Sagendichtung sein stolzes Haupt — ein Beweis, wie gern sich des Volkes Einbildungskraft mit seinem Thun und Treiben beschäftigt.

In Altbayern kommt es nicht selten vor, dass ein wilder Bursch sich vor Rauflust rein nicht mehr bergen kann, und ausruft: „Heut muss Einer hin werden!" Allein er sucht dann an alten Feinden seinen Muth zu kühlen. Nun ist der Magyar von Natur nicht händelsüchtig: dennoch kann, wenn Wein oder Leidenschaft ihn aufregt, ihn der Grimm überfallen, wie wenn plötzlich eine finstere Macht aus der Erde aufstiege und den Mann ergriffe, dass er Blutschein vor Augen sieht und im Stand ist, den besten Freund niederzuschlagen. Der Jähzorn lauert wie ein Tückebold im Busen, und bedarf nur eines kleinen Anlasses, um aufzuschäumen. Ebenso plötzlich lässt sich vielleicht derselbe Mann von Edelmuth hinreissen, und opfert seinen letzten Heller, seinen letzten Blutstropfen für Freund und Vaterland.

Einen wahrhaft erschreckenden Blick eröffnet die Statistik, wenn man die Anzahl Morde, Todtschläge, Räubereien, Lähmungen, Diebstähle, Verbrechen gegen die Sittlichkeit und andere Frevelthaten zusammenrechnet, welche allein auf das eigentliche Ungarn mit Banat und Woiwodina fallen, im Ge-

gensatz zu den übrigen deutschen und slavischen Ländern Oesterreichs. Man sollte es kaum für möglich halten, dass ein Land, welches doch schon längere Zeit zu demselben Kaiserreiche gehörte, in so furchtbarer Weise, in Allem was Moral und Ordnung betrifft, durch tiefe Schwärze hervorsticht.

Wenn man von den deutschen Rändern Ungarns nach der magyarischen Mitte zu reiset, so lehrt der Augenschein eine merkwürdige stetig fortschreitende Zunahme und eine merkwürdige stetig fortschreitende Abnahme. Die Statistik bekräftigt den Augenschein. Die Zunahme liegt in Unkultur und Verbrechen, die Abnahme trifft städtische Bildung, Religiosität, und bessern Anbau des Landes. In der magyarischen Mitte erfreuet wieder eine gewisse Verständigkeit und Herzensgüte bei dem Volke. Oestlich darüber hinaus mehrt sich das Unerfreuliche, bis die rein walachische Gegend röthlich an Freveln und schwarz an Bildung erscheint.

In Siebenbürgen machen wir eine ähnliche Bemerkung. Das sächsische Gebiet sticht glänzend hervor durch das Schöne und Stattliche, was ein gebildetes Volk und seine Stätte auszeichnet. Wo die Deutschen gemischt unter Magyaren und Szeklern, Walachen und Zigeunern sitzen, behält das Land noch einigermassen einen günstigen Anblick. Wo sie nicht mehr sind, überwogt das Wilde und Rohe der Natur und des Volkes. Selbstverständlich sind dabei ausgenommen Edelsitze, deren Herren und Beamte europäische Bildung besitzen.

Fragt man weiter nach der ethnographischen Vertheilung der Verbrechen, so könnte man vielleicht sagen, Brandlegen sei walachisch, Plündern slovakisch, Viehstehlen magyarisch, Rauben serbisch, und Wechselfälschen deutsch oder jüdisch. Doch wäre das nur ganz obenhin gesprochen: die ungarische Statistik hat sich der Nationalität der Verbrechen noch nicht bemächtigt. Erwägt man aber die eigenthümlich kalte Grausamkeit, die bei so vielen Raubfreveln in Ungarn zu Tage tritt, — man tödtet bei Einbrüchen nicht gleich, prügelt aber die Geplünderten halb todt, oder legt sie geknebelt auf den Boden und

zündet ihnen das Haus über dem Kopfe an, — so möchte ich annehmen, trotz magyarisch klingender Namen rekrutire sich die Hauptzahl solcher Verbrecher aus anderen Völkerschaften.

Allein eine gewisse Verantwortlichkeit trifft die Magyaren denn doch. Aus ihrer Mitte erzeugte sich fort und fort und mit ungemeiner Leichtigkeit jene tumultuarische, greifsüchtige, wilde Klasse von Leuten, die ich als unächten Adel bezeichnete, und welche Zulauf fand durch ähnliches Gelichter aus allen Völkerschaften Ungarns. Diese Klasse von Leuten hat immerdar den Fortschritt der Kultur gehindert, indem sie immerdar hinderte, dass unter irgend einer Form ein festes geordnetes Staatswesen nur ein paar Jahrzehnte lang durchgriff.

Der hier gerügten Kehrseite des Ehrliebenden und Ritterlichen im magyarischen Charakter liegt offenbar zu Grunde auf der einen Seite unbezähmbarer Unabhängigkeitssinn, reizbares und zügelloses Selbstgefühl, und angeborene Grossmannssucht, auf der andern Seite aber auch Seichtigkeit sittlicher Grundsätze. Nur eine wahrhafte Durchbildung des ganzen Volks könnte helfen, diese aber fordert von beiden lange Mühe und Arbeit, vom Volk und vom Erzieher.

Aber vielleicht hätten wir die Ursache noch tiefer zu suchen, in einer gewissen geistigen Enge und Härte, und da wäre das Uebel freilich hartnäckig. Als ich Indianermissionen im fernen Westen Nordamerika's besuchte, ging ich wohl mit jungen Indianern auf die Jagd, welche ein paar Jahre lang in der Missionsschule gewesen. Sie waren wieder so regelrechte Indianer geworden, wie nur irgend ein Graubart ihres Stammes, höchstens ein kleinwenig Englisch war sitzen geblieben. So erzählten mir auch Levantiner von Türkenmädchen, die man in christliche Pensionate gesteckt habe: kehrten sie in den Harem zurück, so verwische sich die Bildung wie Schminke von den Wangen, und die Noten und französischen Bücher überziehe Staub und Schmutz. Was ist hier die Ursache? Was wirkt so heillos und unausrottbar? Es ist die angeborne Wildheit, welche die anerzogene Bildung wieder verschlingt.

Man kann Rosen nicht auf Waldbäume pfropfen. In ähnlicher Weise, wenn auch vielfach gemildert, verhält es sich mit einem sehr lebendigen und sehr selbstbewussten Theil des magyarischen Volks. Was uns am Magyar entzückt, ist ein Rest von asiatischer Wildheit, die so hübsch und funkelnd und unberechenbar in unsere feste Regel und Ordnung hinein spielt. Bei den Leuten, welche ich hier im Auge habe, ist dieser Rest noch immer stark genug, um nicht wenig von europäischen Bildungsstoffen wieder auszustossen: sie springen wieder ab, wie schlechte Tünche, wenn die Wand trocken wird.

Nichts ist nun natürlicher, als dass in einem aufgeweckten Volke, welches, bei glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe und bei vorwiegender Neigung zum Müssiggang, einen ebenso entschiedenen Hang besitzt, sich zusammen zu thun und ein jegliches Ding lang und breit zu erörtern, das Parteileben in Blüthe steht. Ausserdem wohnten ja die Magyaren mitten unter fremden Völkern, und hatten stets nach allen Seiten hin zu verhandeln, um sie in Ruhe und Botmässigkeit zu halten. Soweit nun Magyaren sich verbreiten, wogt das Parteitreiben heiss und begehrlich und ruhelos hin und her. Der Magyar kann nicht mehr leben ohne Parteikampf: das ist ein Stück seiner Natur. Kein Volk ist darin so eingeübt, keines opfert ihm so viel Zeit und Kräfte, und keines lässt sich so von Parteien umklammern, einschüchtern, aussaugen. Nächst dem unglückseligen Nationaldünkel und nächst der Unlust am geduldigen Denken und Arbeiten ist die Parteinoth Ungarns grösstes Hinderniss. Dies führt uns auf das Gebiet der Heldenthaten und der Goldärnte des armen oder verschuldeten Adels.

Mancherlei ist dem ungarischen Parteigetriebe eigenthümlich. Zuerst die Prinzipienreiterei. Man stellt Grundsätze und Forderungen auf, zieht scharfe Folgerungen, verbeisst sich darin mit angebornem Eigensinn, und kämpft nun dafür, als hinge die ewige Seligkeit davon ab. Desshalb ist schon öfter die Bemerkung gemacht, dass in Politik und Reden ungari-

scher Staatsmänner gar so häufig das Formale vorherrsche, nicht das Wesen der Sache.

Zu bewundern aber ist die eiserne, ja tyrannische Zucht und Schule der Partei. Die Genossen stehen soldatisch geschlossen, Mann an Mann. Wie ein starker Keil dringen sie vor. Da gilt kein Wort, kein Satz, als was vom Führer kommt. Wehe dem Verräther, der eine andere Ansicht nur erwähnen wollte! Eine deutsche Natur liesse sich solche Unfreiheit nicht drei Tage gefallen.

Das Schlimmste ist, dass sie leicht in sittlichen Zorn über den Gegner verfallen. In dessen Zielen und Schlüssen fassen sie einen dunkeln Punkt heraus, von diesem Punkt aus schwärzen sie im Nu den ganzen Mann, und dann ist er für ihre edle Entrüstung ein Schelm und niedriger Mensch und verächtlicher Schurke. Und dann sondern sie sich stolz und starr von ihm ab, und keine Verständigung ist mehr möglich. Ist der Unglückliche gar Deutscher oder Serbe oder Rumäne oder Kroat oder Slovak, ja dann ist er der glühende Teufel selbst, vor dessen Nähe weitweg fliehen müssen alle Edlen.

Sie nennen alles dies Mannesgefühl und Charakterfestigkeit. Vielleicht steckt dahinter auch etwas Starrheit und Ungelenkigkeit, eine gewisse Ideenarmuth und Schwierigkeit, sich in anderer Leute Denken und Bedürfen hinein zu finden — kurz, das Gegentheil von alledem, was den Deutschen, vor lauter Vielwissen und ängstlichem Suchen nach Recht und Wahrheit, gegenüber dem stolz auftretenden Fremden öfter schwach und haltlos macht.

Nun aber die lustige Kehrseite des ernst gewappneten Parteigeistes. Höchst ehrenhafte Männer ausgenommen scheint es, als ziele die ganze Partei bei all ihren hohen Reden doch gar häufig auf schlichte fassbare Werthe, auf Aemter mit reichen Einkünften, auf Eisenbahnen und andere Staatsanlagen, die Gründern und Leitern ungezählte Summen abwerfen. Die Parteien können sich zwar nicht mehr, wie im Mittelalter in

italienischen und deutschen Städten Sitte war, blutige Schlachten liefern, um einander auszutreiben und lachend der Vertriebenen Besitz und Aemter einzunehmen: doch ist der Parteizwang noch so mächtig, dass es nichts gibt, was nicht dienen müsste, eine Partei am Ruder zu halten oder zu stürzen.

Da nun alles zunächst von Volkswahlen abhängt, da der Bürgerstand noch immer von winziger Bedeutung, der Bauer aber kindlich gläubig ist, so erhellt schon, welche Rolle dem Kleinadel und Bauernadel bei den Wahlen zufällt, und welche Mittel seiner grobkörnigen Natur zusagen. Maas- und schamloser möchte wohl nichts vorkommen, als was ungarische Parteiführer sich erlauben, erlauben müssen, wollen sie bei dem Volke durchdringen. Die ungarischen Staatsanwälte erliessen im April 1872 ein Rundschreiben, worin es heisst: „Ein beachtenswerther Theil der Kriminalprozesse bezeugt, wie oft die öffentliche Ordnung, das Vermögen, und die persönliche Sicherheit bei Gelegenheit der Abgeordnetenwahlen angegriffen werden. In den Gefängnissen finden sich jetzt noch in grosser Anzahl Sträflinge vor, die ihre traurige Lage ihren bei den letzten Wahlen verübten Thaten verdanken.“

Das ist das Volk, welches laut von sich rühmt: „Die Ungarn sind der politisch reifste Volksstamm auf Europas Festlande.“ Ich habe Engländer und Amerikaner, Deutsche und Franzosen bei ihren öffentlichen Wahlen gesehen, und jedes Volk offenbarte dabei etwas von seiner inneren Natur. Der Engländer wählt als kluger Geschäftsmann, der jegliches Mittel wohl berechnet. Die Amerikaner geberden sich wie junges Volk, welches jauchzend in überschäumender Lust und Wildheit seiner Freiheit froh wird: dahinter stecken die frechen Geldmacher im Grossen. Der Franzose geht ruhig zur Wahlurne, wie es einem gebildeten Manne ziemt, innerlich aber voll Furcht oder kochender Leidenschaft; denn er wählt für Prinzipien, von denen zuletzt das Mein und Dein abhängt. Die Deutschen machen am wenigsten Lärm mit Fahnen und Geschrei, Jeder geht einzeln zur Wahl, die Einen wählen be-

geistert für ihre Ideen, die Anderen als ruhige Bürger und Philister. In Ungarn aber wählt man wie etwa auf asiatischer Steppe eine Horde ihre Häuptlinge wählt.

Das Volk glaubt in seiner politischen Unreife alles, was ihm die Anführer von den schändlichen Absichten der Gegner, und noch viel eher, was sie von ihrem eigenen leuchtenden Verdienst und Vorhaben vorsagen. Wochenlang reden und zechen, verführen und bestechen in den Wirthshäusern die zahlreich vertheilten Werber (Cortes). Man sieht sie auf allen Strassen ziehen, in der einen Hand die Flasche, in der anderen den Knittel, die Tasche voll Guldenscheine. Wo eine weisse Stelle an der Strasse, bedeckt sie sich mit Elgens und Namen und Stichworten. Schon hört man Jubelgeschrei und Verwünschungen und den Gesang politischer Reimlein. Das Reden und Treiben, das Werben und Lärmen geht Tag und Nacht fort, und das Nichtsthun hat den schönsten Vorwand: gilt es doch die heilige Sache des Vaterlandes. Die Aufregung, welche immer heisser und kriegslustiger aus den Zeitungen, tobender aus den Wirthshäusern schallt, greift weiter und weiter. Zuletzt geräth das ganze Volk in eine Art wilden Rausches, und Weiber und Töchter küssen öffentlich ihren Parteimann. Die Genossen aber schauen einander mit glühenden Blicken an, man drückt sich krampfhaft die Hände: das genügt, „bald gilt's“ heisst das.

Ist endlich der grosse Tag erschienen, so ziehen die Haufen von hier und dort mit Musik und Fahnen und endlosem Geschrei zur Wahlstatt. Mit ihnen fahren hoch beladene Wagen voll Brod und Speck und Wein und Branntwein, und selbst die Fässer sind lockend bekränzt mit den Farbenbändern des adligen Herrn, der gewählt sein will und das Alles bezahlt, was das Bestechen und Bewirthen seiner Wähler kostet. Zwanzig und dreissig tausend Gulden werden weggeworfen: der Abgeordnetensitz bringt vielleicht hunderttausende wieder. Vor dem Komitatshause aber steht das Militär und scheidet die Parteien: hüben die Einen, drüben die Andern, die sich be-

reits anschauen, wie grimme Todfeinde. Während nun die Wahl vor sich geht, ersinnen noch in der letzten Stunde die Leiter allerlei Kniffe und Griffe, um die Bauernzüge, so wie einer nach dem andern herankommt, zu bethören, irre zu führen, oder mit Gewalt zu kapern oder festzuhalten. Da kann jeder Parteimann aus den Wäldern von Kentucky noch viel lernen: die lustigsten und tollsten Stücke werden ausgedacht und gelingen nicht selten. Wenn aber die feindlichen Parteien draussen hallohen und sich erhitzen und einander das Weisse im Auge suchen, da überfliegt plötzlich ihr Hirn und Blut die heisse Phantasie. Da sehen sie wirklich in den Gegnern die Landverderber, die Verräther, die Elenden. Wuth übermannt sie, Knittel fliegen in die Luft, die Militärreihen werden durchbrochen, und blutig und tosend wogt der Kampf hin und her. Hier liegen Todte, dort ächzen Verwundete, und zuletzt ist das Wahlresultat erstritten.

Das Räthsel ist nur, warum die ungarischen Bauern nach so langer Zeit noch gar nicht klüger werden? Sie wissen sostn so klar und eindringlich über öffentliche Dinge zu reden: sollte ihnen dann niemals einfallen, nur ein klein wenig nachzudenken, welche Rolle man sie bei den Wahlschlachten spielen lässt? Hin und wieder kommt es vor, dass die edlen Bundschuhträger den Netzstellern durch's Garn gehen, und dorthin, wo mehr Profit ihnen winkt. Man sucht sie zu fesseln, indem sie vor der Wahl die durchschnittene Hälfte des Fünfguldenscheins, und nachher, wenn sie ihre Sache gut gemacht haben, die andere Hälfte bekommen.

Wenn Darwin in seinen Ansichten von der Entwickelung der Menschen und Geschöpfe Recht hat, so gehörte ein grosser Theil deutschen Volkes, dem Waldluft noch Seelenfrische ist, vielleicht ehe wir das menschliche Gesicht bekamen, zu den Waldthieren: gewiss waren dann jene Herren vom ungarischen Rohadel früher einmal eine Art schlüpfriger, schnappiger, dickköpfiger Nomaden-Fische. Kein Politiker kann sie recht fassen, und jeder muss beständig Acht haben, wie er sie festhalte.

Einer wusste sie dauernd zu lenken, als hätte er sie sich leibeigen gemacht — Kossuth. Es ist jetzt in vornehmen Kreisen Ungarns Gewohnheit, über Kossuth und sein staatsmännisches Genie zu spötteln. Dennoch lebt noch ganz Ungarn von seinen Ideen. Seine Phantasie war die Flamme, welche das Volk entzündete. Warum erzeugte denn die ungarische Revolution ausser Görgey, über welchen die Akten noch nicht geschlossen sind, keine andern Führer, als jenen blitzenden Prachtredner und noch ein paar kühne Reitergenerale, in denen sich die wilde Tapferkeit, die Sprühkraft, das ganze tollköpfige Wesen spiegelte, das den Edelleuten in Bundschuhen eigen ist? Denn gute Soldaten sind sie alleweil gewesen, wenn auch häufig schlechte Politiker.

Die jüngste Zeit hat endlich zwei Gesetze aufgestellt, welche dem Parteitreiben ins Fleisch schneiden. Die Richter sollen unabsetzbare Beamte sein, die gesetzgebende Vertretung der Komitate soll zur Hälfte aus den Höchstbesteuerten bestehen. Das ist ein glücklicher, ein grosser und heilsamer Fortschritt. Also das Gerichtswesen soll der Volkswahl ganz, Vertretung und Verwaltung der Komitate ihr wenigstens theilweise entzogen werden. Wenn nun die Furcht vor dem falschen Adel und seinen Genossen nicht alles darnieder hält, so ist eine Möglichkeit gegeben, dass ein wenig gebildetes Bürgerthum durchdringt. Es bleibt nur ein schwerer Uebelstand. Gesetze können wohl Rechte geben und nehmen, Sitte und Zusammensetzung der bürgerlichen Gesellschaft ändern sie erst im stillen Laufe der Zeit. So wenig der Adel bei uns seit 1848 verschwunden ist, so wenig werden die neuen Einrichtungen in Ungarn sein bisheriges Adelswesen umbringen oder dessen folgenschwere Bedeutung rasch zerstören. Wollte die herrschende Partei in ungewöhnlicher Gnade auch aus den Gegnern die neuen Gerichtsbeamten aussuchen, wäre dann desshalb das vorhandene richterliche Material ein wesentlich anderes?

Indessen jedes Volk hat seine Auswüchse und seine Ent-

schuldigung. Man darf die Ungarn nicht härter beurtheilen, als die freien Nordamerikaner, unter denen das Rowdy-Wesen so tief sitzt. Sagt der Amerikaner: die Rowdies sind die Kehrseite unseres Unabhängigkeitssinnes und unserer Unternehmungslust, so kann der Ungar auf seinen Rohadel hinweisen, als auf den Hort aller Freiheit und wiederholten nationalen Wiedererstehens aus tausend dunkeln Gefahren.

Angesichts freilich einer so riesigen Masse standhaften Adelspöbels, angesichts der Parteisucht, welche das heiligste Streben verschlingt, angesichts des im Stillen wachsenden Hasses der Völker, zwischen denen das magyarische mitten inne steckt, angesichts endlich der furchtbaren Hindernisse, welche in den grossen Tiefebenen Volksnatur, Klima und Boden der höheren Entwickelung entgegenstellen, möchte mancher der Edelsten rein verzweifeln. Gerade weil die Vaterlandsliebe so heiss und pochend ist und die Zuversicht so gewaltig war, desshalb überfällt die Wissenden nicht selten tiefes Herzeleid, und es umdunkeln sie die trübsten und traurigsten Aussichten.

Mögen sich diese Aussichten nur erhellen, wenn auch nicht gleich wie Sonnenaufgang! Ungarn lag, was sein Komitatwesen betrifft, vor nicht gar langer Zeit noch wie im tiefen Mittelalter. Mit dieser Art von Selbstverwaltung, mit diesem Gerichts- und Adelsgetriebe las sich sein 18. Jahrhundert etwa wie unser 13., ehe noch der reiche Städtekranz Deutschland verschönerte. Das schleppte sich in Ungarn alles so hin, als wenn die umgestaltende Zeit entweder über die Magyaren keine Macht hätte, oder als ob diese von den Anforderungen, welche die fortschreitende Kultur an die Völker stellte, keine Ahnung hätten. Erst die österreichischen Regenten neuerer Zeit mussten Bahn brechen, damit Ungarn doch einigermassen Einrichtungen erhielt, wie sie dem Staatswesen gebildeter Völker entsprechen. Unverkennbar lebt man — trotz aller modischen Herrlichkeit in den Edelsitzen und Pester Palästen — noch in halb mittelalterlicher Welt, jedoch ebenso

unläugbar, gross und vielversprechend sind die Fortschritte in verhältnissmässig kurzer Frist. Die ernste Zeit aber arbeitete mit, sie spülte fort die Frohnden und Roboten, die Adelsfreiheiten, die städtischen Vorrechte, die Fesselung des Grundbesitzes, den Zunftzwang und vieles andere, und nöthigte endlich zu Gesetzen, welche das alte Komitatsunwesen in der Wurzel angreifen.

Nur über Eines soll man sich nicht täuschen. Es hilft gar wenig, den Kopf eines Landes zu schmücken, und geschähe es noch so prächtig. Die Hauptstadt allein, mit ihren modernen Ministern und Einrichtungen, schafft das Land noch nicht anders. Man hat auch noch keine Akademie der Wissenschaften, wenn man erst einen prächtigen Akademiesaal bauet und Sammetsessel um die Sitzungstafeln stellt, und dann im Lande umhersucht, wo man Akademiker dazu finde. Guter Gesetze Wirkung misst sich nach Menschenaltern. Grosses könnte dagegen in kurzer Zeit ein entschlossener sittlicher Wille leisten, sich vor den klaren Lehren, welche Natur und Geschichte eines jeden Landes an die Hand geben, nicht zu verschliessen, den Grundbedingungen seines Aufschwungs, welche daraus erhellen, nachzuleben, und geliebte Träumereien fahren zu lassen, Dann bringt die Zeitströmung fort und fort neue Ideen, Güter, tüchtige Menschen, die sich ansiedeln und weiter gedeihen.

Ungarn hat in der Gegenwart einen schweren Stand. Es blieb ein Adelsparadies bis in die jüngste Zeit, und die in ihm wirkenden Kräfte waren — die protestantischen Prediger und die Jesuiten in den Reformationskämpfen ausgenommen — doch eigentlich immer nur Adel und Königthum. Nun ist aber das neunzehnte Jahrhundert die Unbarmherzigkeit selbst gegen jede altbefestigte Adelsmacht, ein Hort nach dem andern wird ihr niedergerissen. Nicht dass ich so thöricht wäre, zu meinen, der Adel würde verschwinden, oder es blühe ihm keine heilsame Stelle mehr im Staatsleben: entschieden aber befindet er sich in einer Um- uud Neubildung seiner Grundlagen und seiner Wirksamkeit. Selbst in den Sklavenstaaten Nordamerika's

wurde die Pflanzer-Aristokratie zerstört. In Russland trat Aufhebung der Leibeigenschaft ein — eine so tief gehende Umwälzung, dass die Folgen für den Zusammenhang des Reichs vielleicht noch ebenso zerstörend als wohlthätig werden. In Altpreussen zerstückte eine tragische Ironie in fünf Jahren die gute Hälfte der alten Adelsgrundsätze. Der englische Hochadel greift in seiner Rathlosigkeit nach einem Bündniss mit den Proletariern. In Ungarn aber vollzieht erst jetzt die oberste Staatsgewalt einen grossen Theil der Aufgabe, welche sie bei andern Völkern schon in den letzten drei Jahrhunderten erledigte. Das Jahr 1848 und was sich nothwendig weiter aus seinen Ideen entwickelte, die Verluste, welche es brachte, und der steigende Luxus, alles das hat erschütternd und zersetzend den ungarischen Adel angegriffen. Allein noch immer ist kein Bürgerstand vorhanden, der in all die Lücken der brechenden Adelsmacht einrücken könnte.

Doch ich vergesse: die Zeit hat bereits der ganz eigenthümlichen Adelsmacht in Ungarn eine ebenso sonderbare bürgerliche Volksklasse gegenüber gestellt, deren eigenthümliche Bedeutung für das neue Ungarn, so weittragend sie ist, mir nicht genug gewürdigt scheint. Vom Adel lässt sich diese Bürgerklasse nicht mehr ködern und in ihrer persönlichen Freiheit nimmermehr behindern. Das sind die Juden, seit sie Vollbürgerrecht erhielten. Wie der Zigeuner des magyarischen Edelhofs beständiges Anhängsel, so bildet der Jude sein beständiges Gegengewicht.

Schon jetzt macht die jüdische Bevölkerung gut zwei Dritttheile der gesammten Adelsstärke aus, die edlen Bundschuhträger mit eingerechnet. Zuwachs kommt immer fort aus Galizien, der grossen Judenschule. Die Aermsten siedeln sich als Dorfjuden an, werden ganz heimlich wohlhabend, unternehmen grössere Handelsgeschäfte, und, sobald diese glücken, ziehen sie in die Städte. Ungarn ist jetzt das vornehmste Judenland, weil sie verhältnissmässig nirgend anderswo beides, so zahlreich und zugleich so wohlhabend und mächtig sind.

Man bekommt hier eine kleine Vorstellung, wie das Volk mit den Habichtsnasen und den glänzenden Augen sich einst in Kanaan darstellte. Die Menge der schönen jüdischen Männer ist auffallend, und was die jungen Weiber betrifft, so hat man vom plastischen Gesichtspunkt aus seine wahre Augenweide.

Folgendes ist die aufsteigende Reihe der jüdischen Geschäfte in Ungarn: Pinkeljuden oder Hausirer, Schneider, Wirthe und Fuhrleute auf den Dörfern, Mäkler aller Art, Krämer in den Städten, Viehhändler, Hofjuden der Magnaten, Fruchthändler, Holzhändler, Weinhändler, Gasthofbesitzer, Kaufleute, Aerzte, Gutspächter, Fabrikanten, Bankiers.

Die ausserordentliche Macht aber der Juden in Ungarn wurzelt in folgenden Punkten. Ihnen gehört bei weitem der grösste Theil von allem Geld im Lande, und das will viel sagen, wo Jedermann geldarm ausser Juden und Deutschen. Sie sind viel klüger, rühriger, gebildeter, als der Regel nach Magyar und Slave, und haben ausser den Deutschen und einigen Serben und Armeniern keine Mitbewerber. Endlich erfreuen sie allein sich des ausserordentlichen Vortheils, dass sie durch's ganze Land hin zusammen hängen, wie eine grosse geheime Brüderschaft. Wo irgend ein gutes Geschäft sich vorbereitet, sind die Juden schon genau von allen Umständen unterrichtet, ehe die Betheiligten noch daran denken. Wahr ist's, manches slovakische und ruthenische Dorf, gar manches schöne Adelsgut wandert in Gestalt von Pfandscheinen in die Kästen der Juden. Wahr ist's, jüdischer Verstand und jüdisches Geld dringen in jeden Güterbestand ein wie ätzend Scheidewasser. Und doch, man denke sich nur einen Augenblick die Thätigkeit der Juden aus Ungarn weg — wie tief würde plötzlich aller Grundwerth sinken, wie sehr aller Erwerb stocken!

Der Jude ist vor allen Dingen Händler zu eigenem Vortheil, er bewundert alles, schmiegt sich an alles, geht auf alles ein, und denkt doch nur an's Geschäft und sein liebes Ich. Bei alledem hat er für Humanität eine offene und warme Seele. Vielleicht liegt darin, nicht bloss in der centralen Lage Deutsch-

lands, der Grund, wesshalb — die portugiesischen Juden ausgenommen — die viel grössere Menge der andern Deutschland für ihr Mutterland ansieht, von wo aus sie unablässig nach Frankreich und England und nach dem ganzen Osten wandern. Bereits dringen sie bis jenseits des Urals und des schwarzen Meeres vor. Sie lernen die Sprache der Völker, unter denen sie wohnen, und drücken sich oft, schriftlich wie mündlich, darin leicht und schön aus. Hinter seiner Hausthür aber spricht der Jude in Ungarn weder hebräisch, noch polnisch, noch ruthenisch, noch magyarisch, sondern er spricht deutsch. Seine Gebetbücher sind hebräisch, oder deutsch mit hebräischen Lettern, seine Lesebücher im Hause hauptsächlich deutsch. Wir dürfen desshalb wohl ebenso, wie sie selbst es thun, für ihre Muttersprache die deutsche halten, wenngleich sie in vielen Gegenden eben nur ein Judendeutsch ist, das sich zu unserer Schriftsprache verhält, wie ein zerlumpter und verschmitzter Krauskopf gegen ein hübsches glattes Schulkind.

Wenn wir nun die Wirksamkeit dieser Juden betrachten, wie sie tagtäglich in Millionen Bächlein und Tröpflein hineinrieselt in Ungarn, Galizien, Polen, Russland, in die Türkei und Levante, so wird diese Wirksamkeit wohl nicht gering erscheinen. Wie aber könnten wir ihre ethnographische oder kulturhistorische Wirkung schliesslich anders, denn als eine deutsche bezeichnen? All' diese zahllosen Juden, die sich im weiten Osten unseres Welttheils tummeln, sind Pioniere der deutschen Bildung. Sie sind es mit und ohne Willen, meist ohne alles Bewusstsein davon. Der Jude ist nichts weniger, als ein Germane, er ist zu engherzig und bei aller Schärfe doch zu kleinlich in seinem Denken, — was schadet's? Die Wirkung bleibt dieselbe. Ein geistvoller Denker aus diesem Volke schrieb mir von jenseits der Theiss: „So wie der Zugvogel ohne Ahnung in seinem Dünger manche edle Pflanze nach andern Ländern verpflanzt und verbreitet, so schleppt der Jude germanische Kulturelemente nicht nur nach Ungarn, sondern nach dem tiefen Osten, auch noch über Sebastopol hinaus.“

XIV.

In der Zips.

Herrliches Land. Opalgruben. Aussicht vom Purzelgrund. Erster Eindruck der hohen Tatra. Treffen am Braniczko. Kirchdrauf. Das Zipser Haus. Bischofsstadt. Vom Kirchenstreit. Europäische Geheimbünde. Leutschau. Stillleben. Alte Familien. Deutschungarische Charakterzüge. Liberales Verdienst. Magyarische Begeisterung. Ein deutsches und magyarisches Liebeslied. Ungarns Schmuckkasten. Käsmark. Kirchen. Ein Juwel der Renaissance. Wälder und Brunnen. Zukunft. Nachbarliches Gefühl. Käsmarks Unglücksburg. Landesübliche Ehre. Deutsch-mittelalterliche Städtchen.

Als ich bis Eperies gekommen und Berge und Burghügel hoch aus anmuthigen Thälern emporragten, beschloss ich, mir das schöne Land in Oberungarn, welches seit bald sieben Jahrhunderten unserer Landsleute Wohnsitz, mit Musse anzusehen. Mein Reisegefährte und ich fanden endlich eine Kutsche, die in nicht gar zu alten Federn hing, und fuhren in Morgensfrühe aus, als Sonnenglanz und Thaufrische schimmernd auf allen Fluren lagen. Erquickender Waldesduft wehte von den Höhen. Mit uns marschirte ein Bataillon Reserve zur Uebung aus im kräftigen elastischen Tritt. Dass in jeder Compagnie ein paar Mann einen alten Schafpelz oder eine Dorfkappe trugen, schien hierzulande wenig zu verschlagen. Die Gegend war reich bevölkert, und heimelte uns an mit der Menge ihrer Dörfer unter Baumgrün und rothen Ziegeldächern. Drei stattliche Bergkegel erhoben sich aus der herrlichen Thalebene, einer bekrönt mit alten Thürmen und weitläufiger Schlossruine. Dies war ehemals die berühmte Burg Saros, von welcher die ungarische Geschichte manches zu melden hat.

In den Sandsteinlagern der Umgegend steckt der sanfte liebliche Glanz des Opals, der hier in allen Spielarten gefunden wird, bald in Adern und Nestern auf der Oberfläche, bald in der Tiefe. Zu Ende des Mittelalters sollen ein paar hundert

Arbeiter in den Opalgruben beschäftigt gewesen sein. Jetzt wird auch dieses Bergwerk, wie so manches andere im ungarischen Erzgebirge, nur noch dürftig betrieben.

Unser Weg führte durch Thäler, deren Seitenlehnen bis oben hin wohlbebaut waren, öfter auch über Bergzüge und Hügelwellen, auf deren Höhe sofort ein Gewimmel von Bergen und Kuppen bis an den fernsten Horizont auftauchte. In Siroka wurde gefüttert: dann ging es in ein Waldthal hinein, und rechts und links stiegen immer höher die Berge, bedeckt mit Nadelholz, dessen würziger Geruch die Luft erfüllte. Das Herz ging mir auf, ich meinte wieder in heimathlichen Bergen zu sein. Der Weg zog rasch aufwärts, das Thal wurde enger und schluchtartiger, mit einer kleinen Wendung hatten wir die Passhöhe, und vor uns lag die wundervolle Aussicht des Braniczko, bei deren Erwähnung jedem Zipser sich die Seele weitet. Eine wahre Prachtlandschaft breitet sich zu den Füssen aus, voll Städte und Dörfer, Burgen und Flüsse, alles goldhell, anmuthig vermischt mit Gehölz und Waldrücken, und rings eingefasst von einem dunkeln Bergkranz. Links hebt sich an die Wolken die Kralowagora oder der Königsberg: rechts aber prallt in die Augen die hohe Tatra.

Da hatte ich sie endlich dicht vor mir, diese Central-Karpathen, deren Zacken und Spitzen, die eine dicht neben der andern, in fürchterlicher nackter Schroffheit über sieben und achttausend Fuss emporgipfeln — ein gewaltiger, furchtbarer, ja versteinernder Anblick. Finster gähnen euch vier oder fünf weitaufgerissene Felsenthäler entgegen, alles nacktes starres Gestein. Ihre Wände steigen steil auf aus der Ebene, und recken sich in zahllosen Riffen und Zackenspitzen empor bis über die Schneefelder, welche hoch oben die finstern Schluchten ausfüllen.

Dennoch — ich gestehe es — war ich etwas enttäuscht. Ist das alles? fragte ich. Das schien ja nur, als wäre ein kleines Stück aus unsern Alpen herausgeschnitten, und mit starrendem finsterm Gestein zwischen die niedern Waldberge

versetzt. Ich musste mich darauf besinnen, dass ja die ganze Länge der Central-Karpathen nur acht Meilen beträgt.

Wir wanderten eine Zeitlang auf dem Bergrücken zu beiden Seiten des Passes hin und her, und schwelgten in den Aussichten. Im Gebirge waren einige höchste Säulen noch mit Wolken bedeckt. Um Mittag wurden sie klar, und ich erkannte deutlich die Lomnitzer-, die Schlagendorfer-, die Gersdorfer Spitze, und den alten Krivan. Ich hatte ihre Formen ja oft genug in Koristka's Schrift, welche Petermanns Mittheilungen vor ein paar Jahren brachten, studirt.

Man war gerade beschäftigt, auf der Höhe des Passes ein stolzes marmornes Denkmal zu errichten. Im Jahre 1849 hatten die Oesterreicher, welche von Eperies herauf marschirt waren, den Braniczko besetzt. Während die Ungarn von unten her anstürmten, waren die Zipser Freiwilligen zur Seite über den Berg gekommen, und das kaiserliche Heer sah sich genöthigt, den wichtigen Pass aufzugeben und eilig den Rückzug anzutreten. Diese fröhliche Waffenthat ist noch in aller Zipser Munde, und seitdem nennt kein Mensch den Braniczko mehr mit seinem guten alten Namen „Purzelgrund“.

In der Ebene unter uns lag ein Städtchen, wie es sich Keiner hübscher im mittelalterlichen Schmuck vorstellen könnte. Es war mit Mauern und Zinnen umgeben, seine Höhe krönten ein Dom und weisse schlossartige Gebäude, und zwischen den Giebelhäusern ragten hoch die alten Thürme in die Luft. Neben dem Städtchen aber stand ein sehr steiler Felsberg und oben darauf eine grosse Prachtruine. Es war Kirchdrauf, der Sitz des Zipser Bischofs, und das alte Bergschloss war das berühmte Zipser Haus. Ich kam jetzt zum historischen Mittelpunkt der Landschaft, welche die Deutschen seit so langer Zeit schon in einen weiten blühenden Waldgarten verwandelten.

Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gab es einen Zipser Schlossgrafen, der auf der freien, weitschauenden Felsenburg residirte. König Matthias Corvinus machte Emmerich Zapolya zum Erbherrn, und nun begann da oben fürst-

liche Pracht, orientalisch üppiges Leben. Die Schlossbesitzer, die Zapolya, Thurzo, Rakoczy, denen die düstere ernste Majestät des Tatragebirges sich in Sein und Seele einsenkte, vermassen sich grosser und wilder Dinge. Der Zapolya, der nach Ungarns Krone griff, und, um sie zu behalten, dem Sultan knieend die Hände küsste, wurde dort geboren. Wie oft ist das Felsennest erstürmt, verrathen, und wieder erstürmt worden! Man hielt es einer grossen Festung werth. Einmal in der Reformationszeit, als ein Thurzo und Bathory sich um das Schloss stritten, hatte ein wilder Bandenführer einen Theil der Besatzung bestochen. Achtzehn Mann wurden Nachts an Seilen heraufgezogen, der neunzehnte war der Räuberhauptmann Scharsko. Als er hoch am Felsen hing, wurde der Verrath entdeckt, sein Seil zerhauen, dass er zerschmettert hinunterflog, seine Mannschaft im Schlosshof niedergeschossen. Dabei ging die Pulverkammer in die Luft, und nahm den Kommandanten mit seiner Besatzung mit. Jetzt kann man sich in den verfallenen Thoren und Gewölben und den in den Fels gehauenen Gängen stundenlang umher treiben, und wird nimmer müde, die wechselnden Aussichten auf Gebirg und Landschaft und wieder tief hinein in die aufgerissene starre Nacht der Tatraschluchten zu bewundern.

Die Stadt Kirchdrauf erscheint auf den Karten öfter im ungarischen Namen Varallya, obwohl man ihn unter ihren dreitausend deutschen Einwohnern vielleicht jede Woche nur einmal hört. Obgleich sich darunter schon viele Slovaken befinden, reden die Schilder, die in andern Städten oben die magyarischen und darunter kleiner die deutschen Schriftzüge zeigen, hier fast durchgängig deutsch, dabei eines sogar „Janos Czony, Tischlermeister“. Von der Stadt, die noch immer im Weben von Leinwand und Damast rührig ist, sagt man: sie sei von Wasser gebaut, weil aus Kalktuff, der hier aus Niederschlägen des Wassers entsteht.

Hinter der bürgerlichen Stadt, die, wie in fast allen grösseren Orten der Zips, trotz der katholischen Kirche sich die

protestantische nicht nehmen liess, erhebt sich, abgetrennt und wie eine Festung ummauert, die bischöfliche Stadt auf einem Kalkberg. Gleich hinter dem Thore war seine Höhe gespickt mit zahllosen kleinen Thürbauten, gleichwie Dachfenstern. Was war es? Thüren mit Schloss und Nummer, in Holz eingefasst, und dahinter öffneten sich senkrechte kleine Höhlungen, in welchen man Kartoffeln aufbewahrte. Die Domherrenwohnungen bilden eine kleine Strasse, die mit Bäumen besetzt ist. Dahinter steigen die Residenz des Bischofs, das Priester-Seminar, und am Schlusse die uralte mächtige Kathedrale empor. Als die Deutschen hier 1142 einwanderten, stand auf der Felsenplatte schon längst eine Kirche. Die Thürme stammen noch aus dem 12., die schönsten Grabmale aus dem 15. und 16., die Altäre, Holzschnitzereien und Gemälde aus dem 17. Jahrhundert. Man schaffte hier noch im mittelalterlichen Kunststil, als in Deutschland längst schon andere Richtungen herrschten. Nicht weit vom Dome brausen Mineralquellen aus dem Boden, deren Wasser alles mit Kalksinter überzieht.

Der Zipser Bischof hat, wie das in Ungarn gewöhnlich, fürstliche Einkünfte. „Warum ist er kein Bischof geworden?“ fragt man, um einen armen Teufel zu verhöhnen. Erhaben in reiner Luft, angesichts der schönen und majestätischen Landschaft, könnten Bischof und Kapitel hier in idyllischer Ruhe thronen; doch ach, die böse Zeit bespült mit ihren unruhigen Wellen auch den Fuss der stillen Schlosshöhe. In Ungarn ist man sehr duldsam, oder auch sehr gleichgültig in kirchlichen Dingen. Die Nationalität ist die Hauptsache, in zweiter Linie kommt Besitz und Habe, erst in dritter was zur Religion gehört, und diese ist auf's Engste mit der Nationalität verwachsen. Allein das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma hat doch schon angefangen, auch über den Bergring herüber ins Land hineinzublitzen. Wiederholt hörte ich: fünf Sechstheile der ungarischen Geistlichkeit seien abgesagte Feinde der römischen Ansprüche, nur wenige dächten anders. Für jetzt wird jenen Ansprüchen in Ungarn wohl der Sieg bleiben. Bei

dem deutschen Klerus verhalf ihnen dazu, wenigstens vorläufig, die dumpfe Angst der Bischöfe vor einem Schisma, das in seinem Fortgang dunkel und unberechenbar. In Frankreich drückte das nationale Unglück Alles nieder: kein französischer Bischof mochte es auf sich nehmen, noch einen neuen tieffressenden Zwiespalt in seinem zerklüfteten Lande hervorzurufen. In Ungarn mag patriotisches Bedenken dieser Art mitreden, wohl auch ein geheimes Einverständniss zwischen der herrschenden Regierungspartei und dem hohen Klerus, die sich gegenseitig in der Stille unterstützen, und das Uebrige thut schon die landesübliche Lässigkeit in allem, was nicht Politik oder Geldinteressen sind. Jene wenigen Ultramontanen aber unter der katholischen Geistlichkeit, meist jüngere, sind rührig und leidenschaftlich, und in den letzten zwanzig Jahren in aller Stille an die leitenden Stellen gekommen. Sie führen ein rasches Schwert, die andern kaum die Feder.

Bei alledem fängt der Hass gegen die ultramontanen Vorfechter zu glimmen an. Als davon die Rede war, dass Pest ein Hauptsitz der geheimen Verbrüderung der Internationalen sei, meinte Iemand: „Die Welt werde heutzutage von drei Geheimbünden beherrscht, von den Freimaurern, den Jesuiten, den Internationalen: die ersteren seien kirchenfeindlich, die zweiten kulturfeindlich, die dritten beides.“ Diese Behauptung rief heftige Widerrede hervor, nun wurde nicht minder lebhaft erörtert: „Um ihren Idealen Raum zu schaffen, wollten die Internationalen Häuser und Schlösser, Ehe und Eigenthum, die Jesuiten aber die freie Forschung und Wissenschaft zerstören, aus welcher doch zuerst jeder gute Antrieb in Kunst und Industrie und Staatsleben hervorgehe. Ob denn die geistigen Güter der Menschheit nicht höher zu schätzen, als Häuser und Schlösser? Der Sieg der Internationalen werde die Länder mit Asche und Ruinen bedecken, der Sieg der Jesuiten aber byzantinische Oede und Starrheit auf allen idealen Gebieten verursachen. Welcher Ersatz alsdann der Menschheit blühen solle, liege noch völlig im Dunkeln.“ Ich

meinerseits glaube, dass man aller Geheimbünde Bedeutung weit überschätzt. Sie sind nur das weisse Schaumspritzen der Wogen, welche die Zeitströmung auf dem weitbewegten Menschenmeere daher treibt. Sie werden schliesslich gerade so viel ausrichten, als berechtigte Ideen hinter ihnen stecken. Die Jesuiten hoffen auf Wunder, die Internationalen, deren Wichtigkeit übrigens lächerlich aufgebauscht wird, vertrauen auf die Wucht der Fäuste, und die Freimaurer, wie es scheint, auf den gesunden Menschenverstand. Die Einen haben das kirchliche Leben angefacht, die Andern wilde Hoffnungen und dumpfe Furcht erweckt, die grosse Ernte des Jahrhunderts aber gehörte den Freimaurern, denn ihre Flotte segelte hübsch vor der herrschenden geistigen Strömung.

Vom Bischofssitz fuhren wir in zwei Stunden nach der alten königlichen Freistadt Leutschau, welche doppelt so gross und fast ganz von Deutschen bewohnt ist. Wir reiseten ja nicht mehr durch magyarisches, sondern durch deutsches Gebiet, wo Städte und Ortschaften europäischen Stils dicht auf einander folgen. Der Name Leutschau klingt so eigen wie Donnersmark, Käsmark, Kirchdrauf, Metzenseifen, und andere Orte in der Zips. Er soll vom Wächterruf in der Mongolenzeit „Leute schaut!" herrühren. Wahrscheinlich hat dort ursprünglich ein Leutsch gewohnt, welcher der Au den Namen gab. Andere aber meinen wieder: „Leut-schau" erinnere ebenso wie „Schauberg" an die Heerschau des Landes. Denn auf dem Schauberg hatten sich die sächsischen Bewohner der Umgegend, welche vor den schrecklichen Horden flüchteten, zuerst befestigt. Heldenmüthig schirmte dort ihr tapferer Arm Weib und Kind und Habe. Nach drei Jahren, 1245, als das Land wieder ruhiger geworden, zogen sie auf die günstiger gelegene Anhöhe von Leutschau und bauten hier eine feste Stadt zu des Landes Bollwerk.

Diese ist ursprünglich, gleichwie andere deutsche Städte dieses Gebirgs, nach slovakischer Art angelegt. Eine einzige breite Hauptstrasse, von welcher Gassen auslaufen, giebt den

Raum für die Märkte und öffentlichen Gebäude. In Leutschau, wo sie „der Ring“ heisst, steht darauf der katholische Dom, und die neue protestantische Kirche, zwischen beiden zur Verbindung das Rathhaus, daneben das Komitatshaus, und ausserdem fand sich noch Platz zur hübschen Rasen- und Blumenanlage. Das alte Rathhaus hat oben und unten Gallerien von Rundbogen. Auf einer Seite des Platzes finden sich auch noch die alterthümlichen Bogengänge vor den Häusern, die man hier „Vorleben“ nennt. Man könnte dabei an freundlich Leben vor den Häusern denken, wenn nicht die mittelalterlichen „Lauben“ hier „Löben“ lauteten. Die Domkirche ist angefüllt mit schönstem alten Schnitz- und Bildhauerwerk, und besitzt auch eine herrliche Orgel. Hin und wieder zeigen sich in der Stadt noch alte festungsartige Bauwerke. All diese Städte in und bei den Karpathen sind noch erfüllt von malerischen Trümmern und Erinnerungen aus grauen Zeiten voll historischer Kämpfe und Stürme.

Leutschau verkaufte vor fünfzig Jahren seine Zwinger sammt Wall und Graben, und liess sie in blühende Gärten verwandeln. Das Tagewerk unserer Landsleute im westlichen Nordungarn scheint gethan: die Wälder sind ausgerodet, die besten Erzadern ausgebeutet, die blutigen Schaaren der Böhmen, Mongolen, Türken, sowie die räuberischen Banden der Zapolya, Bocskay, Tököly abgewehrt. Die grossen Handelszüge aber nahmen andere Wege. So versanken diese deutschen Städte seit vielen Menschenaltern allmählich in behagliches Stillleben, in welchem sich das süsse Morgen- und Nachmittagsschläfchen stets verlängerte. Auf den Leutschauer Strassen vernahm ich nirgends mehr das kräftige Rauschen aus grossen Werkstätten, sah nirgends hochbeladene Frachtwagen vor den Häusern. Es scheint hier Alles noch so, wie in unsern alten Reichsstädten im vorigen Jahrhundert. Man lebt vom schönen Erbe der Väter, geht frühstücken zum Apotheker und trinkt nach Tisch Kaffee bei dem Konditor. Ich möchte darauf wetten, diese alten Zipserstädte stecken voll von liebenswür-

digen alten Tanten, und die jungen Mädchen wissen nicht mehr, was sie noch alles in den schönen Morgenstunden sticken und stricken sollen; denn die vielen lieben Vettern und Basen sind mit weiblichen Handarbeiten schon reichlich versorgt.

Die alten Familien heirathen natürlich gern unter einander, und eine auffallend grosse Menge führt denselben Namen. Wahrscheinlich stammen sie, wie sich z. B. unter den Pennsylvanier Deutschen noch häufig nachweisen lässt, von den Hauptfamilien der ersten deutschen Einwanderer ab. Wenn sich also in der Zips Alles „Herr Bruder", und „Frau Schwester" titulirt, so ist diese Artigkeit wohlberechtigt.

Aller Welt bekannt ist aber, dass sich die Zipser Deutschen in Ungarn durch ihr redliches und arbeitsames, geschicktes und tüchtiges Wesen höchst vortheilhaft auszeichnen, wie nicht minder durch löbliches Wissen, durch artigen Witz, Neugier und Fröhlichkeit des Herzens. Beständig blieb ihr Handwerk das beste in Ungarn, und versorgten sie mit seinen Waaren die Märkte und Buden bis über die Theiss und Donau hinunter. Der Bergbau ist noch jetzt von Bedeutung. Ganz Oberungarn, grösser als Sachsen oder Württemberg, zählt nur 37 Städte, von diesen fallen 25 allein auf die kleine Zips.

Bei alledem lebte schon seit lange in diesen Deutschungarn kein rechter Beruf, keine frische Triebkraft, keine nationale Idee mehr. Es passt ganz dazu, dass sie häufig einem blassen Vernunftglauben huldigten in religiösen Dingen, in gemüthlichen leicht etwas sentimental wurden, und dass ihr ganzes Wesen etwas kleinbürgerlichen und schüchternen Zuschnitt bekam. Ja die Magyaren, die stets mannhaft fühlen und auftreten, werfen den Zipsern Feigheit vor, obgleich sie die hübschen deutschen Mädchen, die bei reichem Geld und Gut so viel Fleiss, Bildung und Sittlichkeit in's Haus bringen, sehr gerne heimholen.

In dieses kleinbürgerliche Stillleben fielen nun vor 25 Jahren plötzlich wie feurige Funken die ungarischen Ideen hinein.

Freiheit! Vaterland! Diese Zauberworte belebten Alles wie Himmelsklang. Das Leben hatte für die Zipser Deutschen wieder idealen Inhalt, und ohne solche höhere Ideen, die nährend und treibend auf dem tiefsten Grunde von allem Denken und Handeln liegen, kann auf die Länge keine edle Natur bestehen, am wenigsten die deutsche. Die Zipser wurden die besten Ungarn, und es ist eine bekannte Sache, wo irgend eine gute und liberale Idee auftaucht, gewöhnlich ein Zipser dahinter stekt. Und wie dann der Deutsche, wenn er einmal für ein anderes Volk ins Feuer geräth, darin etwas zuviel thut, so verliebten sich die Zipser Deutschen aus Bewunderung für die ritterlichen Magyaren sterblich in deren äusseres Auftreten. Die Fluth dieser magyarischen Begeisterung beginnt nachgerade zu ebben, schlägt aber leicht wieder lebhafte Wellen. Wider Klagen über die schlechte ungarische Justiz und Verwaltung ist man abgestumpft, aus dem einfachen Grunde, weil man beides gar zu sehr gewohnt wurde. Der Zipser fürchtet nur eines: Wiederkehr des alten österreichischen Druckes. Ach, die Freiheit ist dem Menschen etwas so Natürliches, dass er lieber in schlechter Luft frei athmen will, als stets den Respirator vor der Nase führen.

Von manchem Zipser Bauerssohn sagen aber seine Landsleute:

Der hat säu gutt die Schor gehutt wie bir,
Wor Voters Lenzjong, ess of Jonkräis gang:
Und itzt ess er en Pest ä gruss Getir,
Baräun und Gräumen gäin sain Räut verlang.

Die Zipser Mundart tönt etwas rauh, ist aber an herzigem, neckischem und spassigem Wesen so reich als irgend eine der vielen Mundarten Deutschlands. Plattdeutsches Gefühl und Getön ist darin verschmolzen mit oberdeutschem. Niemand handhabt sie schöner, als Ernst Lendner, dessen Gedichte auf kleinen Blättern in der ganzen Zips umherfliegen. Eine Probe „auf ein zart Mägdlein“ darf wohl hier einen Platz finden.

On ä zoort Maiduschschen.

Maaidchen, dich hat nech ä Mutter gebooren!
 Besst aus är Bluum schir entspronng, wi ä Fäi?
Golldijes Maaidchen, ich mechcht dich emoorem,
 Obber zerdrekk ich dich nechch säu wi Schnäi?
Wenn ich dich poss met main gliindijen Leppen,
 Wellern di Räusen nech wegg von dain Wanng?
Maaidchen, ich zäim mich nech, dich zu emoorem,
 Noch dich zu possen, säu seer ich's verlanng.

Anders als diese zarte Liebe, die nicht wagt, zu umarmen und zu küssen, damit das goldige feegeborne Kind nicht wie Schnee zerdrückt werde, klingt es in einem der schönsten Liedchen von Petöfi. Der Dichter grämt sich, dass Ungarns Stern nicht wieder in die Höhe steigt, doch wenn Gott auch die Nation schlägt, gab er doch Wein und Mädchen, den Gram todt zu schlagen. Da reisst man das erste beste hübsche Mädchen an die Brust, drückt es mit beiden Armen und zieht ihm mit Küssen seine süsse Seele aus. Der rothe Wein aber soll brennen wie Blitzesflammen, und der Zigeuner soll geigen, dass das Herz zerspringt. Dies ächt magyarische Gedicht lautet in der Zipser Uebersetzung:

Lanng schunt schläit der liibe Gott es Unngers-Vollk,
's wäiss äuch nischt, wi's mett nen saain wett en der Follg.
Wett sain Steeren wiider staaigen en di Hechch?
Soll sich's fraain gäin? soll sich's gräim? es wäiss es nechch.

Doch wenn Gott äuch Gräum hat geen deer Natziäun,
Hatt er geen met woos en Gräum äuch täutzuschläun.
Wuu sain schäine Maaiderchen und gutte Waain
Sovvil alls en unnsern liiben Unngern saain?

Heer ä Maaidchen, heer a schains, on maine Brosst,
Dass ich's von mer drekk met alln zwenn Oorm väul Losst!
Dass ich mett main Poss sain sisse Säil auszii,
Quitt mich machch met aller mainer pettern Mii.

Und der Waain? häi! heer doch enndlich mett deen Waain!
's Gloos soll saaine räuden Zeeren enn mich graain!
Saaine räuden Zeeren briin wi Blitzens-Flamm,
Aeuch 's derloschschne Leeben tuun se nochch untflamm.

Duu, Zigoon, däu obber gaaig! du wäisst, ich zool.
Obber säu gaaig, dass es Herrz zersprenng mer soll!
's soll zersprenng en saainer Losst, en saainer Quäul
Säu fraait sich der Unnger, — dos ess säu ämäul!

Im deutschen Liede ist der scheue Jüngling vielleicht ein Narr. Klingt aber nicht aus dem magyarischen eine Denkungsart, die für den feineren Sinn doch etwas gar zu steppenliederlich?

Leutschau liegt überaus schön. Berge ringsum in langen Zügen hinter einander, reich bewaldet und in schönen Formen, und herüber schauen die bleichen Karpathenhäupter. Als es Abend wurde, stand ich auf den Trümmern eines alten Thurmes auf der Stadtmauer, und blickte auf die fruchtbedeckten Obstgärten zu Füssen und drüber hinaus in die herrliche Landschaft der Zips, dieses deutschen Schmuckkastens von Ungarn, aus welchem sich die Magyaren schon so viel Gutes geholt haben. Es zog im Geist an mir vorüber die einst so grosse und edle, dann so sturm- und leidensvolle Vergangenheit unserer Landsleute. Die Abendsonne überhauchte mit grüngoldigem Lichte die laubigen Höhen, und der ganze Himmel leuchtete in milder Verklärung. Die Luft war voll Wärme und Waldfrische, zwischen durch kam ein leiser kalter Windstoss — ein Gruss aus den nahen Schneefeldern.

Da der Abend schön, und die Freunde, an welche ich in Leutschau empfohlen war, nicht zu Hause — der Zipser befindet sich gern auf Besuchsreisen, — so entschloss ich mich rasch, noch vier oder fünf Stunden nach Käsmark zu fahren. Es liess sich aber kein anderes Fuhrwerk auftreiben, als jenes landesübliche Gefährt, das man theurer bezahlen muss, als den besten Reisewagen, und welches doch nichts ist, als ein Leiterwägelchen mit Strohsack, lose angehängt an ein paar Pferdchen, die besser laufen, als aussehen. Es war gegen Mitternacht, als ich in Käsmark eintraf. Diese Stadt von 5000 Einwohnern, vorzugsweise noch belebt von Handel und Gewerbe, berühmt durch ihre grossen Jahrmärkte und ihr

gutes Bier, besitzt einen einzigen Gasthof, dazu eine Konditorei mit Speisehaus, deren Inhaber ein paar bessere Zimmer an Reisende abgiebt. Ich hatte die gastliche Konditorei gewählt: als ich nun andern Tags bei dem Gasthofbesitzer einen Wagen nachsuchte, erwiederte er: der könne mich fahren, bei dem ich wohne. Das ist doch Alles noch gerade so, wie bei uns in kleinen Städten vor hundert Jahren.

Andern Tags füllte die Strasse wieder ein Viehmarkt; es war ja im September, dem Monat der Jahrmärkte. Massenhaft hatten sich die Slovaken aus den Ortschaften der Ebene und Gebirge eingestellt. Ueberall sah man sie stolz und aufrecht stehen und verhandeln, und wenn ein Kauf geschlossen war, schlug man einander klatschend in die Hände.

Mich zog indessen die protestantische Kirche auf dem Platze, wo der Markt am lebendigsten war, nicht wenig an. Sie ist ganz von Holz, und man erzählt: die Protestanten hätten noch im Jahr 1718 nur hölzerne Bethäuser bauen dürfen, und die Mauer sei ringsum gezogen, weil es verboten gewesen, gleich von der Strasse einzutreten. Das protestantische Bethaus hatte sich durch die Ringmauer schamhaft verhüllen müssen. Das Gebäude bildet ein Kreuz mit gleichlangen Schenkeln, ist ganz wie eine griechische Kirche eingerichtet, und das Innere mit Bibelsprüchen verziert. Die Decke mit ihren alten Gemälden verdiente wohl einen Abputz.

Zeigen sich schon hier vortreffliche Holzschnitzereien, so wird man zur Bewunderung hingerissen in der Burgkapelle und der katholischen Kirche. Vor letzterer steht aus uralter Zeit ein Thurmviereck. Das Innere ist schrecklich bunt renovirt, ein Meisterwerk der Christus am Hauptaltar. Die Burgkapelle aber ist ein wahres Juwel der Renaissance durch Altar Kanzel und Betstuhl, trotzdem dass man sie in jüngster Zeit glänzend lakirte. Ueberhaupt würde für Kunstgeschichte sich in dieser Gegend noch mancher willkommene Fund dar-

bieten. Auch ein Sprachforscher hätte seine Freude an so manchen Ausdrücken, die sich aus der alten Zeit hier ebenso lebendig erhielten, wie einige alte Bräuche und Sitten, an denen man hier in Städtchen, die der moderne Verkehr abseits liegen liess, deutsches Mittelalter studiren könnte.

Leidenschaftlich liebt der Zipser seine Heimath. Sie verdient es, denn diese „ungarische Schweiz" gehört zu den herrlichsten Gegenden auf unserer Erde. Auch zu den gesündesten. Das Klima ist zwar ein wenig strenge, der Winter scharf und kalt, der Sommer heiss und kurz. Nimmer aber vergeht die angenehme stärkende Luft, welche das Ländchen durchweht. Aus all den Bergwaldungen scheint sie Würze, aus zahllosen krystallklaren Wässerchen Frische in sich aufzunehmen. Die Zips ist eine rechte Brunnkammer, aller Orten quillt es und sprudelt es, und der Mineralquellen ist eine zahllose Menge. Diese köstlichen Brunnen, die zu Gesundheitsbädern einladen, der Erzreichthum des Gebirgs, der industrielle Sinn der Bevölkerung verheissen der deutschen Zips noch eine schöne Zukunft, wenn das anmuthige Ländchen einmal durch die Eisenbahn, die jetzt gebaut wird, bekannter und dem grossen Verkehr zugänglich geworden.

Einstweilen begnügt sich die Zips, ihre gescheidten Söhne wie ihre Handwerkswaare über ganz Ungarn auszuschicken. Auch in Wien haben sie sich angesiedelt. Die Zurückbleibenden aber — es mögen ihrer noch immer 70- bis 80,000 Deutschsprechende sein, — üben ihren Witz und ihre Spottsucht an einander, wie das in jeder abgeschlossenen Landschaft im weiten Deutschland herkömmlich. Jede Ortschaft ist mit ihrem Spottnamen und einem Strauss von Anekdötchen behängt, die auf ihre Kosten im Umlauf sind. Der Umgegend aber gegenüber betrachten die Zipser ihr Ländchen mit seiner Hauptstadt „der Leut" als gefeieten Bezirk des Friedens. Ein alter Vers drückt das so aus:

Wer von Kaschau ungefangen,
von Eperies ungehangen,
von Bartfeld unbeweibt,
von Seben unbekleibt
kommt in die Leut,
kann sagen von guter Zeit.

Käsmarks Name ist so wenig enträthselt, als was seine gekreuzten Schwerter im Wappen bedeuten; man will sogar auf eine fürchterliche Schlacht mit den Hunnen zurückgehen. Wie wenig aber die alten Käsmarker und Leutschauer aus deutsch mittelalterlicher Art geschlagen, bewies die wüthende nachbarliche Feindschaft, mit welcher sie noch 1532 auf blutiger Wahlstätte sich gegenüberstanden. Damals waren freilich die Käsmarker schon in den unseligen Banden der Tököly. König Matthias Corvinus hatte nämlich in ihrer Stadt Zapolya zum Schlossherrn gemacht, dieser liess um die Burg eilig Gräben ziehen und Thürme bauen. Aus dieser Festung plackten und brandschatzten Zapolya und seine Nachfolger, die Tököly, die deutsche Bürgerschaft nach Herzenslust. Viele Bürger flüchteten vor der Tyrannei. Als sich 1655 Gelegenheit bot, die Burgherrschaft abzukaufen, brachten die Käsmarker eilig all ihr Silbergeschirr herbei, und die Weiber ihre Halsbänder und Gürtel, die von Gold und Perlen waren. Allein noch lange Zeit hatte die königliche Freistadt jede Art von List und Tapferkeit aufzubieten, um sich der rohen Angriffe zu erwehren, und als Emmerich Tököly nach der Türkei hatte flüchten müssen, kauften sie die ganze Unglücksburg für ihr gutes Geld und füllten die ungeheuren Keller mit Wein und Waaren.

Meine Führer zu diesen Alterthümern waren, ein alter Rittmeister besonders, wohl vertraut mit den historischen Ehren von Käsmark, und konnten nicht genug beklagen, dass die Burg vor ein paar Jahren ausbrannte. Um so malerischer bildeten jetzt die alten Thürme und Zinnen eine Halbruine. Es war mir eine rechte Freude, mich mit solchen Männern zu

unterhalten, und nach ungarischer Weise machte sich dabei ein kleines Gelage ganz von selbst. Als ich mit einem Gefährten endlich zur Abreise aufstieg, erklang auf einmal die Zigeunermusik rings um den Wagen, und wie sehr wir auch — denn Zuschauer genug kamen vor die Hausthüre — die Musiker abwehrten, und den Kutscher zur Eile antrieben, fuhr hartnäckig dieser Schritt für Schritt, und die Zigeuner gingen immer nebenher und geigten und bliesen aus Leibeskräften, bis wir endlich von dem grossen Platz in eine Nebenstrasse abbogen. Es war dies eine landesübliche Ehre, welche die fröhliche Gesellschaft, die wir verliessen, uns in der Stille vorbereitet hatte.

Die Strasse führte an der Popper herauf, die aus dem Hochgebirg einen klaren Bach nach dem andern erhält, und all dieses rinnende und stürzende Gewässer ist von Gebüsch und Bäumen besetzt, zwischen denen sich die schönen grünen Wiesen und Feld- und Gartenland ausdehnen. Dicht unter der düstern Bergmajestät der Karpathen breitet sich eine lachende und anmuthige Gegend aus, nichts konnte mehr zum Anbau einladen. Fünf ehemals königliche Freistädte schauen einander in die Küchengärten hinein: Matzdorf, Georgenberg, Deutschendorf, Michelsdorf, Völk. Jetzt sind sie alterthümliche reinliche Städtchen, denen man es noch ansieht, welch ein kraftvolles deutsches Leben sie einst erfüllte. Bedenklich genug brauchen Slovak und Magyar bereits die nichtdeutschen Namen Matheocz, Szombathhely, Poprad, Strazsa, Felka, und selbst der Deutsche sagt lieber Poprad Felka und Strazsa.

Jedoch Fleiss und Frohsinn und ein biederes herziges Wesen gehen bei ihren gebildeten Bewohnern nicht aus, und Küche und Keller schaffen alleweil Gutes. Als ich bei einer verehrungswürdigen alten Dame Besuch machte, und ihre Söhne und Schwiegertöchter herbeikamen, stand, wie es Sitte, gleich das Zuckergebäck da, und wurde ein goldener Wein in Biergläsern ausgeschenkt. Ich dachte nicht anders, als dass es ein guter Landwein sei, — eine lachende Täuschung, Tokaier

Ausbruch war es. Auf den Strassen hört man von den Kindern reines Deutsch, das sie in der Schule lernen, und so lieblich dieser reine Klang, so angenehm empfängt uns das deutsche Haus mit seinen Blumen am Fenster, seinem edlen Frieden, und mit der regen Wissbegierde und Theilnahme seiner Bewohner.

Erwünschter konnte mir kein Willkommen aus dem nahen Bade Schmecks sein, als ich in Völk zu treffen das Glück hatte. In leichter Kalesche und unter belehrendem Zwiegespräch flogen wir den Tannenforst hinauf, in welchem dieses berühmte Bad liegt, ohne Frage die Perle der Karpathen, das grosse Stelldichein von Deutschen Magyaren Polen Russen Serben und Walachen. Ehe ich aber von dieser reizenden Ansiedelung und den dunkeln sturmgepeitschten Jochen und Gipfeln über ihr erzähle, will ich versuchen, noch etwas von Geschichte und Zuständen der Zipser Deutschen und ihrer slovakischen Nachbaren zur Anschauung zu bringen.

XV.

Aus der Geschichte der Deutschen in Oberungarn.

Hohenstaufenzeit. Ansiedlungen in der Zips. Städtebund, Ritterbund, und andere Genossenschaften. Kraftvolles Aufblühen. Oberungarn halb deutsch. Dorfschaften. Scheu vor der Theissebene Ausschliessung der Magyaren. Städteverfassung. Rechtsleben. Beginn der Leidenszeit. Zersetzung und Verkümmerung. Glaubenszwiespalt. Eindringen der Nichtdeutschen. Slovakische Entartung. Ethnographische Uebergangsweisen. Einwirkung der Landesnatur. Sprachnoth. Polnische Wirthschaft besser als magyarische. Städteraub. Zwei Räthsel.

Wir Deutschen bekommen erst seit jüngster Zeit wieder eine Ahnung, welch ein Sieges- und Kraftgefühl, welch eine fröhliche Zuversicht unser Volk belebte in den Zeiten der Hohen-

staufen. Da zogen die Deutschen, denen die Heimath zu eng wurde, nach allen Windstrichen über die Gränzen ihres Landes, an der Seite das lange Schwert und hinter sich auf kleinen Wagen Axt und Pflug und die beste Manns- und Frauen-Gerade. Wo sie sich ansiedelten, verwandelte sich der öde Wald in Güter und Gärten, erblühten Handel und Gewerbe, und stiegen feste Orte auf, eng und steinern, aber gefestet zu Schutz und Schirm von deutschem Recht, deutscher Sitte und Sprache. Denn alles Fremde erschien minder würdig und werthvoll, und kein Deutscher liess sich damals durch herrisches und klirrendes Auftreten eines Winden oder Magyaren einschüchtern, ohne mit seinen scharfen Augen den Mann durch und durch zu schauen, und gleich weg zu haben, was darin und dahinter steckte.

Damals, seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, füllte sich auch die Zips mit deutschen Ansiedlern. Sie kamen aus Niedersachsen, und Herr Rainald, welchen sie zu ihrem obersten Hauptmann erwählt hatten, trat, wie die Sage geht, als ein Herzog und Graf der Sachsen ins Land ein. Der erste grosse Zug langte 1143 an, der zweite nach der Mongolenverwüstung ein Jahrhundert später. Ausserdem erschienen aus Deutschland fort und fort kleine Schaaren von Nachzüglern. Bald standen da 24 deutsche Städte, fest verbündet zu einer Brüderschaft (Fraternitas) und freien Gemeinschaft, welche sie stolz ihre Universitas nannten. Sie wollten nur unter ihrem „Nationsgrafen" leben, der seinen Sitz zu Leutschau nahm, und zu keiner Steuer sich verstehen, als zu einem Königszins. Selbst die Entbindung von der Pflicht, den König mit seinem Gefolge zu bewirthen, oder ihm im Felde bis über die Gränzen der Zips zu folgen, wurde ihnen zugestanden. Schon 1287 legten die 24 Städte das königliche Privileg über all diese Freiheiten auf dem Rathhaus in Leutschau nieder.

In jenen Zeiten aber, wo das deutsche genossenschaftliche Leben überall in reicher Blüthe stand, wollte auch der Landadel nirgends hinter den Stadtbürgern zurück bleiben. Auch

er verbündete sich zu Schutz und Trutz, zu Festspiel und Turnieren. Also entstand auch in der Zips neben dem Bunde der 24 Städte gar bald eine ritterliche Genossenschaft auf dem Lande, das sogenannte kleine Komitat, welches ebenfalls seinen eigenen Oberrichter hatte, einen Vizegespan. Dazu gehörten die 14 Ortschaften der Lanzenträger, so genannt weil die Gutsbesitzer davon dem Könige, statt der Abgaben, von je acht Huben einen ritterlich gerüsteten Mann stellten. Zehn dieser Ritter folgten dem König als seine Leibwache in den Krieg.

Dabei bildeten sich noch viele andere Genossenschaften zu Amt und Gewerb, zu Schimpf und Scherz, von den Bergwerksgilden bis herab zu den lustigen, aber nicht minder festhaltenden „Kameradschaften“ der Burschen und Mädchen, die bei dem Ringeltanz am Sonntag Nachmittag, wie des Winters Abends in den Spinnstuben, sich belustigten und noch hin und wieder sich finden.

All diesen Genossenschaften im Ungarlande brachte das 14. und 15. Jahrhundert fort und fort reichlichen Nachschub an deutschen Landsleuten, und die Zipser Städte und Ortschaften wurden mächtig durch kriegsfreudige Mannen, und reich durch Bergwerk und allerlei Gewerb, dessen Waare sie auf die ungarischen Märkte verführten, sowie durch ihren Antheil am Welthandel, der von der Donau durch Oberungarn nach Polen und Schlesien zog.

Zur selben Zeit blühten im nördlichen Oberungarn noch viele andere Städte empor, die entweder von Deutschen gegründet oder jetzt von ihnen bevölkert wurden, wie Kaschau, Eperies, Metzenseifen, Lublau, Seben, Bartfeld, Rosenau, Pleisnitz, Steffelsdorf, Dobschau, Rosenberg, Schemnitz, Neusohl, Kremnitz, und andere mehr. Oberungarn wurde wie Schlesien von Deutschen durchsetzt, Kaschau galt als eine vornehme deutsche Stadt, und das Land wäre wie Schlesien zu Deutschland geschlagen, wenn es einen selbstständigen Fürsten gehabt und nicht bereits einen Theil des ungarischen Königreichs gebildet hätte.

Neben den Städten aber siedelten sich deutsche Dörfer in Menge an. Denn nicht bloss Könige Bischöfe und Aebte, sondern auch landreiche, aber geldarme Edelleute betrachteten es als das grösste Glück, wenn sie eine deutsche Ansiedelung auf ihre Güter bringen konnten. Ein Unternehmer, der Schultheiss, liess sich von einem Grundherrn Land anweisen, dann zog er deutsche Einwanderer herbei, besetzte das Land mit ihnen, und bewohnte die Erbschultzerei, das beste Gut, an welchem gewisse Ehrendienste hingen. Die übrigen Ansiedler bezahlten an die Herrschaft Grundzins, und bedingten sich, dass sie von den Frohnden frei seien, und ihren Prediger selbst wählen und bezahlen sollten. Nach dem Beispiel dieser deutschen Bauern haben sich später auch die Ruthenen häufig unter einem Schultheiss (Soltess) in kleinen Dörfern zusammengesiedelt, als sie aus Noth von der nationalen Gewöhnung, mit ihrem Vieh von einer Alpe zur andern zu ziehen und hier und dort erbärmliche Hütten aufzusuchen, abstehen mussten. In der Folgezeit wurden mit diesen kleinen Gemeinden die letzten Reste der ruthenischen Nomaden, deren es im Beginn des vorigen Jahrhunderts in den Karpathen noch viele gab, verknüpft und von den Grundherren ebenfalls in die Gutshörigkeit hineingezogen. In der Zips behielten sie aber noch lange Zeit ihr freies „Hirtengedinge".

Die Deutschen suchten sich in Ungarn stets die schönsten Landflecken aus, wo Gebirge und Hügel wechselten mit reich bewässerten Fluren und Thälern. Die grosse Ebene überliessen sie gern den Magyaren. Schon ihre Landsleute, die Ost- und Westgothen, die Alanen und Vandalen, die Quaden und Gepiden, die Rugier und Heruler und Langobarden, hatten sich nicht sonderlich auf der ungarischen Ebene gefallen, eine germanische Völkerschaft nach der andern war wieder weggezogen. Die Magyaren aber blieben haften und mussten sich gewöhnen an Fieber und Sumpfwasser und Mistfeuerung, sowie an die Ueberschwemmungen, die vernichtenden Hagelwetter, die entsetzlichen Dürren, die nebst pestartigen Krank-

heiten so oft die ungarischen Flächen heimsuchen und den Werth ihrer Fruchtbarkeit schwächen. Ich erwähnte bereits, wie die unausweichliche Wucht dieser Naturgeisseln auf Charakter und Geschichte der Magyaren nicht minder Einfluss geübt, als sie die Entwickelung des Landes lähmte. Seit der Austrocknung der ungeheuren Theiss-Sümpfe, die nach jahrelangem Reden und Plänemachen endlich zu Stande kam, ist mit den grossen Ueberschwemmungen wenigstens ein Hauptheerd der Krankheiten weggefallen. Nun aber sind nicht allein zahllose Brutstätten der Wildgänse zerstört, was wir selbst dahinten in Bayern an der Abnahme dieses angenehmen Vogelwilds spüren, sondern man will auch bemerken, dass die schrecklichen Nothzeiten der Dürre weit öfter eintreten. Erst jahrhundertlange planmässige Arbeit kann Abhülfe schaffen.

Unsere Landsleute hüteten sich, wie gesagt, vor den Tücken der Sumpfluft und dem Sonnenbrand der ungarischen Ebene: sie wohnten dort nur vereinzelt. Auf dem Gebiete aber, das sie dichter besiedelten, suchten sie aus allen Kräften die Magyaren sich vom Leibe zu halten. Sie wussten es wohl, dass mit ihnen bei ihrer hochmüthigen Selbstüberschätzung, bei ihrem ewigen Hang zu reden und zu erörtern und doch nichts Rechtes zu thun, bei ihrer leidenschaftlichen Herrschsucht platterdings nicht auszukommen sei. Vor allen Dingen strebten sie daher, in ihren Städten mit Magyaren wie mit Slovaken nicht behelligt zu werden, und nicht unter deren Richtern und Beamten, sondern unter ihren eigenen zu stehen. Die ungarischen Könige kamen solchem Verlangen möglichst entgegen. Denn sie wussten gar wohl, was sie an den Deutschen hatten. Diese machten die Gränzwächter gegen Polen, und gewährten dem Könige eine treffliche Stütze und Zuflucht gegen seinen unbändigen Adel. Bei ihnen gab es ordentliche Städte wie in Westeuropa — das kleine Zipser Ländchen allein hegte ihrer ja zwei Dutzend — und in diesen deutschen Städten gab es immer Geld vollauf und treue und geschickte ritterliche Männer. Was bot den Königen das magyaren-

besetzte Land, so lang und breit es war? — Einen wilden kriegerischen Adel und stramme Hirten und Bauern, alle ausgestattet mit tapferen Herzen, jedoch mit erbärmlicher Bildung und Habe.

So hatten denn die Zipser ihren eigenen Grafen und Burggrafen, und ihre eigenen Untergrafen und Landgrafen, und diese alle mussten regieren und Recht sprechen lediglich nach ihren alten deutschen Gewohnheiten, Rechten und Freiheiten. Kein Zipser durfte vor das Komitat oder auch nur vor des Königs eigenen Gerichtshof geladen werden. Ihren obersten Richter aber wählten die 124 Unterrichter der Grafschaft selbst durch einfache Stimmenmehrheit. Wollte nun ein Nichtdeutscher Bürgerrecht in ihren Städten gewinnen, so stand dem Adeligen entgegen, dass er keine Steuerfreiheit genoss, und jeder Andere hätte erst sein Meisterstück machen müssen. So blieben die deutschen Städte rein von Magyaren und Slovaken.

Das Recht aber, nach welchem diese Deutschungarn lebten, stimmt in allen Grundzügen überein mit dem allgemeinen deutschen Recht, wie es in den mittelalterlichen Satzungen und Rechtsbüchern überliefert ist. Wenn z. B. in Schemnitz ein Mädchen entführt war, so versammelte der Richter ihre Verwandten und die Schöffen, und stellte das Mädchen und den Entführer zwanglos in ihre Mitte. Ging sie nun zu ihren Verwandten, so schlug man ihm das Haupt ab: ging sie aber zu ihm, so war damit die Sache abgethan. In einem Stück aber hatten die Schemnitzer Frauen ein besonderes Recht. Wollte ein Mann nach Rom, oder nach St. Jakob in Spanien, oder sonstwohin wallfahrten, so konnte die Frau von Rechtswegen ihm gebieten: „Zum heiligen Grabe nach Jerusalem kannst du gehen: willst du das nicht, so bleibst du zu Hause!“ Die Zipser Satzung verbürgte den Frauen ein ebenso gutes Recht am Vermögen, als es die Männer hatten. Noch eine Ausnahme des Ofener Stadtrechts sei erwähnt. Nach deutschem Recht musste ein Mann, welcher den Ritterschlag oder ein

höheres Amt begehrte, seine vier freien Ahnen aufweisen, d. h. Vater und Mutter und deren Eltern mussten frei gewesen sein. Mehr als vier Ahnen brauchte auch der Kaiser nicht: die Ahnenprobe der Acht oder gar Sechszehn gehört erst der Zeit an, wo das alte frische Rechtsleben sich verknöcherte und verzopfte. In Ofen brauchte aber der Stadtrichter nur drei Ahnen zu beweisen, wahrscheinlich weil unter den Grosseltern leicht eine Nichtdeutsche stecken konnte. Unter den zwölf Ofener Rathsherren jedoch durften zwei Nichtdeutsche sein.

Die schöne Kraftfülle der deutschen Städte in Ungarn dauerte das ganze Mittelalter hindurch. Die Stürme der Mongolenzeit, die Einfälle der Böhmen, die ungarischen Thronkriege hielten sie aus mit Leichtigkeit. Denn der gewinnreiche Handel und blühendes Gewerbe aller Art, namentlich auch in Leinwand, ersetzten den Schaden im Vermögen, und Nachzügler aus Deutschland füllten die Lücken in der Bevölkerung aus. Die grosse Leidenszeit kam, als Johann Zapolya den ungarischen Krieg gegen den deutschen König begann, und zugleich die nationale Begeisterung der Magyaren anfing, in hohen Wogen zu gehen.

Die deutschen Städtebürger waren ebenso rasch, als ihre Genossen im grossen Mutterland, protestantisch geworden, und beharrten treu und fest dabei. In den Bürgerkriegen, die von jetzt an mit entsetzlicher Wuth Ungarn verheerten, wurden die Deutschen von den Katholiken als Protestanten, von den Magyaren als Deutsche verfolgt. Auf sie prasselten von allen Seiten die eisernen Würfel nieder. Ihre Städte kamen bald unter diesen, bald unter jenen Gewaltherrscher, Käsmark wechselte in sechs Jahren dreizehnmal seinen Herrn. Jeder brandschatzte, und was sie übrig liessen, holten plündernde Räuberbanden. Einheimische Raubsucht, alter Nationalhass, neuer Religionshass sättigten sich an den Deutschen. Wiederholt legten grosse Brände die Städte in Asche, oder pestartige Krankheiten ihre Bewohner aufs Sterbebett. Ein Theil flüchtete, ein anderer wurde vertrieben, geächtet, erschlagen. Die

katholischen Geistlichen riefen Slovaken herbei, der magyarische Adel aber seine verarmten Genossen. Solches Elend wiederholte sich wieder und wieder, weit über hundert Jahre lang: diese Periode war für die deutsch-ungarischen Städte, was für Deutschland der dreissigjährige Krieg. Auf dem Land aber drückten die magyarischen Grundherren auf die deutschen Dörfer. Jegliche Tücke oder Gewalt schien erlaubt, um die freien Männer zu hörigen Leuten zu machen. Die Komitatsherrschaft erhob fast überall in den deutschen Bezirken ihr Haupt, und mit ihr Rechtslosigkeit und Adelsübermuth. Wenn einmal eine Stadt unter das Komitat gerieth, so ging es mit ihr unaufhaltsam abwärts.

Niemals aber hätte die Zersetzung und Verkümmerung so rasch um sich gegriffen, hätte nicht der Glaubenskampf den nationalen Zusammenhang der Deutschen zerrissen. Der Glaube stand höher, als die Nationalität. Aehnlich wie in Deutschland liess man gegen den augenblicklichen Gewalthaber jede alte Freiheit, jedes klare Recht fahren, wenn er nur das köstlichste Gut, die Gewissensfreiheit, schirmte. Katholik oder Protestant — das wurde Feldgeschrei. Die deutsche Regierung war die österreichische, ihren Siegen folgte auf dem Fusse Unterdrückung der Protestanten. Nun liess sich der magyarische Grossadel leicht wieder katholisch machen, die deutschen Bürger aber wanderten aus oder schlossen sich den calvinistischen Magyaren an. Nur die ärmeren Deutschen konnten den Mitteln, die man zu ihrer Bekehrung anwendete, auf die Dauer nicht widerstehen. Sie aber mussten es sich gefallen lassen, wenn die Pfarrer und Jesuiten und jene magyarischen Adelsherren Slovaken und Ruthenen und Polen herbeiriefen, vorausgesetzt dass sie katholisch waren. Noch heutzutage ist der innere Zwiespalt zwischen protestantischen und katholischen Deutschen in der Zips nicht erloschen. Gleichwie in einigen deutschen Städten sehen die reichen Protestanten auf die ärmere katholische Bevölkerung herab. Sie erblicken in diesen Mitbürgern nicht bloss die weniger Vermöglichen, vielleicht auch weniger

Gebildeten, sondern auch noch die Nachkommen derjenigen, die einst ihrem Glauben untreu wurden.

Gleichwohl hielten sich die deutsch-ungarischen Städte, trotz schrecklicher und endloser Bedrängnisse, im ganzen sechszehnten Jahrhundert noch einigermassen aufrecht. In den folgenden hundert Jahren aber brachen sie nach und nach zusammen, und nun begann im vorigen Jahrhundert — als auch die deutsche Einwanderung, weil sie ihren Zug nach Amerika genommen, keinen Ersatz mehr brachte — das massenhafte Eindringen von Nichtdeutschen. Unternehmungslustige Deutsche kehrten der Heimath den Rücken, um tiefer in Ungarn oder Polen ihr Glück zu versuchen. Zahllose Dörfer und Ansiedlungen auf dem Lande geriethen in die Hände der Slovaken, kaum noch ein Klang von deutschem Namen tönt durch die slovakische Verfinsterung herüber. Viele dieser ehemals deutschen Dörfer mögen übrigens von Anfang an klein und schwach gewesen sein. Die magyarische Einwanderung aber pochte mit donnernden Schlägen an alle Städtethore. Viele vornehme Deutsche liessen sich eilig adeln und magyarisiren. Es konnte ja nicht anders sein. Die Lähmung, welche die Städte im Mutterland allmählig überschlich, theilte sich auch den Kolonien draussen mit. Nach einer grossen und langen Zeit kraftvollen Bürgerlebens musste nothwendig Erschlaffung eintreten. Der Verkehr, welcher früher so lebendig zwischen Deutschland und den Stadtbürgern in Ungarn hin und her ging, hörte mehr und mehr auf, je entschiedener die grossen Handelszüge andere Wege einschlugen. Ein Wunder, dass noch so viel starke Reste unserer Landsleute im Lande geblieben. Von gut einer halben Million Deutscher, die ehemals in Oberungarn lebten, wird kaum noch der dritte, vielleicht nur der vierte Theil übrig sein.

Der Leutschauer Stuhlbezirk z. B. hat unter 30,000 Einwohnern nicht mehr 8000 Deutsche. Tschependorf wurde Czepanfalu, Hedelsdorf Hadusfalu, Palmsdorf Harikócz, Sperndorf Illésfalu, Schmögen Szmiszan, St. Kirn Kurimjan, Odorin

Oderin, Matzdorf Mathejocz, Marksdorf Markusfalu. Schon Schwab deutet in seinem vortrefflichen Buch*) darauf hin, dass die Zipser, darin anderer Meinung als die Altorfer und Düsseldorfer, die Endung „dorf“ nicht ausstehen können, und lieber aus Neudorf ein Iglò, aus Kirchdorf ein Kirchdrauf machen.

Man will in diesen slovakisirten Ortschaften noch Reste und Spuren von deutscher Art finden. Die Bevölkerung soll etwas stärker von Knochen, auch fleischiger sein, als die andern Slovaken, dabei milder und weicher im Gemüthe. Was thut's? Für uns und die Kultur sind sie versunken und verloren. Es ist das ein trauriges Kapitel.

Dass Deutsche zu Nordamerikanern oder Engländern oder Romanen werden, das erklärt sich. Diese Nationalitäten stehen ihnen gleich in europäischer Sitte und Kultur, oder der Deutsche findet sich, wie bei den Magyaren, durch einige vorzügliche Eigenschaften des Fremden besonders angezogen. Flandrische, französische, slavische Ansiedlungen sind nicht minder im deutschen Volke aufgegangen, und zwar, was man gewöhnlich nicht beachtet, rascher und vollständiger, als des Deutschen Natur sich verändert. Sobald der Deutsche unter Fremden sitzt, beginnt er von ihrer Art und Weise anzunehmen, er wandelt sich langsam schon bei lebendigem Leibe um. Der eingewanderte Franzose oder Italiäner bringt es dagegen selten über deutsches Radebrechen hinaus, doch seine Kinder sind deutsch von Kopf bis zu Fuss, während in der Nachkommenschaft unserer Landsleute, die zu Romanen oder auch zu Holländern und Engländern wurden, noch im zweiten und dritten Geschlecht etwas von der alten Grundfärbung durchschimmert. Deutsche Natur ist von aussen weich, innerlich aber zähe. Wie lange und tapfer haben die 7 und 13 Gemeinden im wälschen Gebirg, die deutschen Ansiedelungen in

*) Dr. Erasmus Schwab, Land und Leute in Ungarn. I. Band. Leipzig 1865. S. 551.

der Sierra Morena, die Pennsylvanier in Nordamerika, die Elsässer und Deutschlothringer sich gegen ihre Entdeutschung gewehrt!

Anders stellt sich die Erfahrung, wenn der Deutsche zum Slaven oder Magyaren oder Walachen entartet. Dann ist der deutsche Nerv viel rascher ertödtet. Was ist die Ursache? Wirkt hier etwas Aehnliches, wie in der sittlichen Welt? Sinkt der Deutsche einmal, dann sinkt er ganz unter, gleichsam als wenn er sich selbst verachte. Man will sogar die Bemerkung machen, dass in magyarisirten Deutschen die wirklich schönen Tugenden des Magyaren schwächer, als bei diesem, zum Vorschein kommen. Gewiss aber bleibt in den slovakisirten Deutschen der Zips und der benachbarten Komitate noch weniger von deutscher Natur übrig, als von magyarischer dort, wo die Slovakisirung um sich griff, trotzdem die Dörfer zum vorherrschenden Stamm in Ungarn gehörten.

Dieser Niedergang, diese bürgerliche und geistige und sittliche Verwüstung so vieler einst blühenden deutschen Städte und Dörfer und Einzelhöfe im weiten Umfang der Slovakei bleibt eine schmähliche und beschämende Thatsache. Der Magyar, welcher in Ungarn zum Slovaken, in Siebenbürgen massenhaft zum Walachen wurde, hatte keinen so tiefen Schritt herunter zu machen, als der Deutsche in seiner slovakischen Entartung.

Doch gehen wir nicht zu streng ins Gericht. Ausser den historischen Gründen, wie sie vorher erwähnt sind, ausser der eigenthümlichen slovakischen Natur, die ich gleich näher deuten will, waren es vorzüglich zwei Ursachen, welche die Verwüstung deutschen Wesens erklären.

Sobald einmal in jenen Unglückszeiten der Thron- und Religionskriege die Energie der Deutschen in Ungarn gebrochen und ihr Vermögen zerstört war, als ihre Dörfer von Slovaken umzingelt wurden, und in die Mitte ihrer Städte und Magistrate die Magyaren eindrangen, fingen Klima und Landesnatur eindringlicher zu wirken an. Die Sonnengluth des Som-

mers, die eisigen Schauer des Winters, die mit plötzlicher Saatenvernichtung hereinbrechenden Wetter bald in diesem bald in jenem Monat, liessen lässiges und gleichgültiges Verfahren um sich greifen. Die Deutschen nahmen erst von der Arbeitsweise, dann von der Tracht, dann von den Sitten ihrer slovakischen Nachbaren an, und als sie einmal aufhörten, sich gegen Schmutz und Faulheit ernstlich zu wehren, waren sie, ohne dass sie es recht inne wurden, bereits von ihnen übermannt. Nun brauchte nur der deutsche Schullehrer zu fehlen, oder man war, um den öffentlichen Gottesdienst nicht ganz zu entbehren, genöthigt, zum slovakischen Prediger oder Geistlichen zu gehen, so breitete sich die Sprache, die in der slovakischen Kirche oder, wenn es eine solche gab, in der slovakischen Schule gesprochen wurde, nach und nach über die ganze Ansiedelung aus und erstickte das Deutsche. Die Kinder sprachen nur noch slovakisch, und die Alten mussten es ihrer Kinder und Leute wegen auch sprechen.

Die andere Ursache der geistigen Lähmung liegt in unserer Sprache selbst. Der Deutsche hat von Kindesbeinen an ein wenig von der Art ungeleckter Bären. Deutsche Natur braucht Schule, und die deutsche Sprache braucht sie ganz besonders. Wo Schule und Kanzel, Literatur und die Oeffentlichkeit der Gesetze und Gerichte nicht unaufhörlich für reines Deutsch arbeiten, fängt diese Sprache sich zu verknöchern an und nimmt fremde Wörter und Satzwendungen auf. Hören wir nur, wie die Lothringer und Oberelsässer sprechen, oder denken wir an den wunderlichen Sprachmischmasch der Pennsylvanier und neueren Deutschamerikaner, wie ich ihn an einem andern Orte geschildert habe.*) Wir brauchen nicht einmal so weit nach Beispielen zu suchen. Mitten in Deutschland selbst war in den ersten siebzig Jahren, welche dem dreissigjährigen Kriege folgten, vom Westen her das Französische, vom Süden das Italiänische, ja selbst das Slavische vom Osten her

*) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Zweite Ausgabe, Göttingen 1855. S. 199 ff. 464 ff.

weit und breit eingedrungen, und Gelehrte und Juristen thaten ihr Redliches, das Deutsche lateinisch zu machen. Liest man in unsern Archiven aus jener traurigen Zeit, wo Deutschland einer weiten Aschenstätte glich, die nur unterbrochen war von wildem Wald und zerfallenden Ortschaften, die Handschriften, so erschrickt man unwillkürlich, wie nahe damals eine neue Sprachbildung lag, ganz ähnlich, wie in England aus dem angelsächsischen Deutsch und dem normannischen Französisch, oder in Frankreich und Spanien aus Latein und Gälisch mit deutscher Zuthat sich die jetzigen Sprachen bildeten.

Wohl ist unsere edle Sprache schön und reich, klar und volltönend, wohl schmiegt sie fein und innig sich jedem leisen Hauche des Gefühls, jeder Ideentiefe an, doch ach — wollen wir es nur nicht läugnen! — das Deutsche ist eine schwere Sprache. Jede andere in Europa ist leichter, kürzer und bequemer für den Handgebrauch, jede andere Sprache ist fertiger und flüssiger. Das Französische, das Italiänische, das Englische schafft, kleidet, kettet die Sätze gleichsam von selbst, und ein Dummkopf kann zur Noth darin tönend reden, ohne sich viel mit Denken anzustrengen. In unserer deutschen Sprache aber muss Jedermann seine Münzen, grosse und kleine, erst selbst prägen, ehe er ihren Klang hören lässt. Wer im Deutschen nicht selber denkt und nicht klar denkt, ist im Reden ohnmächtig, und wenn was er vorbringt keinen rechten Kern hat, so wird seine Schreibart gewunden und gewickelt. Wie liesse sich sonst erklären, dass unsere zahllosen und scharfsinnigen Gelehrten mit ihrem Stil sich so selten über das wissenschaftliche Handwerk erheben! Welch ein Gemengsel von französischen, englischen, italiänischen Redensarten fliegt umher in der Unterhaltung unserer höhern Kreise! Nur zu natürlich ist es, wenn die deutschen Bauern und Handwerker, die da draussen verlassen unter Wildfremden sitzen, mit denen sie täglich verkehren, täglich in deren Mundart reden müssen, zuletzt die schwere deutsche Sprache fallen lassen, sie allmählig

vergessen. Selbstverständlich würde das nicht sobald der Fall sein, wäre nicht allen Deutschen das weltbürgerliche Wesen angeboren, jene offene weiche Allerweltsnatur, die das Fremde sofort innerlich versteht, liebt, und in sich aufnimmt.

Ich sprach oben von dem Unheil, welches das Rückfallen unter die ungarische Komitatswirthschaft für die deutschen Städte nach sich zog. Davon geben ein lehrreiches Beispiel die Zipser Städte. König Sigmund hatte von den 24 Freistädten 13 an die Krone Polen für 37,000 breite böhmische Groschen verpfändet. Das wurde damals als Schmach und schweres Unglück empfunden, und war es auch, und doch wurde selbst die polnische Wirthschaft eine Rettung. Denn die eilf andern Städte des einst so glorreichen Bundes geriethen unter magyarische Gewalt, und damit war ihr Loos besiegelt. Neun von ihnen verödeten und sanken zu elenden Dörfern herab, der Name wurde entdeutscht und die Bevölkerung slovakisch. Sie hiessen Donnersmark, Eisdorf, Eulenbach, Grossschlagendorf, Kapsdorf, St. Kirn, Mühlenbach, Odorin, Sperndorf. Nur die beiden grössten und freiesten dieser eilf Städte, Leutschau und Käsmark, liessen sich weder slovakisiren, noch magyarisiren: sie hielten ihre Kraft eng zusammen. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts gingen ihre Rathsherren in deutschen Mänteln und mit blinkenden Schuhschnallen auf's Rathhaus, zum Zeichen, dass ihre Stadt deutsche Rechte habe. Die 13 Städte aber, welche fast viertehalb hundert Jahre polnische Herrschaft erduldeten, nicht unangetastet von den Künsten polnischer Jesuiten, priesen dennoch den Himmel, dass sie von ungarischer Adels- und Komitatsherrschaft befreiet blieben. Als sie bei Polens Theilung an Ungarn zurückkamen, waren sie alle 13 noch wohlhabende Städte.

Merkwürdig ist die Geschichte einiger grösserer Städte, wie Kaschau und Klausenburg, deren Schicksal Schässburg und Hermannstadt nahe daran waren zu theilen. Es liegt — wenn auch auf Kosten des deutschen Namens — etwas Belustigendes in diesem Raub von ganzen Städten. Die armen

magyarischen Adeligen hatten schon lange die deutschen Städte mit den schönen steinernen Häusern und gefüllten Obstgärten begehrlich betrachtet, und sie wären gern darin gewesen. Als sie nun in Bürgerkrieg und gewaltthätiger Zeit ihre Kraft fühlten, erwirkten sie zunächst Gesetze, welche den Bann aufhoben, der sie von den deutschen Städten ausschloss, und als sie darin waren, erklärten sie ihre Wohnungen für adelige Kurien und pochten auf ihre angeborne Steuerfreiheit. Nicht unter dem Stadtrecht, sondern unter dem Komitat wollten sie stehen, nach wie vor. Damit nicht genug, verlangten sie auch in den Rath zu kommen und zu regieren, magyarische Schulmeister sollten die Schulen, magyarische Prediger die Kanzeln bekommen. Die Deutschen verwunderten sich sehr darob, und hoben ihre alten Pergamente in die Höhe. Aber vergebens riefen sie um Hülfe, bei dem Komitat wurden sie ausgelacht, und der Kaiser war fern, und hatte selbst genug zu kämpfen. Je mehr geächteten Deutschen in den bürgerlichen Unruhen die Güter aberkannt wurden, jemehr aus Ekel und Widerwillen die Vaterstadt verliessen, um so häufiger strömten Magyaren herbei, nahmen die schönen Häuser ein, und legten sich in's Fenster und rauchten ihre lange Pfeife.

Käme jetzt ein nachdenklicher Asiat, irgend ein Parsi oder Hindu, in solche Städte und beobachtete das Leben oder Handtiren der meisten Einwohner, so würde er sich vielleicht zwei Räthsel zuerst aufwerfen. „Den ganzen Tag," so würde er sich sagen, „essen und trinken diese Leute, und wenn sie damit aufhören, so halten sie leidenschaftliche Reden, oder sie tanzen und spielen Karten, oder halten noch einmal lange Reden: aber wovon leben sie denn?" — Sodann möchte er sich an einer ungarischen Gewöhnung stossen. Wenn der Magyar ernstlich nachsinnt, so dreht er den Schnurrbart, — wenn er im heissen Zorn aufflammt, so dreht er den Schnurrbart, — wenn er entzückt holde Liebesworte flüstert, so dreht er ihn auch. Da möchte jener Reisende aus Asien sich fragen: „Dieser magyarische Mensch besitzt eine Seele und einen Schnurr-

bart, doch welche geheime Verbindung besteht zwischen beiden?“ Wäre der Reisende aber jenseits der langen Himâlajakette zu Hause, so würde er das eine wie das andere wahrscheinlich ganz natürlich finden.

XVI.

In der Slovakei.

Uebergang. Wohnungen. Männer und Weiber. Hauseinrichtung. Widrigkeiten. Erwerbsarbeiten. Dorfvölker. Literaturverbrauch in Ungarn. Vordringen der Slovaken. Ihr Gebiet. Historische Zeit. Keine Staatsbildung mehr. Gemeinde- und Familienleben. Charakterzüge. Kollár und der Panslavismus. Magyarenhass der Slaven. Lutherische Prediger und russische Hülfe. Klerus und Magyarenherrschaft. Verminderung der Deutschen. Choleraaufstand.

Man braucht sich von Käsmark nur ein paar Stunden westlich zu entfernen, um gleich in die ächte Slovakei hineinzufallen. Zuerst kommen ihre Vorboten, die slovakischen Häuschen und Vorstädte, welche sich an den Kern der deutschen Orte herandrängen. Dann folgen Dörfer, die ehemals deutsche Städtchen waren. In Luscivna (Lauchsenburg) hat man, wie in den benachbarten Dörfern Mangusovce (Mengsdorf), Stola (Stollen), Batizovce (Botzdorf), Gerlachovce (Gerlsdorf), vor Zeiten nur deutsch gesprochen. Die Bauart trägt erst halb slavisches Gepräge. Auch die Namen der Gassen und Fluren klingen hier noch halb deutsch, und die ersten Blätter alter Kirchbücher sind noch deutsch geführt.

Czorba dagegen ist schon rein slovakisch. Die Ortschaft besteht aus kleinen Blockhäusern und breiten geraden Gassen. Die Giebelseite ist der Strasse zugekehrt, zeigt aber nichts als zwei Fensterchen neben einander. Die Häuschen sind ein-

ander ganz ähnlich, alle weiss angestrichen, und mitten dazwischen steht eine kleine weisse Kirche. Das Ganze würde an die Dörfchen erinnern, die unsere Kinder aus ihren Spielkasten nehmen und ins grüne Moos setzen, wenn nur des homerischen Schmutzes nicht gar zu viel wäre. Auffällig ist die Gewohnheit, die Häuser zu je zwei und zwei auf der innern Langseite zu verbinden: durch die Einfahrt sieht man auf einen länglichen Hof, den auf beiden Seiten ganz kleine Scheunen und Schuppen und Ställe umgeben.

Diese Höfe füllt stets ein buntes Gewimmel von Kindern und Hühnern, von Gänsen, Hausthieren und handtirenden Leuten. In allen Dörfern, durch welche ich kam, wurde noch spät in der Nacht eingefahren, und belebten sich die Strassen, sobald es dunkel wurde, mit schwatzenden Männern. Der Magyar liebt das Redehalten, der Slovak muss wie die alten Weiber schwatzen und plauschen. Immer sah man wieder einen Haufen beisammen stehen, jedoch mit gutem Anstand und ausdrucksvoller Geberde verhandeln. Es sind viele recht schmächtige, aber auch viele schön gewachsene Männer darunter, von breiter Brust und starkem Gliederbau, die rechten Leute für wuchtige Grenadierregimenter.

Kehrte ich irgendwo ein, so war alles artig, und man konnte nur mit Wohlgefallen die slovakischen Frauen sehen, wie geschickt sie alles in den Häuschen und Höfchen machten, und wie flink es ihnen von der Hand ging. Sie treten immer in Stiefeln auf, während die Männer, die einen etwas schleichenden Gang haben, gern Bundschuhe tragen. Merkwürdig genug sind bei den Slovaken die Männer schöner, als bei den naheverwandten Czechen, während alles, was an weiblicher Schönheit in der Slovakei vorhanden scheint, den reizenden Böhminnen nicht das Wasser reicht. Das sinnliche Feuer, welches bei den Magyarinnen selbst ein knochiges Rundgesicht verschönt, scheint bei ihren slovakischen Schwestern so unsichtbar zu glimmen, als wären die Gesichtszüge mit ein wenig Asche übertupft.

In den zwei Stübchen jedes Hauses fand ich regelmässig eine Menge Handwerksgeräth, und jedes Stück hing an seinem Orte, wie in der Kajüte eines Schiffs-Steuermanns. Der Familientisch mit all seinen Schubladen, die Schränke mit all ihren Fächern und Schachteln waren sinnreich ausgedacht. Die ganze Einrichtung erschien leichter, aber viel netter, als bei unsern Kleinbauern, die sich von der Armuth so sehr unterjochen lassen, dass ihnen von angenehmer Häuslichkeit nicht eher etwas einfällt, als bis es ihrer Arbeit gelungen ist, den allernächsten Bedürfnissen in solider Weise abzuhelfen.

Dergleichen in der Slovakei zu beschauen war nicht ohne Interesse. Nur durfte man bei Leibe keinen Rückblick machen auf das Leben und Treiben dicht dahinter in den deutschen Ortschaften: schreiend war der Gegensatz. Statt der Blumen an den Fenstern jegliche Widrigkeit vor der Hausthür, statt eisenbeschlagener Wagen elende Wägelchen mit Jammergestalten von Pferden, bettelhaftes Wesen an allen Ecken, und welch ein niederträchtig Essen bekam ich vorgesetzt! O du edle deutsche Sauberkeit mit guter Küche verbunden, welche Sehnsucht rief dein Andenken hervor, selbst nach jenen Orten, wo beides bloss bäuerlich und ungarisch war.

Die Slovaken lieben vorzugsweise den Feldbau und sind fleissig und thätig dabei: nur darf man ihnen nicht mit schwerem deutschem Geschirr kommen, sie bleiben bei ihrem leichten hölzernen Ackergeräth, das sie, wie hundert andere Dinge für Haus und Stall, sich mit Geschick selber herstellen. Auch Viehzucht treiben sie gern, verderben aber ebenso kurzsichtig als hartherzig ihre Zugpferde, und kommen aus einer gewissen Kruste von Schmutz nicht leicht heraus. Ausserdem verdienen die Männer als Arbeiter im Berg- und Hüttenwerk, als Fuhrleute, Drahtbinder, Krämer, die Frauen aber mit allerlei Handarbeiten ein gutes Stück Geld. Stets aber bleiben sie tief im kleinbäuerlichen Gewerbe stecken. Ein solides Handwerk kann bei ihnen nicht aufkommen.

Es ist überhaupt auffällig, wie das Handwerk mit goldenem Boden sogleich aufhört, sobald man unter reine Magyaren Slovaken und Ruthenen kommt. Und gerade so weit, als das deutsche Handwerk geht, soweit giebt es Städte. Magyaren Slovaken und Ruthenen sind Dorfvölker, sie bauen nur Dörfer. Slovaken machen auch ein deutsches Städtchen, wenn sie es einnehmen, gleich wieder zum schmutzigen Bauerndorf.

Der Kindersegen slovakischer Ehen scheint unerschöpflich, und die häuslichen Frauen pflegen die Kleinen mit grosser Aufopferung. Seit einiger Zeit halten auch die Alten darauf, dass wenigstens die Buben ordentlich lesen und schreiben lernen. Im Uebrigen sieht es mit der Volksbildung keineswegs glänzend aus, mit höherer Kultur zum Erbarmen. Der Bauer in der Slovakei trägt noch ein leinen Hemde, wie der Deutsche, aber es ist von weissgrauem Hanfleinen: nach diesem Massstab misst sich alles Andere. Buchhandlungen gehören in Ungarn zu der Art von Luxus, die man am leichtesten entbehrt, es sei denn in Kaschau Eperies Leutschau und andern Städten, wo viele Deutsche wohnen. Am wenigsten wird unter Slovaken Walachen und Ruthenen ein Buchhändler Geschäfte machen. Der Deutsche liest Bücher, der politisch erregte Magyar lieber Zeitungen, der Slovak begnügt sich mit Kalender Gebetbuch und Schulbüchern, die ruthenische Hütte kennt auch diese Art Literatur nicht.

Diese slovakische Menschenart entwickelt nun seit Jahrhunderten ein merkwürdiges Talent, andere Nationalitäten zu verdrängen und zu verzehren. Erst nehmen die Slovaken ihnen die Töchter, dann die Aecker und Wiesen, endlich die Häuser und Strassen. Ruthenen und Polen, Magyaren und Deutsche scheeren sie darin über einen Kamm: keiner hält vor ihnen Stich, als der Jude.

Der Jude schwingt die Geissel über die Slovaken, weil er den Branntwein im Keller hat, welcher des Slovaken Herr ist. Bei ihnen entwickeln sich ähnliche Schauspiele, wie unter den Ruthenen. Auch unter die Zipser dringt jetzt der jü-

dische Handelsmann von allen Seiten ein. Wo Deutsche sich zerstreuen, setzt der Hebräer sich fest, und je weniger Deutsche es in einer ungarischen Gegend giebt, desto mehr Juden. In grossen Handelsstädten üben selbstredend beide neben einander ihren Beruf.

Es mag der Slovaken in Ungarn bald zwei Millionen geben. Sie nehmen das ganze Gebiet von etwa sechshundert Quadratmeilen ein, welches man auf der Landkarte erhält, wenn ein Strich gezogen wird von Pressburg bis Balassa Gyarmat, ein paar Meilen nördlich über der Donaukrümmung bei Waizen, — dann von jener Stadt bis auf den Südfuss der Hegyalya — dann auf diesem Höhenrücken fort bis an die Karpathen. Ziemlich genau halten sie die Gränzen vom nordwestlichen Ungarn ein, so weit es von Gebirgs- und Hügelland besetzt ist. Dort in den Waldbergen und Thälern, jedenfalls zwischen Waag und Gran, sassen sie schon vor mehr als tausend Jahren unter dem Namen Mährer, Behaimer, Slaven, und haben zweifellos schon damals an Ruthenen und Bulgaren die Härte ihres nationalen Kauwerkzeugs geübt. Auf diesem weiten Gebiete fiel und fällt ihnen zum Opfer, was nicht ihrer Volksart ist. Auch die Hussiten, welche im fünfzehnten Jahrhundert einwanderten, und sich zahlreich in den Gegenden von der obern Gran bis zum Hernad niederliessen, dienten zur Verstärkung der Slovaken. Bereits rücken die Slovaken unaufhaltsam über die Ränder jenes Gebietes vor. So ist im Zempliner Komitat die Gegend von Terebes, wo Graf Andrassy zu Hause, slovakisch, während die Namen der Leute und Felder magyarischen Ursprung zeigen. Auch ziehen sich slovakische Sprachinseln mitten durch Ungarn bis ins Banat hinein, und wo Slovaken sich ansiedeln, da gedeihen sie und mehren sich.

Es ist dies um so merkwürdiger, als sie keineswegs durch geistige Ueberlegenheit sich hervorthun, auch keine höhere politische Triebkraft verrathen. Ruthenische Gemeinden heben sich, wenn sie slovakisch werden; magyarische werden arbeit-

samer, wenn auch schmutziger; deutsche aber sinken ebenso viel herab.

Nur einmal, im entlegenen Karolinger Jahrhundert, haben Slovaken in Europa ein Rolle gespielt. Sie gehören zu jenem grossen westslavischen Stamme, der sich in Czechen Mähren Slovaken abzweigt, wesshalb ihnen auch das Czechische verständlich wird. Nun bildeten sie im neunten Jahrhundert den Kern des Widerstandes dieser Völker gegen die Deutschen, ihr schweres Ankämpfen dauerte über siebzig Jahre lang. Ihre Fürsten unternahmen es, einen festen Damm wider deutsche Herrschaft zu errichten. Wratislaw sandte zum griechischen Kaiser, um Apostel und Einrichter des Kirchenwesens zu erhalten. Damals kamen die beiden Thessalonicher, Methodius und Cyrillus, und folgenreich wurde ihr Wirken. Wratislaws grosser Neffe Swatopluk (Zuentibold) fasste den kühnen Plan, ein grosses Slavenreich zu bilden, und machte Kaiser Arnulf hart zu schaffen. Noch immer verweilen slavische Gelehrte mit rechtmässiger Vorliebe auf jenem glänzenden Punkte ihrer nationalen Geschichte.

Allein es ist lange her, über neunhundert Jahre lang. Und gerade so lange scheinen die Slovaken in einer Art von politischem Todesschlaf zu liegen, eine lange Zeit für ein Volk, das man keineswegs feige schelten darf, denn slovakische Regimenter haben sich, wenn einmal ins Treffen geführt, immer tapfer geschlagen. Sie sind unter den Slaven, was die Thüringer unter den Deutschen. Auch bei dem Thüringervolke scheint, seit in grauer Vorzeit die härteren Sachsen über sie kamen, die politische Schöpfungskraft im Grossen versiegt zu sein. Doch ich darf solchen Vergleich kaum wagen, denn wie hoch steht nicht das schöne Thüringer Kuchenland an Volksbildung, vielleicht am höchsten in Deutschland, und ebenso reich ist es verhältnissmässig an edlen geistigen Kräften.

Wenn aber die staatbildende Kraft bei den Slovaken erloschen ist, so entfaltet sich ihr Gemeindeleben in immer neuer

Frische und Festigkeit. Etwas schwer von Begriff hält der Slovake gern und eigensinnig am Alten fest: wenn ihm aber einmal etwas Besseres einleuchtet, so führt er es auch durch.

Seine Ordnung in Haus und Gemeinde ist sehr einfach, auf diese Ordnung hält er, hält auch auf Ehre, auf Zucht und Sitte. Die Jungen haben Ehrerbietung und Gehorsam vor den Alten, und wehe dem Mädchen, dessen Fehltritt bekannt wird! Die Weiber würden ihr den Kronputz, welchen Jungfrauen des Sonntags tragen, vom Haupte reissen, und wäre es auch mitten in der Kirche.

Aus diesem allen blickt schon etwas von der innern Natur des Slovaken hervor. Indem ich versuche, tiefer darauf einzugehen, fällt mir das Wort einer Dame ein, die längere Zeit in Ungarn lebte. „Der Magyar,“ sagte sie mir, „ist ein edler Barbar mit feuriger Phantasie.“ Nun dann wäre der Slovak so ziemlich das gerade Gegentheil.

Nichts fehlt ihm mehr, als idealer Schwung der Seele. Der Slovak hat einen kräftigen und sichern Verstand, dieser ist aber von der kleinen chinesischen Art, denn er geht niemals über das Gemeinnützige hinaus. Leichtsinn ist ihm ein Gräuel. Alles und jegliches Ding soll wohl bedacht sein, und wohl gemessen nach gemeinnützigem Werthe. Man erzählt ihm z. B. von einem Luftballon. Er begreift und sagt: „Ich verstehe schon, verstehe, wie eine Ochsenblase, aber gross, ganz gross, aber zu was ist das?“ Es wird ihm nun geschildert, wie der Ballon bis über die Wolken steigt, und man Höhe und Kälte des Luftmeeres misst. Unbewegt fragt er: „Zu was ist das? Wird Jemand davon satt?“ In seinen niedrigen Vergleichen ist er noch viel unausstehlicher, als ein richtiger Yankee, der immer nur vor seine Füsse schaut. In Slovakenhütten sind gewisse kleinere Hausthierchen ungemein zahlreich und zutraulich. Wird das Stechen empfindlich, so antwortet er dem Klagenden: „Ja ja, kleine hungrige Nadelspitzen.“ Fallen sie dürstend über Einen her, so heisst es lächelnd: „Ja ja, scharfes Hagelwetter.“

Der Magyar arbeitet nur das Nöthigste, häufig gar nicht, zu Zeiten wie ein Riese. Der Ruthene wird übellaunig, sobald er hart arbeiten muss, und es überkommt ihn leicht ein bitteres neidiges Gefühl, wenn er durch Arbeit und Ordnung Andere emporkommen sieht. Der Slovak arbeitet immer, schläft wenig, arbeitet bequem und gemächlich, und hasst die Anstrengung. Niemals verlässt ihn die eigennützige Gesinnung, nur ist es immer ein kleinlicher Eigennutz. Niemals erhebt er sich über das tägliche Bedürfniss, und was dem Deutschen so natürlich ist, fällt ihm gar nicht ein, nämlich durch ernstes Nachdenken und Zugreifen weiter zu streben.

Was aber den Magyar am meisten empört, ist des Slovaken geringes Ehrgefühl. Dieser ist gern zufrieden und duldsam, und abhold jeder Gewaltthätigkeit. Schimpft ihn der Gutsverwalter Schuft und Spitzbub, so lächelt er und nimmt es vielleicht als ein Anerkenntniss seines Witzes. Erst das Vormalen, wie er als Galgenstrick in der Luft hin und her schweben soll als eine Schande von Dorf und Strasse, vermag ihn aufzuregen. Kommt er in Bedrängniss, so sucht er sich durchzuschleichen wie es irgend gehen mag, schlimmsten Falls durch List und Lüge. Den ersten Faustschlag erwiedert er ganz gewiss mit der ruhigen Erörterung „Warum schlägst du mich? Bin ich im Unrecht?“

Der slovakischen Bauern grösste Liebhaberei ist das Sprechen und Erörtern in Gesellschaft. Da wird ein Ding von allen Seiten betrachtet, und hundert Bedenken kommen zum Vorschein, wie man es nicht angreifen und nicht verwenden soll. Dass doch nur ein Einziger mit einem kräftigen Gedanken dazwischen führe! Doch nein. Würde man all die Männer eines grossen Dorfs, das eben in lebhafter Erörterung begriffen ist, auf den Kopf stellen und sie schütteln hin und her, viel Gescheidtes würde aus ihrer eigenen Gedankenwerkstätte nicht heraus fallen. Erst der Spott reizt sie zu eigenen Einfällen, Spott fürchten sie wie den Tod. Das ganze Slovakenvolk ist wie besessen von kleiner böser Spottsucht, und

Jeder hat seinen Spitznamen. Da war ein alter Knecht, der auf einem Hofe sein Gnadenbrot erhielt. Als er eines Tages mit Resten von seinem Strohlager an Haar und Kleidung erschien, hörte er Einen von der Herrschaft sagen: „Da kommt das alte Strohbund.“ Der Arme war nimmermehr dazu zu bringen, wieder in's Haus zu kommen.

Bei alledem möchte ich nicht behaupten, im Slovaken stecke überhaupt keine höhere Triebkraft. Sie ist nur lahmgelegt, so lange sie im Schmutz ihrer Dörfer festsitzen. Sie erinnerten mich an meine geliebten Landsleute im alten Westfalen. Auch bei diesen hat Jeder gleich seinen Spottnamen weg, und sie besitzen ungemeines Geschick darin, Alles, was sich über das Gewöhnliche erheben will, durch treffenden Spott auf den löblichen Standpunkt des ruhig Soliden und Gemeinnützigen herabzuziehen. Nun habe ich zwar bei dem Slovaken so wenig vom Tiefsinn des Westfalen wie von dessen warmem Gemüthsleben bemerkt: aber darin ist Beiden ein gleiches Loos gefallen, dass sie aus ihrer Heimath heraus müssen, soll etwas Vorzüglicheres aus ihnen werden. Gar mancher slovakische Bettelbub, der unter die Deutschen oder in die grossen Städte kam, hat es schon wie der Erzbischof von Gran, Baron Sczitovszky, zum berühmten Gelehrten oder Beamten gebracht.

Ein Slovake war es, und zwar eine ächte Dichterkraft, Professor Kollár in Pest, der wie eine feurige Rakete den Panslavismus bis an die Sterne steigen liess: freudig erstaunt blickten all die slavischen Völker, die im Dunkeln in die Höhe sahen, nach den rauschenden, blitzenden, entzückenden Lichtstrahlen. In seiner Slawy czera verdammte Kollár alle Feinde der Slawen, Arpad wie Karl den Grossen und des grossen Otto Vater, mit dem Genie eines Dante und mit der wollüstigen erfinderischen Grausamkeit eines Slawen zu grässlichen Qualen. Zweiundsiebenzig Millionen der lebenden Menschen umfasst die slavische Welt, diese alle sollten sich zu einem einzigen gewaltigen Reiche zusammenschaaren und

im wilden Völkersturm darnieder wälzen, was da blühe an Staaten der Germanen und Romanen: denn hinfällig sei das alte Europa, frischer Lebenssäfte bedürftig, und nahe das grosse Zeitalter der Slaven. „Keinen ärgeren Tod gibt es,“ so rief er ihnen allen, den Slovaken und Polen, den Czechen und Serben und Russen zu, „als ein faules, leeres, finsteres Leben. Länder und Meere dehnen sich unter Euch, Ihr habt Gold und Silber, geschickte Hände und frohe Gesänge. Gebt uns nur Eintracht und Bildung, voll des allslavischen Geistes, und Ihr sollt eine Nation sehen, wie sie noch nicht auf der Welt war. Ihr Slaven alle, die Ihr in Streit und Hader lebt, alle gehet, alle, und lernt von der glühenden Kohle: im Haufen mit andern glüht sie fort, getrennt und einzeln erlischt sie. Was werden die Slaven in hundert Jahren sein? Was ganz Europa? Das Allslaventhum breitet sich aus und wogt einer Sündfluth gleich rings über seine Grenzen. Die Sprache, welche die Deutschen eine Sklavensprache heissen, wird in ihren Prachtsälen und an ihren Flussmündungen ertönen. Slavisch werden die Kanäle, in welche die Wissenschaften sich ergiessen, Tracht und Sitten und Gesang unseres Volkes werden herrschen an der Elbe und Seine.“

Das Alles war freilich dunstiges hohles fliegendes Gebilde, wie nur zu häufig sich das geistige Wesen des Slaven darstellt. Allein es hatte einen praktischen Kern, die Führerschaft Russlands. Die russischen Fahnen flattern schon im Winde, unabsehlich ist ihre Reihe, ihnen soll sich beischaaren alle slavische Männerkraft. Wir andern mögen fragen, was denn die Slaven sämmtlich, die doch gerade so alt sind in der Weltgeschichte wie wir, bisher in Kultur geleistet? Wir mögen zweifeln, ob aus Schlamm und Ruinen der slavischen Sündfluth neue herrliche Tempel glänzend emporsteigen? Bei den Slaven aber zündeten Kollárs Phantasien, und mehr noch, als gegen den Deutschen, schürten sie den wüthenden Hass gegen den Magyaren.

„Das Gesetz,“ rief Kollár aus, „befiehlt in Ungarn, dass

der Slave seine Zunge begrabe. Gut! Wer aber schmiedete dies Gesetz? Menschen. Und gilt es mehr als Gottes Gesetz?“ Wild und schaurig, wahrhaft entsetzlich klingt ein Kriegsgesang gegen die Magyaren, welchen ein Kroat dichtete:

„Wer ein Slave ist und ein Held, der schwinge sein Schwert in den Lüften. Auf, umgegürtet den Säbel und auf, auf das feurige Ross! Vorwärts, Brüder! Gott ist mit uns, und Teufel sind unsere Feinde.

„Seht, wie der schwarze wilde Magyar unsere Nation und unsere Sprache zerstampft! Doch eh' er uns niederschlägt, auf zum Kampf mit ihm! Vorwärts, Brüder! Gott ist mit uns, und Teufel sind unsere Feinde.

„Des Nordens tapferer Slave, des Südens Illyrier reichen sich wie zum Feste die Hände. Ja seht, schon blitzen die Lanzen, schallen die Trompeten, donnert die Kanone. Vorwärts, Brüder! Gott ist mit uns, und Teufel sind unsere Feinde!

„Das ist die Zeit, uns zu baden in Feindesblut. Jedermann fälle ein Haupt. Vorwärts, Brüder! Gott ist mit uns, und Teufel sind unsere Feinde.“ —

Ich erkundigte mich verschiedentlich, ob die panslavistischen Ideen auch unter den Slovaken Feuer gefangen. Wohl ist das der Fall: junge talentvolle Köpfe begeistern sich daran, bis sie trunken sind von Zuversicht. Bei dem Volke aber merkt man im Ganzen und Grossen keine besondere nationale oder politische Erregung, obwohl Slovaken sich Zeitungen in ihrer eigenen, sowie in czechischer und mährischer Sprache halten. Ein Volk, das so viele Jahrhunderte lang still im nationalen Schlaf gelegen, rafft sich nicht sobald zum Erwachen und kräftigen Handeln auf. Dagegen hiess es allgemein: klingende Rubel kehrten in vielen lutherischen Predigerwohnungen ein und wirkten im russischen Interesse. Beweise dafür erfuhr ich nicht, es wurde aber allgemein geglaubt, wahrscheinlich weil man es für natürlich hielt.

Die Sache verdient einen Augenblick Erwägung. Die

Hälfte der Slovaken ist lutherisch, und sie bilden in Ungarn überhaupt die Mehrzahl der Anhänger der Augsburger Konfession, und halten strenge daran fest. Dieser Glaube verbreitete sich von den Städten, welche die Deutschen ehemals in der Slovakei gegründet hatten, ringsum auf das Landvolk. Jene deutschen Städte sind grösstentheils im Slovakenthum untergegangen, ihren Kirchenglauben aber haben sie den Umwohnenden hinterlassen. Nun ist es doch seltsam, dass gerade lutherische Prediger es waren, welche im Revolutionskriege die Slovaken zum Aufstande hetzten und sich an die Spitze ihrer Schaaren stellten. Denn der Protestantismus ist doch allerwegen für liberale Ideen, und für diese kämpften ja damals die Ungarn. Noch unbegreiflicher ist, dass lutherische Prediger bei der starren russisch-griechischen Kirche Hülfe suchen, die niemals vom Hauch der Reformation berührt wurde. Es hängt das mit der Halbirung des slovakischen Volks in eine katholische und lutherische Hälfte zusammen.

Die Slovaken, welche katholisch sind, nehmen viel leichter magyarische Sitte und Sprache an. Das Magyarische findet in ihren Schulen Förderung, und der Bauer ist stolz darauf, wenn sein Sohn fertig magyarisch spricht. Die in der Ebene zerstreueten slovakischen Gemeinden magyarisiren sich rasch, wenn sie katholisch sind: lutherisch leisten sie auch dort Widerstand.

Aehnlich verhält es sich mit den Deutschen. Keiner tritt geharnischter dem Magyarenthum entgegen, als der protestantische Sachse in Siebenbürgen: Keiner lässt sich leichter magyarisiren, als der deutsche Katholik in Pest.

Es ist nämlich die katholische Kirche in Ungarn dem Magyarenthum innerlich hold. Zwar nennt der Stockmagyar den katholischen Glauben wohl mal német vallás, deutsche Religion, worunter er die österreichische versteht, und die Reformirten rühmen sich, dass sie den magyar hit, den recht eigentlich magyarischen Glauben hätten. Es kam sogar in der neueren Zeit hin und wieder vor, dass begeisterte Vaterlands-

freunde bloss desshalb unter die Reformirten gingen, weil diese zur vollen Selbstregierung sich bekennen, und ihre Geschichte Kampf und Feindschaft wider Oesterreich bedeutete. Bei alledem merkt man in Ungarn gar bald, dass die katholische Kirche mehr oder weniger die herrschende ist. In ihr lebt die Mehrzahl der Bevölkerung, die Mehrheit sogar der Magyaren, namentlich ihres Adels. Ihre Bischöfe sitzen im Magnatenhaus, ihr Klerus ist mit ungeheuren Einkünften wie mit adligem Ansehen ausgestattet, dabei frei und unabhängig von dem Willen der Gemeinden. Sie allein ist eine angreifende Kirche, deren Thätigkeit in Ungarn zwar weniger als anderswo hervortritt, darum aber nicht minder Proselyten macht, während umgekehrt den Austritt aus der katholischen Kirche das Gesetz mit mancherlei Umständlichkeiten umgibt. Nun kommt in einem Lande, das im ewigen Völkerhader begriffen ist, noch ein wesentlicher Umstand hinzu. Die katholische Kirche gibt sich nicht ab mit der Pflege der Nationalitäten. Ihr Ziel ist Einheit, eine Einheit fest und erhaben wie das Himmelsgewölbe, hoch über allen Zufälligkeiten der Nationalität. Sie schliesst sich desshalb jedesmal der vorherrschenden Macht im Staate an, vorausgesetzt, dass sie ihr nicht feindlich. Das wissen die Politiker. Die Linke scheuet sich ebenso vor dem grossen Einfluss der katholischen Geistlichkeit, als die Rechte es mit ihr zu verderben wagt. Die strebenden Staatsmänner weichen vor dieser Frage aus, als sollten sie auf glühende Kohlen treten. Schwerlich könnte insbesondere die jetzige Regierungspartei ohne den geheimen Vorschub, den ihr der katholische Klerus leistet, so wie sie ist bestehen. Der Führer der katholischen Partei, Graf Apponyi, schwatzte in einem Wahlschreiben aus der Schule: „Möglich,“ schrieb er, „dass durch ein entschiedenes Auftreten des katholischen Elements auch ein geheimer Wunsch der Regierung selbst erfüllt würde.“

Diesen katholischen Einfluss fürchten nun ganz besonders die lutherischen Prediger der Slovaken, und ihre Furcht ist um so lebhafter, als sie das Beispiel der katholischen Hälfte

ihres Volks vor sich haben, in welcher man sich dem Magyarenthum langsam zuneigt. Indem sie gegen dieses ankämpfen, streiten sie für ihren lutherischen Glauben. Der Protestantismus hat ja auch Sinn und Neigung für das Nationale, für Volksrechte und Volkssprache. Nirgends aber sehen slovakisch-lutherische Prediger eine hülfreiche Hand, als jene, welche ihnen aus dem Schoosse des heiligen Russland winkt.

Einstweilen leisten die Slovaken, protestantische wie katholische, den römischen wie magyarischen Heissspornen den grössten Dienst, indem sie diejenige Volksart vermindern helfen, welche man am wenigsten lieb hat, das sind die deutschen Protestanten. Der Ruthene hasst den Slovaken, dem Magyar ist er widerwärtig, der Deutsche fürchtet ihn. Sie haben allen Grund zu ihrer Abneigung. Er ist ein gefährlicher Nachbar. Wo er sich niederlässt, da breitet sich seine Kindermenge aus, und wo eine slovakische Ansiedlung einmal entstanden, sendet sie bald Zweige nach allen Seiten. In Gerlsdorf sprach man zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch deutsch, jetzt kein Wort mehr. In Käsmark gab es vor siebzig Jahren kaum ein paar Dutzend slavischer Dienstboten, jetzt ist eine Slovaken-Gemeinde da. In ganz Oberungarn wird in Dörfern und Städten das Deutsche mehr und mehr ausgelöscht. Die Slovaken kommen als Dienstboten, Taglöhner und Handwerker, kaufen sich Häuschen in den Vorstädten, nehmen mit geringem Verdienst vorlieb, und ehe man es sich versieht, haben sie die Stadt umzingelt und dringen ein auf ihren Kern. In der Zips verstand vor einem Menschenalter höchstens hier und dort einmal Jemand Slovakisch, jetzt spricht es fast Jedermann

Die Ursache, wesshalb die Slovaken still und langsam, aber unaufhaltsam vordringen, liegt theils in jenem eigenthümlichen Erwerbstalent des czechisch-mährisch-slovakischen Stammes, theils in der Härte und Eigensucht ihres nationalen Wesens, und in der Schwerfälligkeit und Enge ihres Geistes. Kommt ein Slovake als Dienstbote in ein Haus, als Taglöhner in ein

Dorf, so bleibt er einfach bei seiner Muttersprache. Wer Dienste von ihm haben will, muss ihn in seiner Muttersprache anreden. Man fühlt und merkt ihm an, dass alles Andere ihm Unbehagen erregt. Mag ihn Jeder für stockdumm halten, zuletzt spricht doch Jeder slovakisch zu ihm. Seine laue langsame Natur erhebt sich nicht leicht zu leidenschaftlichen Gefühlen. Gereizt aber erwidert er den Hass des Magyaren aus wildem Herzen. Gegen den Ruthenen hegt er stille Verachtung, gegen den Deutschen wenigstens nicht die geringste Zuneigung.

Dies Alles ist vielleicht nicht bedeutungslos für die Zukunft. Unvergessen bleibt, welch entsetzliche Wuth in Oberungarn vor vierzig Jahren in der Cholerazeit ausbrach. Bei den Slovaken, die im Bergbau beschäftigt sind, und den verwirrten Ruthenen fing das Geschrei an, plötzlich hallte es aller Orten schrecklich wieder. Die magyarischen Edelleute sollten die Brunnen vergiftet haben. Da fielen die Slovaken über sie her, und schlugen todt, was ihnen vor die Füsse kam. Die benachbarten Zipser Bauern — den Ehrennamen „Zipser" führt nur der Deutsche, nicht der Slovak, welcher im Komitat die Mehrheit bildet, — also die deutschen Bauern ergriffen zahmere Mittel. Sie stellten Wachen an die Brunnen, und weil sie ein böses Auge auf die jüdischen Branntweinverkäufer hatten, so nöthigten sie dieselben, von jedem Glas erst einen Theil zu trinken Die unglückseligen Juden lebten, wie in früherer Zeit bei uns ein Stadtdiener, der in jedem ordentlichen Haus zu trinken bekam, in unaufhörlichem Rausch. Sie mussten, denn die Bauern lagen in jener Schreckenszeit in den Wirthshäusern, immerfort trinken und wieder trinken. Sie geriethen in Verzweiflung. Sie stopften sich voll mit Brod und Zwiebeln, griffen zu Speck und spanischem Pfeffer, allein Nichts wollte helfen und ihr Haupt erlösen von dem entsetzlichen Branntweindunst. Um keinen Preis wollten sie mehr Branntwein im Hause haben.

XVII.

Sechs Jahre des Ausgleichs.

Völkerschaften in Oesterreich und Ungarn. Bedeutung der Deutschen. Der österreichische Staatsgedanke. Scheitern von Bach's System. Der Ausgleich. Erwartungen. Grosse politischnationale Leistungen. Machtmittel. Andere Erfolge. Abstich gegen die österreichische Verwaltung. Staatshaushalt. Fortschritt im Volkswohlstand. Steuerrückstände. Defizit und Schuldenstand. Staatsvermögen. Steuerreform. Fruchttragende Ausgaben. Familienbahnen. Verwaltungsunfähigkeit. Verzehnfachen des Beamtenheers. Fragliche Leistungen. Verfallen von Landstrassen. Das Elend im Banat. Verfall im Rechtswesen. Gesetzbücherelend. Graf Raday. Eine einzige Ortschaft.

Wirft man einen Blick auf Czörnig's ethnographische Karte des österreichischen Kaiserstaats, so erscheint als die mächtigste Farbe die rothe, sie ist vorherrschend auf der ganzen Karte. Sie bezeichnet die Wohnsitze der Deutschen. Neben der rothen fällt besonders die weisse Farbe auf, welche die beiden grossen Ebenen an der mittleren Donau einnimmt. Dort erstreckt sich das Volksgebiet der Magyaren gerade so weit, als sich die einförmige flache Landschaft ausdehnt bis an den Fuss des Gebirgs, welches sie im weiten Bogen umzieht. Deutsche und Magyaren haben sich mitten zwischen die slavische Welt hineingedrängt. Die Deutschen sind vom westlichen Kulturlande und die Magyaren vom asiatischen Osten gekommen, an der Donau sind sie zusammengestossen, jetzt halten sie vereint die Nordslaven und die Südslaven auseinander.

Unter den Nordslaven treten hier die Czechen Mähren und Slovaken auf, die eines Stammes sind und von Böhmen über Mähren bis weit in Ungarn hineinreichen. Die Slovaken, ein zähes und kerniges Volk von Kleinbauern, nehmen fast das ganze nordwestliche Ungarn ein, und sind, ausser an beiden Seiten der Donaukrümmung zwischen Comorn Gyarmath

und Czegled, auch sonst stellenweise noch vielfach auf magyarischem Gebiet, besonders an den Rändern, vertreten.

Nördlich von den Slovaken wohnen die Polen, die jedoch nur mit zwei kleinen Zipfeln tiefer in's ungarische Karpathenland eintreten, und die Ruthenen. Letztere, die Kleinrussen, verbreiten sich weit über das karpathische Waldgebirge, und noch weiter über ganz Ostgalizien und die Bukowina. Während die Slovaken beständig etwas vordringen und an den Rändern ihrer Wohnsitze Deutsche wie Magyaren langsam wegzehren oder wegdrängen, zieht sich das Gebiet der armen, aber nicht unbefähigten Ruthenen vor den Volksarten, die von härterem Stahl sind, fort und fort zurück.

Von den Südslaven hat der slavonische Stamm links an die Deutschen, rechts an die Kroaten mehr und mehr Land und Volk abgeben müssen. Die Morlaken in Dalmatien und Istrien verharren, geschützt durch Gebirg und Meer, in ihren schlichten und ziemlich rohen Zuständen. Anders geartet sind die beiden südslavischen Stämme, welche Ungarn angehen, die Kroaten und Serben. Ihre Sprache ist eigentlich dieselbe, nur mundartlich verschieden: durch Geschichte und Charakter aber stellten sie sich gleichsam wie zwei besondere Völker nebeneinander. Der Kroat ist ein tapferer nachhaltiger Mensch, der Serbe hat zu seinem kühnen und entschlossenen Muth auch etwas vom Neugriechen. Wie dieser ist er fleissig, nüchtern, patriarchalisch, voll Talent für Handel und Poesie. Fast in ganz Ungarn machte sich früher der Serbe durch seine Handelsfahrten bemerklich.

Ganz im Osten hat sich noch ein besonderes Stammvolk ausgebreitet, das sich abwehrend gegen alle andern verhält und von den meisten gehasst und verachtet und gefürchtet wird. Es entwickelt sich in derber Naturkraft. In Kultur steht es zur Zeit noch zurück. Das sind die Walachen oder Rumänen. Sie lagern sich zwischen den Siebenbürger Deutschen und Szeklern und den übrigen Ungarn, reichen im Norden bis über die Bukowina hinaus, und umziehen im Süden

Siebenbürgen, indem sie allwärts mit ihren Stammgenossen zusammenhängen, welche in der Moldau-Walachei sich ihren eigenen rumänischen Staat gegründet haben.

Das mächtige Roth aber auf unserer ethnographischen Karte weiset deutsche Wohnsitze auf all den andern Volksgebieten nach. Es umgibt mit breiten Rahmen die Czechen in Böhmen, nimmt zum grossen Theil österreichisch Schlesien ein, trennt theilweise Böhmen von Mähren, und behauptet noch immer grosse Sprachinseln im Slovakengebiet, die Zips, Metzenseifen, bei Kremnitz u. s. w. Besonders reichlich stellen sich die rothen Plätze und Punkte, welche massenhaftes Zusammenwohnen von Deutschen bezeichnen, unter den Magyaren dar, namentlich in der Gegend des Neusiedler Sees, des Plattensees, bei Ofen, im Norden bei Munkacs, Karoly und andern Orten, im Süden in dem Winkel zwischen Drau und Donau, im Banat, endlich in Siebenbürgen, wo Hermannstadt, Kronstadt, Bistriz ihre Hauptstätten sind. Auffällig sind aber auch die vielen rothen Ringe, welche bei den Magyaren und Südslaven und Walachen, wie bei den Slovaken und Ruthenen, auf Czörnig's Karte die grösseren Städte umziehen. Sie bedeuten, dass in all diesen Städten neben andern Volksarten auch in Menge Deutsche wohnen, die in der Regel ihre eigenen Schulen und Kirchen haben. Nur einige Städte im Magyarengebiet, wie Debreczin Szegedin Szolnok Kecskemet, zeigen den rothen Ring nicht; doch selbst in diesen Städten ist die Sprache des Handels deutsch, und verstehen es fast alle Gebildeteren.

Noch eine Volksart ist nicht zu übersehen, die in Ungarn wie in Galizien schwer in's Gewicht fällt, weil sie einen so grossen Theil vom Handel und Geschäft und vor allem Geld in Händen hat, auch durch Bildung und Thätigkeit hervorragt. Das sind die Juden. Jeder Jude aber spricht, sowie er von der Strasse über seine Schwelle tritt, bloss deutsch, einerlei ob er ein deutsches oder magyarisches oder slavisches Namensschild führt.

Es war also nicht zum Verwundern, wenn bis vor kurzem

die Deutschen in allen habsburgischen Erblanden vorherrschten. Ihrer sind fast 9 Millionen. Die Slaven zählen zwar 16, sind aber in zwei Theilen als Nord- und Südslaven weit auseinander gehalten. Die andern Volksarten theilen sich in den Rest von $9^1/_2$ Millionen. Dieser Vorrang war durch Geschichte und Kultur bestimmt. Denn durch die Deutschen sind all diese Länder zusammengefügt. Sie bildeten — ihr Herrscherhaus auf der einen, ihre Beamten Lehrer Aerzte Techniker Kaufleute Handwerker und Landbauer auf der andern Seite — den Kitt, der sie zusammenhielt und noch zusammenhält. Durch sie sind diese Länder geschützt vor der Verschlingung, wie früher durch die Türken, so jetzt durch die Russen. Durch sie sind diese Völkerschaften, die ohne Ausnahme noch auf niedriger Kulturstufe standen, zu edlerer Bildung emporgebracht, und in Kultur und Staatsleben so zu sagen aufgefüttert. Vorzugsweise durch Deutsche wurden sie alle nicht bloss geistig genährt und gekräftigt, sondern auch dadurch, dass fort und fort ungezählte Schaaren von Deutschen, sobald sie unter Magyaren und Slaven vereinzelt sassen, in ihnen aufgingen.

Aus all diesen Gründen war bisher das gesammte Staatswesen Oestrereichs vorzugsweise durch Deutsche geführt, und ihre Sprache und Bildung überall so zu sagen im legitimen Vortheil. Das fügte sich ganz von selbst, sobald in Wien die Ansicht Fuss fasste, die Erbstaaten des Hauses Habsburg seien ein untrennbares Ganzes. Gleichwie die brittische Regierung aus Altengland Niederschottland Wales Hochschottland und Irland ein einig Reich schuf, so drängte — schon zu Zeiten Maria Theresia's — der moderne Staatsgedanke, als er auch in Oesterreich auftauchte, sofort und unabweislich dahin, die vielen kleinen Völkerbruchstücke durch das vorherrschende Volk zu einem Reichsganzen zu verknüpfen, um ihnen leichter und gründlicher den Segen höherer Kultur zu verschaffen. Seitdem hat sich dieser östreichische Reichsgedanke in immer stärkeren Schwingungen bewegt. Periodisch unterbrochen, oder

auf diesem und jenem Gebiete lahm gelegt, erstand er immer wieder mit frischer Stärke, und das wird so lange geschehen, bis entweder unter seinem gewaltigen Drängen Oestreich völlig aus den Fugen geht, oder — unter welch irgend Formen es sei — ein wahres Reichsganzes wird.

Vor etwa sechs Jahren stand diese Idee noch in voller Kraft und Wirksamkeit. Seit sechs Jahren scheint sie gebrochen und zerstückt, treibend auf wilden Wogen. Dies geschah durch die Magyaren.

Man erinnere sich, wie in den ellf Jahren von 1849 bis 1860 in Oesterreich mit der Bruck'schen Finanzpolitik das Bach'sche System herrschte. Seine Zwecke waren liberal, seine Form aber absolutistisch. Strenge führte es überall Ordnung und Gericht ein, schuf überall grosse materielle Verbesserungen, gründete überall gute Lehranstalten, förderte überall deutsche Kultur. Allein diese Regierung war eben absolutistisch, und wenn sie auch noch nicht anders sein konnte, so schleppte sie dennoch den Fluch mit sich, welchem in unseren Tagen die besten Regierungen nicht entgehen, wenn sie unbeschränkt und gewaltsam durchgreifen. Statt dass tausend frische Kräfte angeregt werden, fröstelt sie der Absolutismus an, dass sie nicht aufzublühen wagen. Desshalb scheiterte Bach's System am weit verbreiteten Misstrauen, am allgemeinen Widerwillen gegen die drückende Bureaukratie und gegen das entwürdigende Gefühl der Unfreiheit, noch mehr am nationalen Widerstande der Czechen und Polen, und besonders der Ungarn. Um Steuern einzutreiben, hätte die Regierung nach magyarischer Berechnung zuletzt in Ungarn 120,473 Mann nöthig gehabt, im ganzen übrigen Oesterreich brauchte man noch nicht ein Fünftel dazu.*)

Nachdem das Oktoberdiplom Oesterreich vorübergehend wieder auf seine alten historischen Grundlagen gestellt hatte, versuchte von 1861 bis 1866 das Ministerium Schmerling noch

*) Ditz (nach Lóngay) Die ungar. Landwirthsch. 195.

einmal das durchzuführen, was Bach wollte, zwar auch in möglichst centralistischer Weise, aber auf konstitutionellem Wege.

Oesterreich schöpfte Athem, fasste Hoffnung. Doch auch Schmerling's System sollte nicht ausreifen. Im Frühjahr 1867 schloss Graf Beust den entscheidenden Ausgleich mit Ungarn ab.

Dadurch ist nun Ungarn lediglich auf sich selbst gestellt. Es hat seine eigene Regierung und Politik, und mit dem übrigen Oesterreich nur noch das Regentenhaus, die auswärtigen Angelegenheiten, und das reguläre Heer gemeinsam. Dafür zahlt es jetzt nach Einverleibung der Militärgrenze etwa ein Drittel der gemeinschaftlichen Ausgaben, für die Civilliste jedoch die Hälfte. Handel, Zölle, Tabaksmonopol sind durch Verträge bis 1877 geregelt.

Diesen Ausgleich hatten eigentlich nur die Magyaren gemacht. Sie allein bildeten eine feste, rührige, politisch geschulte Masse von mehr als fünf Millionen, jede der anderen Völkerschaften in Ungarn betrug weniger, keine war gewaffnet und entschlossen, keine hatte ihr politisches und nationales Programm fix und fertig.

Nun war durch den Ausgleich den Magyaren recht eigentlich alle Gewalt übergeben. Da stand wohl zu erwarten, in einem politisch so belebten Volke hätte Jedermann aufopfernd Zeit und Kräfte und den letzten Gulden daran gesetzt, dem Staate freudig zu dienen, den sittlichen Mächten leuchtenden Aufschwung zu schaffen, Bildung und Industrie zu fördern, die Gemeinden und öffentlichen Anstalten rasch zu bessern, vor Allem den alten Sprach- und Völkerstreit durch Klugheit und Gerechtigkeit zu sühnen. Die deutsche Regierung, die aller Unheilströme Brunnkammer sein sollte, war gefallen: man hatte sechs Jahre Freiheit und Musse zu zeigen, was man selbst vermöge.

Es waren sechs Jahre voll schönen Friedens, keine Dürre und kein Hagelschlag verheerte die Pusten, Gold über Gold

floss herein für reiche Aernten. Haben die ungarischen Staatsmänner die Probe bestanden?

In ihrer Nationalpolitik unzweifelhaft, sogar glänzend.

Sie haben in kurzer Zeit ein magyarisches Ungarn fertig gebracht, welches magyarischen Interessen dient, aller Orten von magyarischen Verbindungsfäden durchzogen ist. Sie halten das Land scharf gepackt und seine Völkerschaften wohl im Zügel.

Zugleich ist das ungarische Herrschaftsgebiet nach allen Seiten vergrössert. Der Kaiser musste ihm Kroatien und Slavonien anfügen, die serbische Woiwodina wieder einverleiben, ferner Siebenbürgen preisgeben, dann die Militärgrenze überlassen, Dalmatien wird vielleicht auch noch folgen. In der Woiwodina und Militärgrenze wohnt nur eine Handvoll Magyaren. Die Einverleibung dieser Länder in Ungarn geschah einfach durch Gewaltspruch, wider historisches Recht, wider ihre Verfassung und wider das Flehen und Drohen ihrer deutschen und slavischen Bevölkerung. Kurz nachher war schon die Rede davon, die dortigen grossen Waldungen zu Gunsten der ungarischen Finanzen anzugreifen.

Aber auch im Innern ist das Magyarenthum rasch zu gebieterischem Ansehen gestiegen. Die magyarische Sprache ist in ganz Ungarn und Siebenbürgen zur Amtssprache erhoben. In Kreisen, wo man sie früher kaum verstand, lässt sie jetzt sich klangvoll hören, und man macht wiederholt die Bemerkung, dass junge Männer aus den Schulen vor 1867 gern und flüssig deutsch sprechen, aus den späteren Jahrgängen aber schwerfällig und unwillig.

Wodurch gelang den Magyaren das Wunder, in so kurzer Zeit so Vieles zu erreichen?

Die Hauptsache liegt in der Landesgewöhnung, wie in gewissen vortrefflichen Eigenschaften der Magyaren, und in ihrem historischen Verdienst. Sie hatten die uralten Freiheits-Institutionen errichtet. Sie waren seit Jahrhunderten das vorherrschende Volk in Ungarn, oder vielmehr ihr Adel war es,

und dieser Adel besitzt Herrschertalent. Er ist kühn und ritterlich, rasch entschlossen, offen und gerade, voll Mannesstolz und Festigkeit. Seit fast einem halben Jahrhundert kämpfte er hochherzig für Ungarns Aufschwung. Magyarische Männer waren es vor Allem, die in der Metternich'schen Zeit dem frischen freien Luftstrom auch in Oesterreich Thür und Thor öffneten. Ihr kriegerischer Ruf nach Freiheit und Vaterland tönte so hell und schrill in die Weite, dass man in jeder Hütte aufsprang und horchte. Ungarn's Adel war immer der Führer, immer der Erste im Kampfe um die heiligen Güter. Als er Ungarn's Selbstständigkeit errungen, ging Alles mit ihm, was ein glorreich aufblühendes Ungarn wollte.

Allein nicht bloss Talent und Verdienst, nicht bloss alte Gewöhnung wirkte zu Gunsten der Magyaren, auch andere Mittel spielten. Was ihrer Herrschaft entgegenstand, wurde fortgefegt oder eingeschüchtert. Vielgeltende Sprecher der Völkerschaften wurden gewonnen durch Verleihung von Aemtern und allerlei Vortheilen. Die goldenen Wolken künftiger ungarischer Herrlichkeit, in denen man selbst lebte, wurden auch Anderen geschickt um's Haupt geworfen.

Doch wir fragen weiter: welche andern Erfolge weiset Ungarn in den letzten sechs Jahren auf?

Eine lange Reihe von Gesetzen und Reformen in Schulwesen, Gerichtseinrichtung, Gemeindeleben, Wahlen, Finanzen u. s. w. ist gemacht oder angebahnt. Wäre eine Rede- und Gesetzesfluth, wäre der ergiebigste Artikelregen hinreichend, einen Völkerfrühling hervorzuzaubern, er stände in Ungarn längst in Pracht und Blüthe. Vielleicht wäre es gerade auf dem rohen Unterbau Ungarns klüger, ganz langsam neue Gesetze zu schaffen, vor allen Dingen aber für gute Einrichtungen erst gute Beamte zu erzielen.

Ein eigenes Landesheer ist geschaffen, dem, was ihm noch fehlt zur Stärke und Unabhängigkeit, leicht zu geben ist.

Nach allen Richtungen sind Eisenbahnen in Angriff genommen, gleichviel ob sich dafür auch nur Arbeiter finden

unter der dünnen und trägen Bevölkerung, welche ihre Linien durchziehen. Mehr und mehr Häuser werden gebauet, mehr und mehr Pustenland wird aufgebrochen, in einigen Forsten eifriger nach Werkhölzern gesucht, der öffentliche Verkehr und die Handelsstädte vergrössern sich, wie das alles die industrielle Bewegung unserer Zeit von selbst mit sich bringt. Was wäre sonst noch von grossen realen Fortschritten zu erwähnen? Ich fürchte, wir sind zu Ende.

Immerhin verdient das Geleistete alle Anerkennung, und von der frisch erwachten nationalen Bethätigung lässt sich noch viel Gutes hoffen. Allein der Gegensatz zur letzten deutschen Regierung, insbesondere zum verrufenen Bach'schen System, bleibt darum nicht weniger auffällig. Recht und Gesetz wurde unter diesem mit Nachdruck gehandhabt, es herrschte Ordnung in der Verwaltung, schnelle Justiz bei den Gerichten und Sicherheit im Lande. Die Volksschulen nahmen zu bei Ruthenen wie bei Slovaken. Gymnasien und Universität erhielten mehr und mehr tüchtige Lehrkräfte. Strassen wurden gebaut, Grundbücher angelegt, der Haushalt der Städte geordnet, Entsumpfung weiter Landstrecken war im Gange, und Industrie und Verkehr hoben sich zwar langsam, jedoch stätig. Das geschah, während die österreichischen Beamten in Ungarn — da leider tüchtige eingeborene Kräfte theils verdächtig, theils unwillig schienen — zum grössten Theil aus Czechen und Halbwälschen bestanden, deren schlechte Eigenschaften mit einem Schrei der Entrüstung das ganze Land erfüllten.

Wie steht es jetzt?

Eine kurze Hindeutung auf die Finanzen, Verwaltung, Rechtswesen, Bildungsanstalten, Sittlichkeit und Parteien wird genügen, die Frage zu beantworten.

Im ungarischen Staatshaushalte klar zu schauen, scheint keine so leichte Sache zu sein. Der Magyar liebt nicht klare Buchführung, und die Rechnungskünstler von der einen und andern Seite leisten gar zu Erstaunliches.

Die ordentlichen Einnahmen betrugen 1868 die Summe

von 141 Mill. Gulden, für das Jahr 1873 wurden sie auf 191 veranschlagt. Die ordentlichen Ausgaben betrugen damals 144, jetzt 197 Millionen. Demnach wären in fünf Jahren die Ausgaben um 53, die Einnahmen um 50 Millionen gestiegen.

Die Grundsteuer hat sich von 1868 bis 1873 um 3 Prozent, die Haussteuer um 18, der Ertrag des Salzmonopols um 22, die Verzehrungssteuern haben sich um 17 bis 37, Stempel und Taxen um 37, endlich die Einkommensteuer hat sich um 38 Prozent gehoben. So viel wenigstens stellte der Voranschlag der Staatseinnahmen für 1873 heraus. Sollten sie auch in der Wirklichkeit etwas unter dem Voranschlag bleiben, so dürfen wir doch getrost annehmen, dass der Nationalwohlstand sich in den letzten sechs Jahren zwar wenig und langsam, jedoch entschieden gehoben hat.

Auffallend ist freilich, dass die direkten Steuern sich bloss um 11, die indirekten um 27 Prozent vermehrten. Grösseres Bedenken erregt, dass in einem Lande, das so entschieden auf Landwirthschaft gestellt ist und in welchem gerade diese die grössten Fortschritte macht, die Grundsteuer gleichwohl in den letzten sechs Jahren jährlich nur um $^1/_2$ Prozent gestiegen ist.

An Steuerrückständen aber gab es im Jahre 1870 die artige Summe von 55 Millionen Gulden, und im darauf folgenden Jahre noch 1 Million mehr, während der Betrag der Baarvorräthe und Werthpapiere, welcher der Finanzverwaltung zu Gebote stand, sich in diesem einen Jahre um 23 Millionen verminderte.

Mit Erschrecken muss die reissende Zunahme der Defizits erfüllen. Seit 1868 stieg es rasch und unabwendbar mit jedem Jahr, 1872 betrug es schon 44 Millionen Gulden, für 1873 wurde es auf $61^1/_2$ Millionen veranschlagt, und hätte eigentlich, da man aus Versehen einige Posten vergessen hatte, 77 Mill. betragen. Allein man rechnete im Reichstag Kreditreste ab, welche schon im Defizit des Vorjahres standen, desgleichen eine schwebende Schuld und einen Supplementarkredit, auch

sonst liessen sich noch Abstriche machen, bis man auf ein Defizit von bloss $32^1/_5$ Millionen herabkam. Dies Defizit beträgt nun zwar nicht mehr die kleine Hälfte, aber immer noch ein starkes Sechstel der gesammten Einnahme. Wenn aber in einem jungen Staatswesen, und in einem Lande, das wesentlich von Ackerbau und Viehzucht lebt, das beständig an Geldmangel, beständig an Arbeitermangel leidet, wenn in einem solchen Lande die öffentliche Schuld so furchtbar anschwillt, — wo soll das hinaus?

Der Schuldenstand wird, wenn das neue 54 Mill. Anlehen hinzugekommen, eine Höhe von 1,175,000,000 österreich. Gulden erreichen. Darin stecken allerdings an Grundentlastungsschulden 251 Mill., an kapitalisirtem Betrag für die 30 Prozent Verzinsung der österreichischen Staatsschuld 607 Mill., und Antheil an der schwebenden Schuld der Gesammtmonarchie $93^1/_2$ Millionen. In Summa kämen 951 Mill., welche die jetzige ungarische Regierung im Jahre 1867 übernahm, in Abzug, blieben aber leider noch an 224 Mill. übrig, welche diese Regierung selbst gemacht hat, also in jedem Jahr durchschnittlich 37 Millionen.

Eine Kleinigkeit für den Magyar! Berechnet man doch Ungarns Staatsbesitz an Eisenbahnen, Landgütern, Forsten, Bergwerken und Salinen, und an all dem Material, das hineingesteckt ist, auf 500 bis 600 Millionen, die man ja nur zu versilbern brauche. Allein es fragt sich: wer kauft's dafür? Abgesehen davon, dass Versilbern von Staatsgut, so sehr man sich auch in Ungarn schon daran gewöhnt hat, doch nur eine Nothsache sein sollte.

Eine andere Quelle der Zuversicht wollte mir noch weniger einleuchten. Man hofft eine beträchtliche Vermehrung der Einnahmen von einer Steuerreform. Wohl mag es gelingen, die Magnaten und die Geschäftsleute ergiebiger anzuspannen: von der Masse des Volks aber, den Bauern und kleinen Gutsbesitzern, wird auch die schlaueste Steuerschraube wenig mehr herauspressen, weil überhaupt nicht viel da ist.

Mit vollem Recht aber kann man darauf hinweisen, dass all die Reformen und neuen Einrichtungen grosse Geldsummen verschlangen, welche fruchttragend angelegt und deshalb künftig weniger nöthig sind. Dahin gehört die militärische Einrichtung, die Gerichtsorganisation, der verstärkte Betrieb der Domänen Bergwerke und Salinen, und neben vielem Andern besonders die Eisenbahnen. Möge der Fruchtertrag nicht ganz unter der Erwartung bleiben!

Denn einige andere Ursachen des finanziellen Elends sind nicht sobald aus der Welt geschafft. Die eine Ursache sind gewisse Eisenbahnen, die der Volkswitz Familienbahnen nennt, ein gemüthliches Institut, dessen sich nur Ungarn erfreut. Da sie nämlich durch Landschaften führen, wo sie zur Zeit unmöglich einträglich werden können, so meint man, sie seien gebaut und vom Staate garantirt hochmögenden Herren zu Gefallen, damit ihre Familien sich bequemer besuchen könnten; nebenbei fielen dann ein paar Millionen den grossen Grundbesitzern und Unternehmern in die Tasche.

Eine andere Ursache liegt in einer Eigenschaft, die in den Magyaren, wie es scheint, nicht auszurotten, das ist eine gewisse hartnäckige Verwaltungsunfähigkeit. Für hohe Politik sind sie sehr empfänglich, in Staatskünsten geschickt und rasch bei der Hand: nur das logisch gegliederte Ineinandergreifen des Staatsräderwerks, wie es bis in's Kleinste wohl durchdacht sein muss, ist ihre Sache nicht, noch viel weniger der nüchterne fleissige opfervolle Alltagsdienst eines guten Beamten. Nichts ist ungarischen Staatsdienern verhasster, als langweilige und misstrauische Kontrole, und nichts natürlicher, als ein behagliches sich und die Dinge Gehenlassen.

Zu dieser unglücklichen Eigenschaft kommt eine unwiderstehliche Neigung hinzu, auf Kosten des Staats in glänzende Verhältnisse zu kommen. Wie wäre es sonst erklärlich, dass das Beamtenheer in den kurzen sechs Jahren, seit Ungarn sich selbst regiert, sich beinahe verzehnfachte? Man bedenke, zehnmal mehr Beamte giebt es jetzt in Ungarn, als unter dem

vermaledeiten Bach'schen System, dessen grösster Fehler eben war, dass Alles durch Beamte beschafft werden musste. Die Munizipalbeamten gar nicht gerechnet, soll ihre Anzahl jetzt 29,000 betragen. Dann käme auf 400 ungarische Seelen schon ein Staatsbeamter, — das in Ungarn, wo von Selbstverwaltung allein mehr geredet und gerühmt wird, als in der übrigen gebildeten Welt zusammen genommen. Die armen Teufel von Slovaken Ruthenen und Walachen müssen doch äusserst schwer regierbar sein. Während in den letzten sechs Jahren die indirekten Steuern um 14 Prozent stiegen, vermehrten sich die Verwaltungsunkosten um 44. Die Einnahme z. B. vom Lotto vergrösserte sich um 7, die Ausgabe dafür um 9 Prozent.

Fragt man nun, was denn diese Menge von Beamten arbeitet, so geben die Pester Blätter einige Auskunft. Die Zahl der Ministerialbeamten in Pest stieg 1868 bis 1872 von 326 auf 541, ihre Gehälter waren in den letzten sechs Jahren um 63 Prozent gewachsen. Nach einer Berechnung des Pester Lloyd hätten nun diese 541 Beamten jährlich etwa 250,000 Stücke zu erledigen, auf einen Beamten träfe also für den Tag die ungeheure Arbeitslast von 1½ Stück. Doch das sind gewiss — im Unterschied von sonstigen europäischen Regierungskanzleien — sämmtlich gar schwere ernste Arbeiten, die viel Umfragens und häuslicher Studien bedürfen. Denn will man Pester Ministerialbeamte auf ihrem Amtszimmer besuchen, so trifft man sie öfter nicht und begreift, woher die allgemeine Klage entsteht, die Eingaben müssten so schrecklich lange auf Erledigung warten. „Es ist", sagte selbst ein Blatt der Regierungspartei, „eine zu Tage liegende Thatsache, dass unser gegenwärtiges System, welches bei der Besetzung der Beamtenstellen zur Anwendung kommt, ein schlechtes ist, dem Nepotismus Thür und Thor offen lässt, und die fleissigen und besseren Kräfte unseres Beamtenthums durch eine mächtige Dosis jener Elemente infizirt, die Unwissenheit und Trägheit charakterisirt."

Es ist daher, um ein Beispiel aus ungarischer Landes-

verwaltung herauszugreifen, erklärlich, warum auch solche Hauptstrassen, welche Bach's System mit grossen Kosten und gründlichem Steinwerk ausführen liess, wieder in Sumpf und Sand verkommen. Man hat kein Geld und kein Interesse dafür, trotzdem unter den neun ungarischen Ministern sich neben dem Minister der öffentlichen Arbeiten noch ein besonderer „Kommunikations-Minister" befindet. Doch vielleicht nimmt dieser Minister nur zarte Rücksicht auf den Hass, welcher dem Magyar gegen Weggeldzahlen innewohnt, und auf seine Leidenschaft, ohne Weg und Steg durch die freie Ebene hinzusausen. Für dies Vergnügen kann man schon die andere Hälfte des Jahres im Koth stecken bleiben, selbst wenn die Aernte bloss desshalb verschleudert werden muss, weil man sie durchaus nicht zum Markte bringen kann. Ländlich, sittlich! Nur sollte man wenigstens dort, wo man sehr viel auf den Vortheil guter Strassen hält, sie nicht wieder verfallen lassen, wie z. B. die Regierung in den deutschen Gegenden Siebenbürgens geschehen lässt.

Ein schlagendes Beispiel, was magyarisches Regiment bedeutet, ist das Banat. Dieser weite fruchtbare Landstrich zwischen der Theiss Maros und der Siebenbürger Berggrenze lag, als die deutschen Waffen die Türken vertrieben hatten, beinahe überall wüst und leer, und versumpfte. Da wanderten auf Maria Theresia's und Kaiser Joseph's Ruf süddeutsche Bauern ein, und siehe da, das Banat bedeckte sich mit hübschen Ortschaften und wurde eine eigentliche Kornkammer Ungarns. Vor zwölf Jahren noch erfreute sich das Land deutscher Verwaltung, grösster Ordnung, blühenden Gedeihens. Da wurde es Ungarn wieder einverleibt, die Handvoll magyarischer Adeligen, die im Banat wohnten, erhielt die Oberhand, und siehe da, von Stunde an verfielen die Strassen, verfielen die Dämme gegen reissende Flüsse, verfielen die Schulen, verdarb die Sicherheit und Rechtspflege, verdarb die gesammte öffentliche Verwaltung. Räuberbanden brandschatzten die Dörfer und fielen die Postwagen an. Das Unglück wollte,

dass auch das Grundwasser, das man versiegt wähnte, in unabwendbarem Schwalle wieder empor stieg. Fast ein Drittel des Ackerlandes lag vor zwei Jahren unter Wasserfluthen, denen Seuchen auf dem Fusse folgten. Ein einziges Jahrzehnt genügte, um ein Land zu ruiniren, das nur gedeihen konnte, wenn die Verwaltung gegen seine Naturfeinde stets auf der Wache stand. In ihrer Verzweiflung haben die Deutschen in Südungarn es endlich gewagt, ihre Schüchternheit abzuwerfen und sich in Czalad, wo Lenau geboren wurde, zu versammeln und die Landesfragen selbst in die Hand zu nehmen. Die ungarischen Minister schlugen das Mittel vor, der Kaiser selbst sollte hinreisen und durch seine Erscheinung die Bedrängten trösten. Wie viel Mühen wird es kosten, bis die fürchterlichen Verluste an Leben und Gesundheit, an Sittlichkeit und Vermögen wieder eingebracht sind!

Wir wenden uns zum Rechtswesen. Fast so alt, wie das Wort: „Die Magyaren sind geborene Juristen“ ist das andere: „Um Himmelswillen keinen Prozess in Ungarn!“ Ein Abgeordneter erklärte 1871 auf dem Reichstage: „Bei uns herrschen wahrhaft türkische Zustände; denn der Ausgang der Prozesse hängt zu oft von ganz andern, als juristischen Gründen ab. Gevatterschaft, Geld, Wein, und Knüttel sind die Mittel, um einen Richterstuhl zu erlangen.“

Das alte Ungarn hatte, seltsam genug, weder ein ordentliches Strafgesetzbuch, noch einen klaren Strafprozess, und, seltsam genug, scheiterte alles Bemühen auf den Landtagen, als man in den Vierziger Jahren Beides schaffen wollte. Man kam früher aus mit einem gewissen ritterlichen Rechtssinn, oder zur Noth mit der patriarchalischen Prügelbank. Endlich ward auf Befehl des Kaisers das österreichische Strafgesetzbuch und das allgemeine bürgerliche eingeführt. Wohl erhob sich ein grosses Geschrei über die rasche Härte der Rechtspflege und über die Bestechlichkeit der österreichischen Beamten, allein die deutschen Gesetzbücher bürgerten sich ein, und Handwerker und Kaufleute dankten dem Himmel dafür. Nun gibt es be-

kanntlich keine schädlichere Umwälzung im Gewerb und Vermögen, als Gesetzbücher zu wechseln. Preussen und Bayern liessen am Rheine bis heute noch das französische Recht ruhig in Geltung. Doch wer würde es wagen, gute Gesetzbücher wegzuschaffen, wenn man keine andern hat, sie zu ersetzen? Gerade das thaten die Magyaren. Kaum bekamen sie die Hände wieder frei, als sie die österreichischen Beamten wegfegten sammt ihren Gesetzbüchern. Nun sollten gleich urmagyarische Gesetzbücher da sein, sofort sollte eine Kodifikations-Kommission sie schaffen. Nur revolutionäre Phantasie konnte sich vorstellen, Gesetzbücher liessen sich aus dem Boden stampfen. Man wartet vielleicht noch lange darauf.

Alle Spitzbuben im Lande aber athmeten auf, sobald sie fühlten, der Arm der kaiserlichen Regierung liege nicht mehr auf ihnen. Das Räuberwesen griff dergestalt um sich, dass man in der Noth einen besonderen Kommissär zu seiner Ausrottung aufstellte. Dieser, der gefürchtete Graf Raday, erlaubte sich ungewöhnlich weit, ungewöhnlich hoch zu greifen. Oeffentlich wies er hin auf die furchtbarsten Uebel in der Strafrechtspflege, und erklärte, das Rechtsbewusstsein des Volkes sei im Einschlafen begriffen. Wer hat nicht mit Entsetzen die Enthüllungen gelesen, die der grosse Räuberfänger dem ungarischen Ministerium machte! Raday nahm mit seiner Kommission seinen Sitz in Szegedin, und entdeckte und fasste so viele Räuber, dass er zu ihrer Bewachung ein Regiment brauchte, und zwar ein österreichisches. In Szegedin sassen einmal mehr als ein halbes Tausend Räuber und Mörder gefangen, andere 1500, hiess es, seien als Mitschuldige aufgezeichnet. Rechnet man diese bloss vom Grafen Raday Ertappten zusammen, mit all denen, welche für andere Verbrechen schon bestraft oder bei der Elendigkeit ungarischer Rechtspflege nicht bestraft sind, so denkt man unwillkürlich noch an den Raub im Grossen, der einst planmässig vom ganzen Volke betrieben wurde. Unzweifelhaft haben alle Völkerschaften Ungarns zu dieser Verbrecherzahl ihren Bestandtheil gestellt, nicht den kleinsten die

Walachen und Juden. Denn auch die Landesnatur befördert das Verbrechen. In der grossen menschenleeren Steppe ist es leicht zu verschwinden, desshalb strömt Gesindel aus ganz Ungarn dort zusammen. Sollte es aber wirklich wahr sein, was man sagt, Graf Raday hätte so viele Richter und Polizeileute in das grosse Räubernetz verstrickt gefunden? Noch unheimlicher, dass seine edle Energie so lange auf eigenthümliche Hindernisse zu stossen schien. Das sind nicht mehr europäische, das sind asiatische Zustände mitten in Europa.

Dergleichen hinderte aber einen begeisterten Patrioten und Staatsmann nicht, noch 1870 in Berlin drucken zu lassen: „In dem ganzen grossen Ungarn, also auf 6400 Quadratmeilen, kommen in einem Jahre nicht soviel Verbrechen und Lächerlichkeiten in Wirklichkeit vor, als in einem Monat allein in Wien oder Berlin, in München oder Hamburg.“ *) Doch zu dem Beispiel aus dem Osten Ungarns ein anderes aus dem Westen. Der Pester Lloyd nahm mich wieder einmal vor wegen der harmlosen „Karpathenreise“, die ich im vorigen Winter geschrieben, und beschwerte sich, dass ich die Magyaren „für konstante Barbaren erkläre und behaupte, sie hätten das Deutschthum in Ungarn ausgerottet, seien noch heute Räuber, aller Civilisation bar.“ Nun habe ich zwar in meinem Leben dergleichen weder gesagt noch geschrieben, es wäre ja auch rein unmöglich, aber dieselbe Nummer jener Zeitung **) wimmelt von Berichten gräulicher Raubfälle, darunter auch folgender zu lesen:

„Aus Komorn bringt „Magyar Politika“ eine Korrespondenz vom 17. d., in welcher die dortige öffentliche Sicherheit als sehr bedroht bezeichnet wird. Den Grund dieses traurigen Zustandes erblickt der Korrespondent in der Hajdukenwirthschaft des Komitates. Im Udvarder Bezirke kamen in einer Ortschaft binnen fünf Tagen achtzehn bedeutende

*) Ungarns Staatsmänner Parteiführer und Publizisten. Berlin 1870. Vorrede S. XXV.

**) Pester Lloyd vom 21. Dezember 1872 Nr. 296.

Einbrüche vor, aber von den durch das Komitat gezahlten Hajduken und Panduren ist keine Spur. Kommt es doch oft vor, dass sie mit den Landstreichern zusammen in der Schenke sitzen. Der Gensdarm that dies freilich nicht, aber dafür konnte man sich auch am Abend ruhig niederlegen, während man jetzt befürchten muss, im nächsten Augenblick ausgeraubt zu werden. Kaum hatte man die Gensdarmen entfernt, hörte man auch schon aller Orten von Ausraubungen, Einbrüchen, Diebstählen u. s. w. Es beweist das am besten, dass das Komitat mit seinen Organen — gebrauchen doch sehr viele Stuhlrichter die Hajduken zu ihren Privatdiensten — unfähig ist, über das Eigenthum und über die persönliche Sicherheit zu wachen. Wenn wir dem Staate pünktlich die Steuern zahlen," schreibt der genannte Korrespondent, „und alle seine Anforderungen, die er an uns stellt, erfüllen, so kann nur der Wunsch als ein gerechter bezeichnet werden, wenn man vom Staate Schutz für das Eigenthum und die Person verlangt."

Wenn es wahr ist, dass gute Rechtspflege der Staaten Grundlage, dann liegt Ungarn noch in den Anfängen zum Kulturstaat. Wie auf frische Luft, hofft jeder rechtliche Mensch darauf, dass durch die neue Gerichtseinrichtung diese Grundlage fest und dauernd beschafft werde.

XVIII.

Fortsetzung.

Erste Aufgabe der freien ungarischen Regierung. Vertreibung der deutschen Lehrer und Beamten. Allgemeiner Verfall der Bildungsanstalten. Hoffnungslosigkeit. Folgen für das Land. Geistige Isolirung und Junkerton. Verwüstung der sittlichen Staatskräfte. Regierungspartei und Opposition. Schädigung der konstitutionellen Freiheit. Unglück und Schicksal. Magyarische Literatur. Innere Machtlosigkeit des Staats. Grundlagen zur Heilung. Beispiele. Neue Regierungspartei. Gründliche Sittenänderung. Freie Entwickelung der Sprachen und Nationalitäten. Herbeiziehen fremder Intelligenz und Arbeitskräfte. Das grosse Hinderniss.

Der Justizminister Horváth sagte einmal: „Die Ursache der schlechten Rechtspflege in Ungarn sei die Unbildung der

Richter.“ Bildung zu verbreiten — das war im freien Ungarn so nöthig wie das liebe Brot, ja beinahe soviel werth wie die Freiheit selbst. Das Land sollte auf Höhe der Kulturvölker gehoben und reich werden an geistigem Adel wie an politischer und wirthschaftlicher Stärke. Was musste geschehen? In jedem Marktflecken, wo möglich auf jedem Dorfe musste man Lehrer anstellen, von denen Bildung ausging, einerlei woher sie waren, wenn sie sich nur mit dem Volke verständigen konnten. Wohl aber durfte man daneben alles Mögliche aufbieten, um da, wo Magyaren wohnten, ihre Muttersprache durch Schulen und Bücher, Zeitungen und Predigten, Vereine und Versammlungen zu beleben, zu veredeln, und auszudehnen. Die übrigen Völkerschaften Ungarns aber mussten sich an dem leuchtenden Beispiel der Magyaren in Politik Freiheit und Volkswirthschaft sonnen. Behandelt als gleichberechtigte Mitbürger mussten sie durch Wohlthaten, die von der magyarischen Mitte nach allen Seiten überströmten, zu ihr herüber gezogen werden. Dann liess sich hoffen, dass Volk und Sprache der Magyaren überall Zustimmung Pflege und Verbreitung fänden.

Was aber thaten die Magyaren? Kaum fühlten sie sich wieder Herren im Lande, so vertrieben sie, mit einem Hass, wie ihn nur der Junker gegen den gebildeten Bürgerlichen fühlt, die deutschen Lehrer und Professoren, liessen die Pflege der Volksschulen bei Deutschen und Slaven fallen, und zwangen, soweit es anging, selbst niederen Schulen das Magyarische auf. Ein Nationalitätengesetz trug den Sprachzwang bis ins Herz der Gemeinde. Endlich vertrieb man auch die deutschen Beamten, die auf Ordnung im Lande wie auf gute Schulen hielten.

Was ist nun die Folge? Die einzige Universität, welche Ungarn besitzt, die Pester, ist heruntergekommen, dass es zum Erbarmen. Wer von den Medizinern das Geld irgend erschwingen kann, studirt in Wien. Dabei wird aber schon die Errichtung einer neuen magyarischen Universität, zu Klausen-

burg in Siebenbürgen, geplant. Die Rechtsakademien in Pressburg, Kaschau, Saros-Patak, Papa und noch ein paar dunkeln Orten sind — unbeschadet einiger tüchtiger Professoren — Spottgeburten von juristischen Fakultäten. Wo ist der alte Ruhm der Altenburger Akademie für Landwirthschaft geblieben? Als die jetzige Regierung sie übernahm, machten alle deutschen Professoren, dass sie fortkamen, und selbst ihr einziger magyarischer Kollege ging mit: bloss der Direktor blieb. Die beiden landwirthschaftlichen Schulen in Keszthely am Plattensee und in Debreczin sollen einer Art höherer Dorfschulen ähnlicher sehen, als einer wissenschaftlichen Anstalt. Auf der Bergakademie zu Schemnitz leeren sich die früher so gefüllten Hörsäle mit jedem Jahr mehr.

Was auf den Gymnasien geleistet wird, kann man sich nun leicht vorstellen. Eine Ausnahme machen die reformirten Gymnasien, über denen ein Konsistorium steht. Noch ein Beispiel sei gestattet. In Pancsowa, dem Hauptort des bisherigen serbisch-österreichischen Militärgrenz-Distrikts, bestand eine sehr besuchte Realschule unter deutschen Lehrern, die man hinberufen hatte. Das ungarische Ministerium vertrieb diese Deutschen, und es wurde durch die Trommel in der Stadt verkündigt: Jeder könne sich zu den offenen Lehrstellen an der Realschule melden, wenn er auf Magyarisch lehren könne.

Sollte man nicht glauben, man habe es hier mit fanatischen Gläubigen des Koran zu thun? Nun sehe man sich in den Stadtschulen um, die ehemals ganz oder halb deutsch waren. Pest bietet gleich die beste Gelegenheit dazu. In diesen Schulen ist jetzt die Unterrichtssprache magyarisch, das Magyarische die Hauptsache. Aber selbst diese niederen Schulen sind, sobald ihnen der heisse magyarische Stempel aufgedrückt wurde, sofort an Leistungen in Sitte und Lernen gleichsam eingeschrumpft.

Wo immer das Deutsche aus den Bildungsanstalten vom Magyarischen vertrieben worden, trat unerbittlich Lähmung des geistigen Lebens ein. Der Wechsel war so rasch und

herbe, so überall gleichmässig, dass es selbst den Magyarenhasser befremdete.

Doch vielleicht ist das nur vorübergehend. Wird nicht auch das Magyarenthum sich vollsaugen an Wissen und Lehrkraft? Kann es dann nicht, unterstützt durch das Zusammenwirken aller politischen Kräfte, zehnfach ersetzen, was jetzt zu Grunde geht? Doch selbst die Magyareneiferer scheuen sich, in solche Wechsel auf die Zukunft grosse Summen einzusetzen.

Schlechtes Schulwesen aber hat zur Folge schlechte Beamte, schlechte Aerzte, schlechte Fabrikleiter und Gutsverwalter, und die fernere unausbleibliche Folge ist Verschlechterung der Justiz und Verwaltung, der öffentlichen Gesundheitspflege, und der Landeskultur überhaupt. Jeder ruhig Denkende sieht das ein. Der hochverdiente Eötvös, der früher als Kultusminister für Volks- und Sonntagsschulen, für Lehrervereine und landwirthschaftliche Anstalten so Vieles und so viel vergebens that, wagte es endlich, und stellte auf dem Reichstag einen schüchternen Antrag: fremde Lehrkräfte an die Universität Pest zu berufen. Es war natürlich auf Deutsche abgesehen, aber — man merke wohl — er musste sie „Fremde“ nennen, Fremde in der österreichischen Reichshälfte, in diesem Ungarn, in welchem die Deutschen nicht bloss soviel Städte gebaut, soviel Schulen und Eisenbahnen eingerichtet, soviel für Staatsverwaltung, Handel und Gewerbe gethan, sondern in welchem sie auch ein ebenso gutes historisches Recht haben, als irgend ein Magyar oder Slovak. Trotz seiner Vorsicht erregte der Eötvös'sche Antrag einen Schrei des Unwillens bei den „Patrioten“. War doch einer so offenherzig, laut zu bekennen: er hoffe noch die deutsche Sprache in ganz Ungarn zur Sprache der Hausknechte herabgedrückt zu sehen.

Doch was will man Anderes von einer Versammlung erwarten, die zum grossen Theil aus einem Landadel besteht, der keine Vorstellung hat vom Unterschied zwischen Wissenschaft und blosser Gelehrsamkeit, und einigen vielredenden Bürgerlichen, die schon aus eigenem Interesse das eine hassen

wie das andere. Denn was war vielleicht der Lebenslauf eines solchen bürgerlichen Abgeordneten? Ein Gymnasiast, der bei uns noch auf die Lateinschule gehörte, erhält das Zeugniss der Reife für die Universität. Dann schreibt er zwei Jahre bei einem Amte für einen Gulden täglich, und geniesst unterdessen Rechte und Stipendium als Student einer juristischen Akademie. Jetzt macht er ein leichtes Examen, und der Herr Fiskal steht vor uns. Natürlich wird er Abgeordneter für die Komitatsversammlung. Dort spricht er wie ein junger Nestor über hohe Politik und Kleingewerbe, und wie ein feuriger Titan erhellt er durch sprühende Blitze die grosse Zukunft der unentweihten hungarischen Nation, die sich selbst nur die edle nennt. Sein Ruf ist gemacht. Er wird Abgeordneter zum Landtag. Warum nicht auch Minister?

Oefter vernahm ich von ruhigen Männern, die heiss ihr ungarisches Vaterland liebten: „Seit es von der deutschen Herrschaft losgerissen, nehme die Rohheit zum Erschrecken zu: alle Wissenschaft stecke im Attila, das sei die wahre Meinung auf manchem schönen Landsitz.“ Andere entschuldigten den niedrigen Bildungsstand damit, dass man während der letzten österreichischen Regierung verschmäht habe, die Söhne auf die deutschen Gymnasien zu schicken. Je mehr aber die Magyaren sich absperren und verschanzen auf ihrem nationalen Geistesgebiet, um so enger in ihrem Ideenkreis, um so grösser in ihrer Selbstschätzung leben sie dahin. Man braucht nur einen Blick in die Zeitungen zu werfen, um, so viel Treffliches Einzelne leisten, doch im Ganzen genommen eine gewisse Verwilderung der Gedanken zu erkennen. Ueber den Blättern der Czechen schwebt der eisenbeschlagene Dreschflegel: in der Magyarenpresse dagegen klingt und klirrt der kecke Junkerton der Unwissenheit, gleichwie man aus vielen Reichstagsreden bei bestem Willen oft nichts Anderes heraushört, als hier die endlose Hirtenschalmei, dort das ebenso endlose Klirren und Rasseln türkischer Musik.

Ich muss zum letzten Punkte kommen. Es geschieht un-

gern und mit dem Geständnisse, dass ich mir kein Urtheil darin anmasse. Denn ich selbst habe fast nur Magyaren kennen gelernt, welche mir den Eindruck von ehrenfesten Männern gaben. Doch was die Spatzen von den Dächern pfeifen, darf man in einer Schilderung ungarischer Zustände nicht auslassen. Ungarns erster Publizist, der nach Eötvös auch sein grösster Dichter, Moritz Jókai, liess jüngst einen kurzen geistreichen Rückblick „Fünf Jahre des selbstständigen ungarischen Ministeriums“ erscheinen. Trotz alles Klangs und Schimmers darin drängen sich dem Leser die Blössen des magyarischen Staatswesens doch gar zu kläglich entgegen: am auffälligsten ist aber, dass in dem Schriftchen, so kurz es ist, doch zweimal der Finanzminister allein gerühmt wird als ein Mann „von unschätzbarer reiner Hand“ und von „anerkannt reiner Hand“. Es gibt ein altes Märchen von unseligen Leuten, für welche Alles, was sie berührten, sich in starrendes Gold verwandelte: in Ungarn scheint für zahlreiche Politiker jedes Prinzip, das sie anfassen, jede Frage, die auftaucht, sich sofort in ein Alles verschlingendes Streben nach Goldesglanz zu verwandeln. Ungescheut wird von Millionen Gulden gesprochen, die bei einer Eisenbahnanleihe unsichtbar und unfindbar geworden seien. Ein Ministerpräsident wird öffentlich in der Kammer wegen seiner eigenen persönlichen Geldspekulationen angegriffen, muss sich wiederholt öffentlich vertheidigen. Wo in Europa kommt dergleichen noch vor, es sei denn in der Nähe der Dardanellenschlösser?

Kein gebildetes Volk kann und mag in unserer Zeit parlamentarischer Regierungsform entrathen. Wenn sie aber sich so gestaltet, dass das Ministerium sich mit einer Partei verschwistert und ihr hilft und gestattet, das Land für persönliche Zwecke auszubeuten, dann wird jene Regierungsform zu einer Krankheit, die unglaublich rasch die sittlichen und materiellen Kräfte des Landes verzehrt Ein langjähriger Beobachter des Pester Lebens und Treibens, ein Mann offenbar voll Zuneigung für Ungarn und von gemässigter Gesinnung schreibt Folgendes:

„Wir legen weniger Gewicht darauf, was die Deák-Partei auf dem Felde der Reformen zu thun unterlassen, oder was sie sonst nicht gut gethan; ja, wir erkennen sogar freudig an, dass sie manches positive Gute geschaffen und manches von den frühern Regierungen Versäumte nachgeholt habe; warum wir die Partei verdammen, ist: weil sie schon in den ersten fünf Jahren ihrer Herrschaft, trotzdem dass sie mit den besten Vorsätzen an das Ruder getreten, die sittlichen Grundlagen des Staatslebens, die mehr bedeuten, als alle materielle Prosperität, in bedenklichem Grade zu erschüttern gewusst hat. Sie hat eine an amerikanische Zustände erinnernde Korruption sich entwickeln lassen, hat einem Protektions- und Cliquenwesen Thür und Angel geöffnet, das die ehemalige altösterreichische Protektionswirthschaft weit übertrifft, und in Folge dessen dem Land eine Verwaltung gegeben, die unfähig und träg, nachlässig und parteiisch, asiatisch sorglos und unwirthschaftlich ist. Dass die wirklich hervorragenden und rechtlichen Männer der Partei dies Alles zu verhindern nicht im Stande gewesen sind, ist ihrer Schwäche und Nachgiebigkeit den Begierden des grossen Haufens gegenüber zuzuschreiben, der das Land vorzüglich und in erster Linie als seine zur eigenen Versorgung bestimmte Domäne benützen wollte. Es hat sich hier zugetragen, was schon öfter unter ähnlichen Umständen geschehen ist — so in Frankreich unter Guizot, — was aber die Geschichte stets verdammt hat. Wenn die Führer der Partei dem grossen Haufen stets nachgaben, über alles Unerlaubte und Niedrige den Mantel der Parteiliebe deckten, verlor die gesammte Partei jeden moralischen Halt. Der Egoismus und die „werthe Persönlichkeit" drängten sich vor, das Protektionswesen legte die besten Kräfte des Landes lahm das Partei-Interesse ging über die Rücksichten auf das Wohl des Landes, bald die Rücksicht auf das eigene „Ich" über Alles. Europa, das den Kampf Ungarns um Wiedererlangung seiner Rechte mit so viel Sympathie begleitet, kann heute mit vollem Recht daran zweifeln, ob denn der Civilisation besonders ge-

dient worden sei durch Aufrichtung eines Gemeindewesens, das, wenn es so fortgeht, den grossen Kulturaufgaben eines Staates, trotz aller parlamentarischer Formen, gerade so wenig gerecht werden dürfte, wie Griechenland und Rumänien."

Der so geschilderten Regierungs-Partei steht gegenüber die Linke des Reichstags. Welchen politischen Gehalt zeigte denn sie in diesen sechs Jahren? Verneinung war es, Opposition um der Opposition willen, dabei erklärte Neigung zu tumultuarischen Szenen. Die Linke griff früher beständig den Ausgleich an, — die Vorgänge der letzten Jahre haben in dieser Beziehung besseres Licht verbreitet oder doch zur Vorsicht gemahnt. Aber noch immer gehen die heissen Wünsche auf ein Ungarn, das sich als freie stolze europäische Macht bewege, das seine eigene Diplomatie, sein rein ungarisches voll ausgerüstetes Heer, wie seine unabhängige Nationalbank besitze. Der ungarische Staat soll ein Riese an Kräften sein, sobald er sie ganz und allein aus mütterlichem Boden saugt. Aber hängt denn Ungarn jetzt etwa in der Luft? Vergebens fragt man, woher wollt Ihr denn das Geld nehmen für Heer und Bank und Diplomatie? Wie könnt Ihr paar Millionen hoffen, die Völkerschaften rings um Euch her ewig im Zaume zu halten? Darauf haben sie stets nur die eine Antwort: „die Nationalkraft, die entfesselte freie Nationalkraft!" Sie erwarten von dieser dunkeln ungarischen Macht das Ungeheuerste, und merken gar nicht, dass in deren geheimnissvollen Tiefen man bereits deutlich Sehnen und Fasern in ihrer Schwäche und Blösse schauet.

Beide Parteien erklären als Ungarns Ruhm und heiligstes Kleinod die konstitutionelle Freiheit. Was haben sie daraus gemacht? Wozu man in Frankreich funfzig Jahre brauchte, das kostete sie nur fünf: in dieser kurzen Frist brachten beide Parteien — und die Linke that ihrerseits das Möglichste — es fertig, die jetzige Regierungsform gründlich in Verruf zu bringen. Die Welt glaubt, das Aeusserste, um unfreie Wahlen zu machen, habe das napoleonische System geleistet. Täuschung!

In Ungarn hätte bei den letzten Wahlen, welche die regierende Partei zu Stande brachte, der brutalste Präfekt noch viel lernen können. Und erst die Linke auf dem Reichstag! Wie weiss sie die parlamentarische Freiheit trefflich zu handhaben! Kann denn irgend ein Mensch das ungeheure Missverhältniss verhehlen, das zwischen den Aufgaben der ungarischen Abgeordneten und der Bildung ihrer Mehrzahl besteht? Wie soll dies Völkchen der Magyaren und seiner Dienstläufer 430 Abgeordnete aufstellen, die fähig wären, sich auf freie Höhe des Blickes zu heben und gesetzgeberisch die Zeit und ihre Anforderungen zu würdigen? Mit Vernunftgründen lässt sich bei einer grossen Anzahl dieser Abgeordneten wenig ausrichten, hat doch der ungarische Reichstag vor dem verwunderten Europa schon unerhörte Schauspiele aufgeführt. So wollte im vorigen Jahr die Regierungspartei statt der dreijährigen Wahlperiode eine fünfjährige durchsetzen, und das wäre für die Fortdauer der Verträge mit Oesterreich entscheidend gewesen. Die Linke aber befand sich in der Minderheit. Da nun ein jeglicher Abgeordneter zu einer Sache einmal reden darf, so verfiel die Minderheit auf den Gedanken, den Reichstag durch unaufhörliches langes Reden so lange ohnmächtig zu machen, bis er sein gesetzliches Ende erreiche, ohne dass die gefürchtete Abstimmung zu Stande gekommen Dieser feine Plan wurde wirklich eine lange Woche nach der andern ausgeführt, und Niemand liess sich dabei einreden, dass dergleichen der Tod jeder konstitutionellen Freiheit sei und niemals ohne schwere Folgen bleibe. Das ist die Kehrseite der politischen Energie, welche den Magyar beseelt und ihn befähigt, seinen Willen Andern aufzuzwingen.

Etwas Dunkles und Räthselhaftes aber steckt doch in all diesen Vorgängen. Die Linke des Reichstags zählt in ihren Reihen die hellsten Köpfe und aufrichtigsten Freunde der Freiheit, und dennoch solch ein freiheitsmörderisches Beginnen, als gingen sie darauf aus, den Absolutismus mit Gewalt wieder herbei zu rufen? Wie ist das zu erklären? Mehr aber, die

jetzige Regierungspartei konnte schwerlich der Gefahr ausweichen, eine etwas gemischte Gesellschaft, bloss weil sie sich zum Ausgleich bekannte, unter ihre Flügel zu nehmen, einerlei aus welchem Holze diese Leute geschnitzt waren. Jedoch die Führer und Meister der Partei blieben Männer, die man kühn als die Edelsten im Lande bezeichnen darf, Männer von Erfahrung, die auch in Verbannung und Leiden gelernt hatten. Und solche Männer haben in kurzer Frist völlig abgewirthschaftet: ein tiefes Verderben des Staatswesens gähnt ihnen überall entgegen. Da muss doch in alter Gewöhnung, in eingewurzelten Zuständen, in Natur und Charakter des Landes und Volkes etwas liegen, was so unheilvoll die reinsten Vorsätze, das opfervollste Bemühen durchkreuzt.

Unmögliches wird angestrebt, Verderbliches ausgesäet, der ganze Gewinn ist unsicher. Im Erobern Männer, im Verwalten widerwillige Lehrlinge. Wo sind die starken Volkskräfte zu raschem Gedeihen, wo die Hülfsquellen in goldene Strömung gebracht? Wo findet sich unter Ungarns Völkerschaften das freudige Zusammenwirken zu einem Ziele? Wo sind die geistigen Lebensadern, welche pulsirend ein Staatsganzes durchziehen müssen, soll es eine Zukunft haben? Ueberall dieselbe Kühnheit im Unternehmen, dasselbe Elend im Ausführen, dieselbe Enge der Ideen und Vorstellungen, wie in der Literatur.

Magyarische Literatur — ich gestehe gern, wie mich das Energische und Ritterliche im Charakter der Magyaren anzieht, so freue ich mich der wildschönen und der originellen Klänge in ihrer Lyrik. Es war eine Lust und Freude, diesen Liederfrühling zu sehen, wie er da in Ungarn auf einmal emporsprosste. Auch lese ich Alles, was Eötvös und M. Jókai schrieben, vorzugsweise gern. Allein sollte man wirklich Petöfi dem Schotten Robert Burns zur Seite stellen dürfen? Hat die magyarische Literatur wirklich etwas hervorgebracht von der lichten Schönheit und dem Tiefgehalt, wie die alten Nationalepen der Serben, wie Tegner's Frithjofssage, oder gar wie

Camoens Luisiade? All diese Perlen der Weltliteratur glänzten ja auch aus kleinen Völkern herauf. Oder warum erzeugten die Magyaren in unserer Zeit, wo all die jungen Volksliteraturen aufblüheten, keinen Dichter von der geistigen Höhe eines Mickiewitz, keinen körnig populären Geschichtsschreiber wie Karamsin, keinen Sprachforscher wie Dobrowsky? Streicht man von Kunst und Wissenschaft in Ungarn alles weg, was deutscher oder slavischer Herkunft ist, so bleibt den Stammmagyaren doch verzweifelt wenig. Auch in Kunst und Wissenschaft herrscht jetzt ein neues Streben, und wer möchte nicht der Hoffnung Raum geben, dass ein Volk, dessen Triebkraft erst neu erwacht ist, noch viel Grösseres leisten wird, und dass insbesondere von jungen vielversprechenden Künstlern und Studenten künftig noch Bewundernswerthes erscheint? Allein in der Völkerkunde fällt man Urtheile nicht nach Gehofftem, sondern nach Geleistetem. Wenn die ganze magyarische Literatur plötzlich von der Erde verschwunden wäre, würde die Welt wirklich um ein paar Ideen ärmer sein?

Ich kehre zum Staatswesen zurück. Die Probe der sechs Jahre ist nicht besonders ausgefallen. Nach sechs Jahren eigener freier Regierung ist Ungarn innerlich machtloser, als je. Bei allen unleugbaren Fortschritten ist kein ungarisches, sondern nur ein künstliches magyarisches Staatswesen zu Stande gebracht. Den Bau hat man von oben angegriffen, statt ihn von unten aufzumauern. Gebe nur Gott, dass kein grosses Landesunglück, keine schwere politische Frage hereinbricht, welche die Regierung nöthigt, ernste Anstrengungen von allen zu fordern, die in Ungarn wohnen! Der Staat besteht jetzt nur durch den bewundernswerthen Zusammenhalt aller magyarisch Gesinnten, durch ihren heldenhaften Glauben an Ungarns Grösse, durch ihre politische Ueberlegenheit über Bauern- und Hirtenvölker, vor allem durch die Geschicklichkeit der Staatsmänner im Laviren. Aber diese Staatsmänner fürchten die slavische, fürchten die deutsche Bewegung, fürchten Russland, fürchten am allermeisten Unruhe und Revolution. Bleiche Angst befällt sie

vor dem Wüthen der Presse, und sie lassen sich beeinflussen von Leuten, die alles verdächtigen und zermalmen möchten, was ihren persönlichen Zielen nicht dienen will. Der einzige Trost und die einzige Hoffnung ist: „Wenn wir nur noch zehn Jahre Ruhe behalten, so werden sich die Reichthümer des Landes aufschliessen, und Alles wird zufriedener werden, vielleicht gar in Glück und Wonne schwimmen.“ Wenigstens diesen Hoffnungsstern zündet fast Alles flugs wieder an, wenn trübe Dämmerung die Blicke umfangen will.

Nun gibt es unter den Magyaren viele prächtige edle Männer voll hoher Bildung, voll Begeisterung für alles Schöne und Hohe, voll heiliger Vaterlandsliebe, welche tiefer blicken und unabwendbar Verderben kommen sehen. Verzweiflung sitzt ihnen im Herzen, weil die schöne Energie ihres Volkes sich unfruchtbar verzehrt. Aber diese Energie ist doch vorhanden, das ist die Hauptsache. Es kommt nur darauf an, sie zu meistern, und richtig zu führen. Auch Erkenntniss der schweren Krankheit, welche im ungarischen Staatswesen wuchert, ist vorhanden, und das ist der erste Schritt zur Besserung.

Ungarns jetzige Lage ist keineswegs ohne Beispiel in der Geschichte. Staaten, die nach harten Kämpfen und Leiden endlich frei geworden, erlebten gewöhnlich erst eine schwere Zeit der Verwilderung und des chaotischen Treibens. Gräulicheren Anblick konnte kein Volk gewähren, als das nordamerikanische in den nächsten Jahren nach seinem Unabhängigkeitskriege. Und sehen wir nicht etwas Aehnliches in Spanien und Italien? Die alten Gerüste der Staats-Gesellschaft sind eingestürzt, an den neuen wird noch gezimmert. Da wird alles verwegene und friedlose Volk aufgewirbelt und drängt sich herbei, die starke Menge aber der Guten und Tüchtigen scheint nicht vorhanden, weil sie noch im Hintergrunde sich hält. Offenbar macht Ungarn jetzt eine solche Periode durch, und warum soll es denn allein darin stecken bleiben?

Eine neue Partei bildet sich heran, um die Führung zu

übernehmen. Zwar ist auch sie in Ränken grossgezogen, jedoch wird sie suchen, die Fehler von beiden Seiten, die sie kennt, zu vermeiden. Mitglieder dieser neuen politischen Genossenschaft erblicken wir in der freilich noch winzigen Reformpartei, in den verbundenen sächsischen Abgeordneten, in der sogenannten jungen Garde der Deák-Partei, in Männern der Linken von gemässigter Denkungsart. Die bisherige Linke verzichtet hoffentlich für immer auf alles unfruchtbare Ankämpfen gegen den Ausgleich. Der jetzige Kultusminister Trefurt aber hatte den Muth, schon als Abgeordneter zu erklären: „Wir müssen uns endlich der Vorurtheile entschlagen, und uns Lehrkräfte vom Ausland verschaffen, das haben auch andere Völker gethan, denn die Wissenschaft hat keine Nationalität.“ Als Minister setzte er hinzu: „Ich weiss, man wird sagen, das sei Germanisation. Diese Auffassung ist sehr unrichtig, da eben dadurch der Germanisation vorgebeugt wird. Die Germanisation wird bei uns durch drei Faktoren unterstützt: durch die ungenügende Bildung, durch die fehlende Wissenschaft, und durch unsere finanzielle Armuth. Jeder Schritt, der unsere geistige Kultur und materielle Lage fördert, fördert zugleich den Einfluss und das Ansehen des magyarischen Elementes. Diese fremden Lehrer wären hauptsächlich berufen, in den Lehrerseminarien zu unterrichten, wo es gewiss kein Unglück ist, wenn auch in einer fremden Sprache gelehrt wird.“

Dass diese Rede im Februar 1873 keinen Sturm des Unwillens, sogar Beifall hervorrief, zeigt an, dass man zum Weg der Besserung sich hinwende. Das Unglück ist nur, dass man die tiefer liegenden Ursachen der Uebelstände ungern berührt, und noch weniger sich zur entschlossenen Rückkehr vom verderblichen Wege erheben kann. Die Lebensgewöhnung, die Gesittung, die Denkart der ungarischen Völker muss zum Theil von Grund aus geändert werden. Schule und Kirche, der häusliche Heerd wie die Zucht und Uebung im Staatsleben, Presse und Literatur, Regierung und Vereine, Alles

muss zusammenwirken. Die Arbeit ist gross, das Ziel fern, aber schon jeder Schritt weiter bringt schönen Lohn mit sich.

Damit aber die Völkerschaften Ungarns die Ideen und den Antrieb der jetzigen Kultur in sich aufnehmen, muss man sie nicht nöthigen, ihre besten Kräfte in der blossen Behauptung ihrer Eigenart zu verbrauchen, sondern man muss sie in und aus dieser Eigenart heraus zu veredeln suchen. Wie lange soll denn noch das seltsame Schauspiel aufgeführt werden, dass ein Stamm die Steuerkräfte der übrigen Stämme ansammelt, um sie zu ihrer nationalen Unterdrückung zu verwenden? Man muss also entschlossen auf die Magyarisirung Ungarns verzichten, also die Gesetze, Einrichtungen und Gewohnheiten bessern oder aufheben, welche darauf abzielen, und mit austheilender Gerechtigkeit die Anstalten für Pflege der Sprache und Nationalität sämmtlicher Völkerschaften unterstützen. Man höre also auf, den Schulen das Magyarische aufzulasten, magyarische Beamte in alle Ecken und Winkel zu schicken, den Abfall zum Magyarenthum überall zu begünstigen. Wozu auch der ganze Spuk mit der Amtssprache? Das kleine Siebenbürgen bestand Jahrhunderte lang mit drei Amtssprachen; den Kroaten, Slavoniern, Dalmatinern muss man ohnehin ihre besondere Amtssprache zugestehen. Wer denkt in der freien Schweiz an die Tyrannei einer einzigen Amtssprache! Man veröffentliche die Gesetze in den Hauptsprachen Ungarns, lasse Jedermann auf dem Reichstag reden, wie er's am Besten versteht, und lasse im Uebrigen einen Jeden an alle Aemter schreiben und bei allen Aemtern sprechen in der Sprache, welche er selbst für die beste hält. Dann wird er schon ganz von selbst diejenige Sprache wählen, die ihm zu seinem Vorhaben am ersten nützt, d. h. diejenige, in welcher er am besten und von den Meisten verstanden wird. Diese Sprache wird ganz von selbst sich Bahn brechen, einerlei ob es die deutsche oder magyarische, oder beide neben einander sind. Nun gar noch den Beamten der Posten, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, und am Ende gar auch den Wechseln und Han-

delsbüchern das Magyarische aufzwängen, das hiesse Ungarns Geschäftswelt in Banden schlagen, und seinem wirthschaftlichen Aufblühen einen Schaden zufügen, der sich auf jedem Landgute wird fühlbar machen.

Zu gleicher Zeit aber sind planmässig und im grossen Maassstab diejenigen Kräfte der Arbeit und Intelligenz, die zum Gedeihen des Landes unumgänglich nöthig sind, — soweit Ungarn sie nicht selbst hervorbringt — also gescheidte und geschulte Professoren, Beamte, Techniker, Industrielle und Handwerker, aus dem Auslande heranzuziehen. Soll der ungarische Staat aufblühen, soll er wirklich Mark und Knochen bekommen, soll die stolze Freude an Ungarn Gemeingefühl all seiner Bewohner werden, so kann es nur durch das einträchtige Zusammenwirken seiner Völkerschaften, und durch solche Bildung und Arbeit geschehen, wie sie im Lande zum grossen Theil erst geschaffen werden muss. Es gibt eben keinen andern Weg. Woher anders aber soll dieser Zuwachs an Kräften kommen, als von jenseits der Leitha? Gewiss ist es ganz gleichgültig, ob sie englischer oder französischer, italienischer oder polnischer, russischer oder türkischer Herkunft sind, wenn sie nur ebenso tüchtig, ebenso zahlreich, ebenso billig. Wir Deutsche aber können für unsere Auswanderung Ungarn leicht entbehren. Allein seine Lage, Geschichte, und Völkerzusammensetzung, uralter und neuer Verkehr, und die durch dies Alles bedingte allgemeine Verbreitung deutscher Sprache weisen Ungarn auf Deutschland hin. Deutsche Bildung und Arbeit sind in Ungarn heutzutage, wo die Völker mit tausendmal grösserer Anstrengung den wirthschaftlichen und nationalen Kampf um's Dasein führen, noch viel nothwendiger, als in früheren Zeiten. Man sollte, statt die Pester Universität durch Magyarisirung abzutödten, lieber daran denken, in Kaschau und Hermannstadt deutsche Universitäten zu gründen, an denen natürlich Lehrstühle für die Sprachen und Literaturen der Völkerschaften Ungarns, wie für sein Recht und seine Verfassung und Geschichte, vor allen andern glänzen müssten.

Doch was erweckt man mit solchen Vorschlägen bei dem ächten Magyar? Nichts, als ein leises inneres Entsetzen seiner Natur. Noch mehr, er wird sie gar nicht fassen und begreifen können. Man darf sich leider nicht mehr darüber täuschen, in Allem, was Nationalitätssache ist, verstehen wir die Magyaren nicht, und sie verstehen uns nicht: es sitzt in ihrem Hirn eine andere Logik. Es ist ihnen so unmöglich, für die Pflege fremder Nationalitäten etwas zu thun, als sollte ein Hecht zu singen anfangen. Desshalb erhebt sich der gemeine Magyar auch so schwer zu dem Begriffe, den wir Anderen vom freien Staatsbürger haben: er kann sich nur als Herrn oder als Hörigen denken. Verlange man, wenn's sein muss, sein halbes Vermögen für sein Vaterland, er wirft es hin, ohne nur die Wimpern zu zucken, — er theilt hülfreich seinen letzten Bissen mit dem Hungrigen, woher immer er komme, — bei alledem wird er die Nichtmagyaren in seinem Lande entweder als Dienstleute, oder als Tyrannen, oder als eine andere Art Juden betrachten. Er weiss eben dem Fremden nichts Schmeichelhafteres zu sagen, als „Sie müssen bei uns bleiben, Sie müssen ein Ungar werden", und hat keine Ahnung davon, dass man bei Ungarwein und schönen Weibern noch sich schmerzlich sehnen könne nach einigen anderen Dingen.

XIX.

Der Magyaren Verhängniss.

Bedeutung der Nationalitätenfrage. Zustände im Mittelalter. Bloss Adelsgeschichte. Das Latein. Ungarisch-christliches Bewusstsein. Moderne Dämmerung. Aufstände gegen die Magyaren. Schrittweises Ausbreiten des Magyarischen. Idee des Nationalstaats. Zwanzigjährige Sprachfreiheit. Zwei Wege. Wahl des Unterdrückungssystems. Centralisirung. Adel und Reichstag. Gesetze und Ausnahmsgesetze. Das magyarische Hauptziel. Kulturverwüstung. Geringe moralische Schuld. Völkererbitterung. Krankheit und Gefahren. Kleine Völkerschaften in der Gegenwart. Stellung der Slovaken, Kroaten, Serben, Walachen. Völkerdrama.

Jeden Meister der Staatskunst forderte, als Ungarn wieder ein Reich wurde, die Nationalitätenfrage heraus. Fürchterliche

Erfahrungen waren gemacht, die von 1848 und 1849. Das Bach'sche Regiment aber hatte in keinem andern Punkte so peinlich das magyarische Gefühl beleidigt. Man pflegt über diese Angelegenheit gern hinwegzugehen, im Vordergrunde steht auch wirklich eine Menge von andern staatlichen, wissenschaftlichen, persönlichen Interessen, die heftiger drängen. Gleichwohl ist die Nationalitätenfrage der geheime Angelpunkt, um welchen sich in Ungarn Alles dreht, und von ihrer glücklichen Lösung hängt des Landes Heil und Zukunft ab.

Ein ganz kurzer Rückblick wird hier am Orte sein. Denn den Unterdrückten steht auch ein geschichtliches, nicht bloss natürliches Recht zur Seite.

Die Natur hatte das bergumzogene Donaubecken zu einem Reichsganzen bestimmt, die magyarische Eroberung vollzog nur die Naturanweisung. Andernfalls wäre es vielleicht durch die deutsche Herrschaft geschehen, welche ja nach Zerstörung des Avarenreichs bereits einen wichtigen Theil des Landes besass. Nun liessen die Magyaren die Völkerschaften, welche sie im Lande vorfanden oder aus dem Flachlande in's Gebirge gedrängt hatten, unbehelligt in ihren Sprachen, Sitten, und nationalen Rechten gewähren. Der Gedanke, sie zu magyarisiren, tauchte gar nicht auf, so wenig, als der Magyar stark genug gewesen wäre, die Uebrigen alle in Fesseln der Leibeigenschaft zu schlagen. Gleichwie der Türke der Rajah gegenüber weder an das Eine noch an das Andere dachte, ebenso verfuhr der Magyar. Die Masse des eingedrungenen Volkes hielt sich auf der grossen Ebene beisammen. Hier fand der gemeine Magyar seine Glückseligkeit, die Steppe ernährte sein Vieh, sein bischen Korn verwahrte er in einem Erdloch, und zwei Drittel des Jahres konnte er in Reden und Müssiggang hinbringen. Der Adelige erwarb allerdings Güter rings im Lande, allein er fühlte sich viel zu schwach und träge, als dass er darauf ausgegangen wäre, die Umwohnenden magyarisch zu machen. So war man völlig zufrieden, all die Völkerschaften durch die Adelsverbindung durch König und

Landtag, durch gemeinsame Gesetzgebung lose zusammen zu halten. Der Adel nämlich, welcher überall magyarisch oder doch magyarisch geschult und verbrüdert war, herrschte allein im Lande. Er allein gebot in der Komitatsversammlung und bildete den Landtag wie den Kitt, welcher die Reichstheile verknüpfte, geradeso wie die Türken, so dünn sie auch gesäet sind, doch als der allein herrschende Stamm ihre Länder bei einander halten. Diese rohe Form eines Reiches war ja nichts Neues: sie fand sich in Asien und den südöstlichen Ländern, welche in seiner Nähe liegen. Eine allmählige Verschmelzung aber der Deutschen, Magyaren, Slovaken, Ruthenen, Kroaten, Serben, und Walachen zu einer gleichartig ungarischen Nation konnte gar nicht vor sich gehen. Denn das vorherrschende Volk war durch Geist und Gesittung den andern gar wenig überlegen, stand theilweise hinter ihnen zurück. Die Magyaren hatten nichts mitzutheilen, weder ein ausgebildetes Rechtswesen, noch Literatur und Kunst, noch edlere religiöse Bildung, selbst ihre Staatskunst blieb nur ein höchst einfach gefügtes Gebälke.

So lebten die Völkerschaften, eine jede unberührt in ihrem nationalen Wesen, friedlich neben einander. Die höchste Reichsgewalt that das Ihrige, sie in ihren Sprachen und Sonderrechten zu schützen und zu pflegen. Für die Gesetze der alten ungarischen Könige war ja der Unterschied der Nationalitäten nicht entfernt so wichtig, als der Unterschied zwischen Adeligen und Bauern. Kurz, Ungarn hatte keine Volks-, keine Völker-, sondern nur eine Adelsgeschichte, und auch diese Adelsgeschichte war weniger eine nationale, als politische.

Ganz von selbst wurde das Latein, welches nach Sitte des frühen Mittelalters die allgemeine Gesetzes- und Gelehrtensprache war, in Ungarn die vermittelnde und verknüpfende Sprache, zuerst für den Verkehr der verschiedenen Völkerschaften, dann für ausgedehnte Kreise der höheren Gesellschaft. So seltsam und lächerlich dieser lateinische Verkehr, so natürlich, so unentbehrlich war er: eine andere Amts- und Ver-

kehrssprache konnte sich eben nicht bilden. Während aber all die andern europäischen Völker ihre nationalen Sprachen in Gesetz und Literatur zu Ehren brachten, beharrte Ungarn noch drei Jahrhunderte bei seinem Latein.

Wohl aber umfing allmählig die Bewohner seines Gebiets ein ungarisches Reichsbewusstsein, und als die schreckliche Türkennoth sich heranwälzte, fühlte man sich vollends als eine weite christliche Gemeinschaft auf Vorposten. Dem Walachen Hunyady, dem Slovaken Zapolya, dem Kroaten Zrinyi, dem Serben Dugonics, Prinz Karl von Lothringen, Prinz Ludwig von Baden, Prinz Eugen, und all den andern Generälen und Staatsmännern deutscher Abkunft, welche die ungarischen Völker gegen die Türken anführten, war die Nationalität gerade so gleichgültig, als in Wallensteins Heer Niemand darnach frug, ob ein tüchtiger Oberst von Geburt ein Wallone oder Spanier oder Irländer sei. Nur einmal trat — es war in den langen Reformationskämpfen — Völkerhass auf, der Hass des rohen Adels gegen das deutsche Bürgerthum, das so stolz und sittsam in schönen Städten wohnte. Als die deutsche Städtemacht in Ungarn gebrochen, die Türken verjagt, und nach langen innern Kriegen der allgemeine Frieden mit dem Kaiser in Wien geschlossen war, hatte sich der eigentlich magyarische Adel noch weiter verbreitet, als früher, besonders in den deutschen und jenen Gegenden, die der Türken- und Bürgerkrieg am meisten verödet hatte. Jetzt erschien seine und seiner Genossen politische Herrlichkeit vollends gefestigt und Ungarn nicht anders, denn als ein träges mittelalterliches Adelsreich mit einigen deutschen Städten, deren Gesammteinfluss so viel bedeutete, wie die Stimmen von zwei oder drei Grundbesitzern.

Langsam zog die neue Zeit herauf mit neuen Ideen und Anregungen. Maria Theresia und ihr hochherziger Sohn verstärkten die oberste Staatsgewalt, und legten die Hand an verrottete Einrichtungen. Etwas wie eine dunkle Ahnung regte sich, ob denn der Adlige immerdar wie ein König schalten und walten dürfe, ob er denn durchaus ein Magyar sein müsse?

Dem Gebildeten kamen allerlei Gedanken, als ob Ungarn noch in dumpfen Zuständen festsitze, als ob der Staat den rechten Segen erst bringen müsse, als ob die Zeit eine energische Verwaltung, ein klares gerechtes Gesetz für die Nationalitäten, eine gemeinsame Bethätigung für edlere Gesittung fordere. Kaiser Joseph II. sah deutlich, wie die hölzerne lateinische Geschäftssprache jeden Fortschritt fesselte. Was aber sollte er statt des Lateins einführen? Magyarisch verstanden nur die Magyaren, diese Sprache war auch zu wenig entwickelt, ja kaum schriftfähig. Das Deutsche war die Sprache im Handel und Verkehr und zugleich die Sprache der höheren Bildung. Er aber wollte eine allgemeine Reichssprache. Also erhob er das Deutsche zur Amtssprache.

Die Völkerschaften schienen das wohl zufrieden, nur die stärkste, die Magyaren, nicht. Heftig widersprachen sie, zornig hörten das die Andern. Die Walachen in Siebenbürgen hatten des Kaisers Ideen als Verurtheilung der Magyaren aufgefasst, hatten sich 1784 unter dem wilden Hora zu 30,000 Mann versammelt, die Schlösser in Flammen gesetzt, im Blute magyarischer Edelleute sich gebadet. Kaum forderte der magyarische Adel 1790 auf dem Landtag zu Ofen die Aufhebung der deutschen, die Anbahnung magyarischer Amtssprache, als gleich die Serben in Temesvar beisammen standen. Sie boten dem Kaiser 40,000 Mann an, damit er die Frechen zu Paaren treibe. Damals musste der Landtag sich herbeilassen, die Selbstverwaltung der Serben, welche sie ein Jahrhundert früher bei ihrer Einwanderung in Ungarn von den Königen sich zusichern liessen, halb und halb anzuerkennen.

Die Sache war nun einmal in Fluss gerathen, der magyarische Adelsreichstag gab sich nicht wieder zur Ruhe. Von 1790 bis 1848 macht dieser Reichstag Schritt für Schritt vorwärts: immer vorwärts gehend, den Widerspruch der andern Völkerschaften überhörend, dehnt er die magyarische Sprache weiter und weiter und zuletzt über's ganze Land aus.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde das Magyarische

dem Latein gleichgestellt: nur die königliche Kurie verhandelte noch lateinisch. Der König sollte aber dafür sorgen, dass das Magyarische überall, insbesondere auch auf Schulen und Gymnasien und von den Offizieren und Unteroffizieren der ungarischen Regimenter erlernt werde. Das liessen die andern Völkerschaften sich noch gefallen. Als aber 1830 das Latein aufhören, und Niemand mehr ein Amt erhalten sollte, der nicht magyarisch verstand, fing auch sofort bei Slaven und Walachen die Verfolgung der magyarisch Gesinnten an, und immer heftiger und lauter erhoben sich ihre Prediger, als zehn Jahre später den Gerichten und Komitaten das Magyarische aufgedrängt, und selbst als Geistlicher Niemand, der es nicht verstand, angestellt werden sollte. Nach weiteren vier Jahren wurde das Magyarische zur Sprache des Landtags und zur Lehrsprache in den öffentlichen Schulen erhoben, jedoch den Abgeordneten der Kroaten und Slavonier noch sechs Jahre lang erlaubt, auf dem Landtag lateinisch zu reden.

All diese Gesetze gab der magyarische Adel, denn er allein herrschte ja auf dem Reichstag. Seine Führer hatten das Bewusstsein, dass die Zukunft den grossen Nationalstaaten gehört, und dass sie geistige und sittliche Aufgaben stellt, welche nur durch ein starkes Volk gelöst werden können, das gleichsam nur eine einzige Seele, einen grossen Gedanken hat. Diesen Nationalstaat wollten sie aus Ungarn machen, indem sie seinen Völkerschaften ihr eigenes stolzes Nationalgefühl und ihre Sprache aufdrängten. Es war gerade, als wollte man ein Haus mit Kelle und Mörtel bauen, ohne Holz Eisen und Steine zu haben. Gefühl und Sprache — das war Alles, was sie hatten und vermochten, hochherzige Gefühle, aber magyarisch befangen, eine Sprache voll klangvoller und kindlicher, voll roher und lieblicher Laute, aber keinenfalls edler oder reicher oder biegsamer, als slavische Sprachen. Die Sprache der Magyaren hat nicht einmal Mundarten: sie selbst rühmen das als einen Vorzug.

Diese Sprache, zur allgemeinen Amtssprache erhoben,

musste folgerichtig auch in den Schulen gelehrt werden. Damit aber trafen sie den empfindlichsten Punkt bei den Nichtmagyaren. Sobald man auch in den Schulen ihre Muttersprache anrührte, fühlten sie die nationale Unterdrückung, und fragten sich, ob ihre Muttersprache denn nur noch im Gebet oder am stillen Heerde erlaubt sei? Jetzt war es nicht mehr der ungarische Staat und sein Gesetz, sondern das eine magyarische Volk, welches die andern unterjochen wollte. Die Frage war sofort glühend heiss. Kaum erscholl der Freiheitsruf von 1848, so brach der Aufruhr bei den Serben Kroaten und Walachen aus, noch früher als der Landtag in Ofen zusammentrat, welcher das Gesetz aufstellte: „Es kann Niemand Repräsentant sein, der nicht 24 Jahre alt ist und dem Gesetze entspricht, welches die magyarische Sprache zur Landesprache macht.“ Die Serben konstituirten sich selbstständig wie die Kroaten, und der Kaiser nahm den Titel eines Grosswoiwoden der Serben an. Die Walachen aber hätten am liebsten gleich alle Magyaren vertilgt unter tausend Qualen. Der Völkerkampf hatte rasch einen fürchterlichen Charakter angenommen. Dort in Ungarn und vor Kurzem in Paris geschah das Scheusslichste, was die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schändet. Und diesen grimmigen Völkerhass hätten bloss österreichische und russische Hetzereien entzündet?

Ach, solche Erfahrungen im eigenen Lande sollten doch deutlich reden, und wenn man sie auch — wie das dem Magyaren bei allem Unbequemen so geläufig — wegdisputiren will, so müsste doch schon gewöhnliche Klugheit, das einfachste Rechtsgefühl, nur eine leise Ahnung von den tieferen Gesetzen, welche das Völkerleben heutzutage beherrschen, es den ungarischen Staatsmännern eingeben, was zu thun. So verhasst der Gegenwart Religions-Tyrannei ist, ebenso berechtigt erscheint die freie Ausübung der Nationalität. Und so wenig ein Gefühl in der Brust durch den Druck der eisernen Faust sich ersticken lässt, so lebendig bleibt das ewige Recht, dass ein Volk in seiner Sprache reden darf im eigenen Lande.

Es kam nun ein äusserst wichtiger Umstand hinzu, eine unvergessene Thatsache. Lange Zeit hindurch, von 1849 bis 1868 erfreuten sich bereits Ungarns Nationalitäten der Erlösung vom magyarischen Sprachdruck. Die österreichische Reichsverfassung von 1849 ordnete im Paragraph 12 an: die Beamten sollten in Gebieten mit gemischter Bevölkerung jedem Volksstamm den gleichen Schutz seiner Rechte, und die Pflege seiner sprachlichen und sonstigen Interessen angedeihen lassen. Desshalb solle kein Sprachzwang in Kirche und Schule geduldet, sondern die Gleichstellung der landesüblichen Sprachen praktisch durchgeführt werden, alle Kundmachungen und Erlasse aber, sowie die Verhandlungen bei allen politischen Behörden sollten in den im Amtsbezirke üblichen Landessprachen erfolgen. Nur die eine Ausnahme des Paragraph 13 erschien nothwendig, lautend: „Der Geschäftsverkehr der Distrikts-Oberkommissare unter sich, sowie aller administrativen Organe in Ungarn mit den neben den Distrikts-Oberkommissaren oder über ihnen stehenden leitenden Civilbehörden daselbst hat in deutscher Sprache Statt zu finden.“ Diese Einführung des Deutschen für die oberste Verwaltung liess sich um so eher rechtfertigen, als Deutsch in ganz Oesterreich die oberste Amtssprache, in Ungarn auch die Heeressprache, und zugleich nächst dem Latein die am meisten parteilose Sprache war, weil ja jeder Gebildete sie bereits verstand und in Handel und Wandel gebrauchte. Die Magyaren aber grollten, dass ihre Sprache abgesetzt und der slavischen gleichgestellt worden. Kaum hatten sie wieder die Macht in Händen, als sie beschlossen, eine gründliche Abänderung zu treffen.

Alles kam, seit Ungarn 1867 „sich selbst wieder gegeben wurde“, darauf an, ein ächtes ungarisches Staatsbewusstsein zu bilden, die Nationalitäten innerlich zu versöhnen, sie alle durch gleiche Wohlthaten der Freiheit und durch gute Einrichtungen festzuknüpfen. Dann liess sich hoffen, die glühende Vaterlandsliebe der Magyaren und ihre Zuversicht auf Ungarns herrliche Zukunft werde alle Andern beseelen, und Ungarn

werde zu einem schönen kraftvollen Reich aufblühen, wie jeder Vernünftige es von ganzem Herzen wünschen muss.

Zwei Wege lagen offen. Entweder musste man jede Nationalität auf ihrem alten Gebiet abzirkeln, und auf diesem ihre Sprache frei walten lassen. Das hatte seine grossen Schwierigkeiten, sowohl um der nöthigen Landeseinheit willen, als auch, weil die Völkerschaften vielfach durch einander wohnen. Oder man musste sich entschlossen zu dem Grundsatz bekennen: jede Sprache gilt gleichviel, sowohl im Reichstag als bei den oberen Behörden, während für Schule, Kirche, und untere Aemter die Muttersprache der Umwohnenden Regel ist. Allerdings hätte das viele Kosten für amtliche Uebersetzer, und gar viele Umständlichkeiten gemacht: allein um so gewisser fühlten sich dann die Angehörigen der sämmtlichen Völkerschaften in Ungarn als Söhne des Hauses. Alles Uebrige musste man von dem natürlichen Uebergewicht erwarten, welches den Magyaren so reichlich zu Gebote stand, und von ihrem ebenso natürlichen stillen Bündnisse mit den Deutschungarn, denen sie an lebhafter politischer Bethätigung wie diese ihnen an Bildung und bürgerlicher Tüchtigkeit vorangingen.

Die ungarischen Staatsmänner wählten weder den einen Weg, noch den andern. Statt zur neuen Völkerpolitik der Humanität und Sittlichkeit, griffen sie zu den Künsten alter Kabinetspolitik. Nach Freiheit hatten sie geseufzt und gestürmt und gerungen, und als sie das hohe Gut in vollem Mass erhielten, verkehrten sie die Freiheit in Unterdrückung, und zwar wurde es sofort eine ungestüme Unterdrückung im grossen Stil. Wie hatten sie das Bach'sche System verhöhnt und verdammt! Wie stolz hatten sie sich gerühmt der uralten Selbstverwaltung ungarischer Männer! Und was brachten sie jetzt zu Stande? Nichts, als eine zu Gunsten der Magyaren verschlechterte Ausgabe der Bach'schen Gesetze und Einrichtungen.

Auf wirklich wundervolle Weise greift und arbeitet Alles in einander, dient Alles einem Zweck. Das vielköpfige Mi-

nisterium zieht mehr und mehr alle Gewalt an sich, und sendet unter die Völkerschaften seine Beamten als Apostel des Magyarenthums. Von Nichtmagyaren werden nur solche angestellt, welche sich ihm zu eigen gegeben und für immer entzweieten mit den eigenen Volksgenossen Die Centralisirung aller Kräfte und Gewalten des Staates in seiner Hauptstadt Pest lässt bald das französische wie das österreichische Muster hinter sich.

Hand in Hand mit diesem Ministerium geht nun der Reichstag. Ungarn war so viele Jahrhunderte hindurch ein blosses Adelsreich, und ist es im Wesentlichen noch heutzutage. Eine einzige festgegliederte Genossenschaft, ein paar hunderttausend Köpfe stark, sitzt überall im Lande umher, und führt und beherrscht das Ganze. Zwar rechtlich sind Bürger und Bauer jetzt dem Adel gleichgestellt: allein bei der zähen Macht der Gewöhnung, bei der unglaublichen Geistesdürftigkeit und Trägheit der Massen, bei dem vollständigen Mangel an Organisation in Jeglichem, was ausserhalb seiner Kreise liegt, hat jener Adel noch heutzutage das gesammte politische Getriebe in Händen. Denn die Wahlgesetze sind so gemacht, dass sie ihm gerade so auf dem Reichstag, wie in den Komitatsversammlungen, das ungeheure Uebergewicht geben.

Wenn nun der magyarische Reichstag, — denn einen ungarischen kann man ihn kaum nennen, — Monate auf Monate geredet hat, pflegt er am Schlusse seiner Sitzungen in überstürzender Hast einen Haufen Gesetze in's Land zu schleudern, welche stets einen doppelten Zweck haben, erstens Ungarn rasch zu magyarisiren, zweitens es auch zu Ordnung Wohlstand und höherer Bildung zu erheben, — Gesetze, für deren gerechte und gedeihliche Ausführung es in der Regel an Bildung des Volkes, meist auch an Beamten fehlt, die, was den Kulturzweck betrifft, die Ausführung wirklich verstehen oder auch nur ernstlich wollen.

Wenn aber die Gesetze nicht hinreichen, greift man ungescheut zur Anwendung des entsetzlichen Grundsatzes: „Für uns Freiheit, für Andere Ausnahmen!“ Wo z. B. Deutsche im

Lande eine Macht bilden und sich auf das Gesetz stützen, um ihre Muttersprache in Gericht Gemeinde und Lehranstalten zu behaupten, da wird von der grossen magyarischen Mehrheit des Reichstags für den bestimmten Fall das Gesetz aufgehoben und rasch ein Spezialgesetz gemacht, welches das Eingreifen magyarischer Willkür legalisirt.

Kurzum, ob die Parteien Deák oder Giczy oder Tisza führte, darin waren sie einverstanden, rücksichtslos jedes Staatsmittel spielen zu lassen, um vor allen Dingen zuerst ganz Ungarn magyarischen Stempel aufzuprägen. Hatte Bach das Deutsche dazu benutzt, die Magyaren zahm zu machen, hatten sie mit Schrecken gesehen, wie rasch das Germanisiren um sich griff, so dachten sie jetzt einen Riegel vorzuschieben. Ihr Magyarisiren ist der erklärliche Rückschlag. Jüngst sagte ein neues Blatt: „In unsern Augen ist die magyarische Nationalität, das nationale Dasein der vornehmste Gesichtspunkt, das Hauptziel. Nach unserer Ansicht ist die Wahrung und Befestigung unseres nationalen Daseins die einzige Hauptaufgabe der ungarischen Politik. Alles Uebrige hat nur gelegentlich Werth.“ Dies naive Verwechseln von magyarischem und ungarischem Wesen, dies Hindrängen auf sein Hauptziel ist jedem ächten Magyar nur zu geläufig.

Unablässig arbeiten die magyarischen Hebelkräfte daran, jedes andere Volkswesen zu zersetzen, ganz einerlei wieviel Gutes und Schönes mit zerstört wird. Scharf übte die Staatsregierung ihr Recht der Aufsicht und Organisation der Schulen, der niederen wie der mittleren: als hervorstechendes Hauptziel erschien jedesmal dieses eine, das Magyarische zur Unterrichtssprache zu machen. Ein Rumänenführer durfte öffentlich im Reichstag erklären: neun Zehntel des Budgets für Kultus und Unterricht würden für spezifisch magyarische Zwecke ausgegeben. Wohlverstanden, zu dieser Verdrängung ihrer Volkssprache aus ihrer eigenen Mitte mussten die Unterdrückten selbst die Steuergelder hergeben. Man geht weiter. Lehranstalten, die nicht dem Magyarenthum huldigen, lässt man

lieber zu Grunde gehen, als sie länger als Pflanzstätten der Sprache und Bildung anderer Völker zu dulden. Das ist eben das Fürchterliche, dass die Erfolge dieser Magyaren zugleich erbarmungslose Verwüstung höherer Kultur sind. Wer etwas davon gesehen hat, fühlt sich aus innerer Empörung gedrängt, öffentlich seine Stimme dawider zu erheben.

Und dennoch — grosse moralische Schuld kann ich eigentlich dem Magyar nicht beimessen. Er kann eben nicht anders. Ihm scheint seines Stammes Herrschaft das Natürlichste von der Welt, er kennt nichts Edleres, als seine Nation, und erklärt ihre „historische, politische, materielle, intellektuelle Superiorität“ in Ungarn für die reinste Wahrheit, alles was dagegen spricht, kurzweg für Verleumdung.

Die unausbleibliche Folge ist tiefe kochende Erbitterung bei all diesen Völkerschaften. Sie wollen nicht zusammengeschnürt sein in dem, was ihnen das Nächste und Natürlichste geworden: der Druck macht ihnen die eigene Nationalität und Sprache um so theurer und heiliger. Sie verlangen nach greifbaren Wohlthaten, nach guter Justiz, rascher und humaner Verwaltung, geringeren Steuern, und vermehrtem Absatz ihrer Bodenfrüchte. Statt dessen bekommen sie Gesetze über Gesetze und magyarische Vergewaltigung. Auch die Slaven halten sich für ebenso gut, als die Magyaren. „Offen und edel“, sagen sie, „ist der Türke auch, darum ist er nicht weniger Asiat unter Europäern geblieben: wir aber wollen nicht eine Art Rajah spielen.“ Wenn eine kluge Regierung einen zurückgebliebenen Volkstheil leise und langsam zu einer Kultursprache überführt, so wird das schon bitter genug empfunden: masst sich aber ein ganzes Volk, das an Kultur nicht höher steht, dergleichen an, so ist es eine Kränkung bis auf's Blut.

Noch hält Scheu und Ungeschick die Widerstrebenden zurück. Die Magyaren haben sich aller Stellungen, aller Herrschaftsmittel bemächtigt. Die Einschüchterung ist allgemein, und man fürchtet, Widerspruch führe nur zu grösserem Schaden; wer ihn wage, sehe sich verlästert und übergangen; werde

aber eine ganze Gegend laut, so merke sie es bald an der Verwahrlosung von oben her und an heimlicher Abgrabung der Staatsmittel, von denen ihre Schulen Strassen Eisenbahnen und andere öffentliche Anstalten Unterstützung wünschen. Es ist schon schlimm genug, dass dergleichen überhaupt nur geglaubt wird. Noch fehlt es an einem starken Anstoss zum öffentlichen, vielleicht gewaltsamen Ausbruch des Unwillens. Nur hier und da fällt ein greller Lichtschein über dies dunkle Völkergewimmel, und zeigt, wie es wirklich steht. Neben Bildungsmangel, Geldmangel, Arbeitermangel, neben schlechter Rechtspflege, schlechten Schulen, und schlechten Wegen ist der Völkerhader eine andere schwere Krankheit Ungarns, eine fressende und schleichende Krankheit, die in's Blut getrieben ist und die Säfte vergiftet.

„Mein Volk wird an seinem Hochmuth zu Grunde gehen,“ hat Szechenyi prophezeit. Kein Mensch denkt daran, dem Magyarenstamm seine natürliche Führerrolle unter den ungarischen Völkerschaften zu verkürzen, — am wenigsten kann das ein Deutscher wollen. Aber diese Führerrolle darf auch ihre natürlichen Grenzen nicht überschreiten, sonst wirkt sie unheilvoll nach allen Richtungen.

Wenn die Dinge so fortgehen, spielt die ungarische Regierung ein Spiel, das mit jedem Jahre gefährlicher wird. Wer kann dafür stehen, dass nicht irgend ein Grossredner der Linken bei irgend einer Verwicklung wieder den ganzen Reichstag mit sich fortreisst? Blindlings gehen dann die ganze Jugend, der besitzlose Adel, der Bauernstand mit ihm, und blindlings treiben sie dem Verderben entgegen.

Denn sobald die Offiziere des Kaisers in Ungarn nicht mehr deutsch kommandiren, schlagen im Osten und Süden der Theissebene Flammen auf. Mit einem Schlag sind dann all die Männer ohnmächtig, welche unter Slaven und Deutschen — sei es aus Begeisterung für ein einheitliches Ungarn, sei es nur Vortheils willen — jetzt für das magyarische Staatswesen ar-

beiten. Oder ist etwa auf Leute Verlass, welche bei ihren eigenen Volksgenossen nur als Renegaten gelten?

Da in den untern Donaulanden gährt und siedet es unter der Decke, und weiss der Himmel, wie es noch kommen wird. Das südslavische Reich, welches in Belgrad geplant wird, soll all die Länder südlich des Stroms vom adriatischen bis schwarzen Meere umfassen. Natürlich nähmen wir Deutsche dann, was früher zu unserem Reich oder doch vorwiegend zu unserem Volksstamm gehörte, die alte pannonische Südebene bis Ofen und das westliche nordungarische Gebirgsland mit Kaschau und Eperies. Die unverträglichen Magyaren, die bloss als Soldaten zu verwerthen, würde Keiner mögen, und eines schönen Morgens sässen sie einsam und allein auf ihrer nackten Theissebene. Diese aber rechnen darauf, dass sie allein ein geordnetes, starkes, und geschwindes Heer hätten. Bedenken sie auch, dass die Deutschen und Juden, welche allein Geld und Handel und Geschäft in Händen haben, in ihnen nimmermehr die Freiheitshelden von 48 sehen? Und sollte wohl eine fremde Macht den Finger für bedrängte Magyaren rühren? Man pflegt ja in den Zeitungen den ungarischen Artikel zu überschlagen.

Bricht aber der blutige Völkertanz aus, oder zeigen sich nur ernstlich seine Vortruppen in der Ferne, oder geräth auch nur die orientalische Frage in Brand, — so sieht es mit den ungarischen Finanzen vielleicht sehr misslich aus. Was dürfen sich die deutschen Darleiher nicht schon gegen die geldarme ungarische Regierung erlauben!

Doch setzen wir den günstigsten Fall, nehmen wir an, die Magyaren hätten noch zehn, noch zwanzig Jahre Zeit, Ungarn zu magyarisiren und zu centralisiren, könnten sie jemals ihre Pläne durchführen? Müssten nicht die Verbitterung unter den Völkerschaften und damit die inneren Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr ärger werden? Müsste nicht der ungarische Staat, weil das Grundprinzip falsch, eine Unsumme Kräfte verzehren, bloss um es zu behaupten? Und müsste nicht im

selben Grade Ungarn geistig und wirthschaftlich verarmen und vertrocknen? Dies kleine Volk wäre ja ein Goliath unter den Völkern der Erde, und ausgerüstet mit aller Kraft und Fülle des Wissens, käme es anders. So aber hat seine ganze Natur und Geschichte stets bewiesen, dass kaum eine andere Rasse in Europa so sehr des beständigen geistigen Anregens und Befruchtens bedarf, als Magyaren, wenn sie nicht sogleich in asiatisches Wesen zurücksinken sollen. Der Orient liegt ihnen zu nahe, und sie sind keine Griechen. Sie können nun einmal in ihrem Geiste nicht mehr Springquellen aufschlagen, als Lebenswasser darin steckt.

Durch die Gegenwart geht eine Ahnung, wie vom Sterben der kleinen Völkerschaften, als könnte die Weltgeschichte sie nicht mehr brauchen. Sie werden erdrückt und aufgesogen von den gewaltigen National- und Kulturstaaten. Noch einmal, ehe sie auf immer verlöscht, blitzt und brandet all ihre Volkskraft, sie wehren sich mit wilder Verzweiflung, und greifen nach abenteuerlichen Idealen.

Bei den Slovaken ist es noch am ruhigsten, hinter ihnen stehen aber die Czechen, welche den Magyar noch wüthender, als den Deutschen, hassen; denn jener war es, der die czechischen Pläne verdarb, durch den allgemeinen Reichsrath die Vorherrschaft in Oesterreich zu gewinnen. Die Kroaten sind durch kein Verhandeln, kein Nachgeben mehr zu beschwichtigen. Unter den Serben herrscht ein unheimliches rühriges Treiben. Ihre Hauptstadt Belgrad ist offenbar viel eher, als Pest, von der Natur dazu bestimmt, den herrschenden Mittelpunkt im untern Donaubecken zu bilden. Von dort gehen eigenthümliche Strahlen aus, und haften und zünden in Neusatz und Agram. Die ungarischen Serben vergessen nicht wieder, dass ihre Woiwodina vor 25 Jahren schon ein eigenes Kronland bildete. Sie fordern Selbstständigkeit unmittelbar unter der Krone, und das ganze Volk steht hinter seinen Führern. Die ungarische Regierung aber lässt lieber die serbische Schule und Kirche verfallen, als dass sie deren rein nationale Pflege

bewilligte. Die Walachen endlich gelten zur Zeit in Ungarn noch so wenig, als wären ihre Millionen heissköpfiger Leute ebenso viel leichtes Gewölk: sie sehen sich jeder ordentlichen Vertretung beraubt. Was für Zustände sind das, wenn in einem Staatswesen zwei grosse Volkstheile unwillkürlich ihren politischen wie nationalen Mittelpunkt jenseits der Staatsgrenze suchen, wie die Walachen in Bukarest, und die Serben in Belgrad, wo ihre Jugend studirt, wo sie statt Druck und Verachtung Pflege ihres nationalen Geistes finden! Will man aber wissen, wie die Deutschen in Siebenbürgen denken, so lese man nur ein paar Nummern vom Siebenbürger deutschen Wochenblatt. Schneidender kann das Urtheil über Ungarns Gegenwart nicht ausfallen.

Das ist eben das Heillose, dass die Magyaren, um nicht selbst in den dunklen Wogen des Slaventhums unterzugehen, dämonisch getrieben werden, andere Nationalitäten zu erwürgen, und können doch nimmer ein Ende mit ihnen machen. Sie ahnen es dunkel, dass sie untersinken, wenn sie nicht mehr herrschen, und dass es mit ihnen vorbei, wenn sie nicht mehr andere Volksarten zum Salz und Dünger der eigenen benutzen.

XX.

Gesetze der Völkermischung.

Ein Völkerversuchsland. Hochherzigkeit und Unterdrückung. Dunkle Statistik. Nationalitätenzahlen. Die Magyarisirungsweise. Das Nationalitätengesetz. Gesetzeslügen und Fallstricke. Nothwendige Wirkung. Natürliche Völkergesetze. Hineinragen der fünf Nationalitäten von aussen. Einkeilung der magyarischen. Ehre und Schwierigkeit. Vergleich mit Spanien. Verbreitungsgebiete der Völkerschaften. Verbreitungsarten. Unterschied zwischen Deutschen und Magyaren. Völker der griechischen Kirche. Gesetze des Aufgehens in einander. West und Ost. Ruthenen Deutsche und Magyaren. Doppelnatur der Magyaren. Schlussfolgerung. Slovaken Walachen und Serben. Eigenthümlichkeit Ungarns. Wechselbeziehungen des deutschen Centralvolks. Stille Fortdauer der Völkerwanderung.

Ungarn ist ein gar merkwürdiges Versuchsland der Völker schaften. Nicht weniger als sechs, ungerechnet die kleinen

und die Juden, sehen einander in die Kochtöpfe, soweit sie nicht ohne dergleichen Geschirr sich behelfen. Mehr als tausend Jahre haben sie ziemlich friedlich zusammen gesessen, eine jede unbehelligt in ihrer Muttersprache und heimischen Sitte, und wenn sie mit einander zu thun hatten, redeten sie lateinisch. Das Latein wurde ihnen zuletzt gar zu gelehrt, selbst in Ungarn, dem letzten dunkeln Winkel des Mittelalters, musste man es verabschieden. Als aber diese Magyaren und Slovaken und Serben und Walachen wieder in ihrer natürlichen Sprache reden wollten, da verstand Keiner den Andern. Der Eine sagte: Ich bin ein Magyar und lerne nur meine eigene Sprache. Die Andern sagten: Wir verstehen nur die Sprache unseres nächsten Nachbaren. Nun zeigte sich zwar, dass sie alle ein wenig Deutsch konnten, und meinte man desshalb in Wien: es sei das Einfachste und Natürlichste, man mache statt des Lateins jetzt das Deutsche zur Mittelsprache. Da rief aber der Magyarenadel: „Nichts da! Ich bin Herr im Lande! Lernt magyarisch, wollt Ihr öffentlich reden, und lasst Eure Muttersprachen zu Hause!"

Seitdem ist Ungarn von Wirrwarr und Feindseligkeit, von hochmüthigem Zugreifen und knirschendem Unwillen erfüllt. Derselbe Adel, der in hochherziger Begeisterung seine eigenen Vorrechte zu Boden warf, bietet seit einem Menschenalter die höchste Energie auf, um von 15 Millionen 10 in seine Sprache einzujochen. Als man noch vor zwanzig Jahren darüber stritt, ob der Bauer in Ungarn freien Grundbesitz kaufen dürfe, schlug ein Herr vom Ufer des Plattensees vor: Jeder Bauer solle Grundbesitzer sein, jedoch nur dann, wenn er magyarisch spreche. So nahe lag ihm die Verwechslung des Magyars mit dem freien Mann.

Wenn aber der ungarische Adel laut verkündigte, der Niedrigste habe bürgerliche Freiheit gleichwie der Vornehmste, so gehorchte er der Strömung des Jahrhunderts, die auch in Ungarn an die Bauernhütten wie an den Edelhof anklopfte. Ist jene Strömung noch mit ihm? Untersuchen wir die Frage näher.

Stellen wir zunächst fest, wie es mit den verschiedenen Volksmengen in Ungarn aussieht. Es umhüllt sie eine eigenthümliche Dämmerung. Denn das tiefe stockende Dunkel, das sich über Ungarn lagerte, ist erst durch die Gewitter der modernen Zeit zerrissen, es fängt eben an Tag zu werden. Man sieht wohl die Völkerhaufen im Blachfeld stehen, und berechnet Umfang und Dichtigkeit dieser Haufen: die Einzelnen darin kann man noch nicht zählen. Ich lasse hier die neuesten Seiltänzerstückchen magyarischer Statistiker bei Seite, und will nur einen Magyar, Fényes, — einen magyarisirten Deutschen, Hunfalvy ehemals Hundsdörfer, — und einen deutschen Forscher, Ficker, — reden lassen.

Fényes rechnete für Ungarn im Jahre 1842:

Deutsche	1,262,000
Magyaren	4,870,000
Slovaken mit Czechen und Polen . . .	1,687,000
Slovenen Kroaten und Serben	2,143,000
Walachen	2,311,000
Ruthenen oder Kleinrussen	442,000
Juden zählte Fényes 1864 in Ungarn allein	372,000
Zigeuner	36,000
Bulgaren Griechen und Armenier . . .	33,000

Zwölf Jahre später rechnete derselbe Fényes schon 6,555,124 Magyaren heraus, von denen er $5^1/_3$ Millionen auf Ungarn, über 800,000 auf Siebenbürgen, 40,000 auf Kroatien Slavonien und die Militärgrenze, und 65,000 ausserhalb dieser Länder zählte.

Hunfalvy stellte 1857 für das ungarische Reich und Dalmatien folgende Annäherungstabelle auf:

Deutsche	1,484,000
Magyaren	4,869,000
Juden	413,000
Slovaken	1,631,000
Slovenen Kroaten und Serben	2,616,000
Walachen	2,416,000
Ruthenen oder Kleinrussen	424,000

13853000

Zigeuner	143,000
Bulgaren Griechen und Armenier . . .	13,000

Ficker*) zählt dagegen in Ungarn mit Siebenbürgen:

Deutsche	1,810,000
Magyaren	5,413,000
Juden	456,000
Slovaken und Ruthenen	2,222,000
Slovenen Kroaten und Serben	2,441,000
Walachen	2,648,000
Zigeuner	150,000

Es fällt auf, je mehr der Statistiker magyarisch gesinnt ist, um so mehr Magyaren rechnet er heraus, um so weniger Deutsche Juden und Zigeuner. Jedoch nach den Veröffentlichungen des statistischen Bureau im ungarischen Handelsministerium wäre die Zahl der Juden bereits auf 541,000 gewachsen: dem Anschein nach ist sie wohl noch grösser. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass wir uns an die Angaben des deutschen Statistikers halten, bis auf sichere Grundlagen und streng thatsächlich, ohne nationale Gunst oder Abneigung, eine Bevölkerungszählung in Ungarn möglich wird.

In runder Zahl genommen haben wir in Ungarn gegen 15 Millionen Menschen, davon sind mindestens über ein Drittel Magyaren. Dies eine Drittel trachtet nun, die andern zwei Drittel mehr oder minder gleichsam in sich aufzunehmen. Wenn in allen Aemtern magyarisch gesprochen und geschrieben wird, wenn in allen Schulen in magyarischer Sprache unterrichtet wird, wenn Presse und Vereine, Pfarren Schulen und Stiftungen, kurz jegliche Bestrebung, sobald sie magyarischen Sinnes ist, unterstützt, alles Andere vernachlässigt oder unterdrückt wird, — dann, so rechnet man, muss sich allmählig Alles magyarisiren, was in die Höhe will. Nichts kann rich-

*) Adolf Ficker, Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihre Gebiete Grenzen und Inseln. Wien 1869.

tiger sein, als dieser Schluss. Wer will immer Amboss bleiben, wenn er leichter Mühe Hammer werden kann?

Tief und nachhaltig schneidet ein das Nationalitätengesetz und doch habe ich niemals einen Magyar darüber gesprochen, der nicht mit dem grössten Nachdruck dies Gesetz gepriesen hätte als himmlisches Recht und äusserste Billigkeit gegen die Völkerschaften Ungarns: nur das Allerwenigste und Allerleichteste sei ihnen darin auferlegt, und zwar nothgedrungen, weil ohne das der ungarische Staat gar nicht bestehen könne.

Wir wollen nun dies Gesetz einer näheren Prüfung unterwerfen, um an diesem einen Beispiel zu zeigen, wie man in Ungarn majorisirt und magyarisirt.

Höchst auffällig muss schon erscheinen, dass sämmtliche Reichstagsabgeordnete, deren Muttersprache nicht die magyarische war, gegen das Gesetz protestirten, und zwar einhellig und entschieden protestirten. Was half es? Der magyarische Adel, der mit seinem Anhang die grosse Mehrheit auf dem Reichstag bildet, durchbrach und zertrat im Sturmschritt den Widerstand all der andern Völkerschaften, gerade als wären es schwächliche Halme auf dem Felde. Und doch handelte es sich hier nicht um ein gemeinnütziges Gesetz für Alle, sondern um ihr eigenes nationales Leben. Ganz mit demselben Recht könnte das Volk, welches die Mehrheit auf einem Reichstage hat, die anderen zur Leibeigenschaft verdammen. Am 6. Dez. 1868 wurde das Gesetz vom Kaiser unterzeichnet, schon Tags darauf in beiden Häusern des Reichstags publizirt. Obwohl nun sein erster Artikel verkündigte, die Gesetze sollten in authentischer Uebersetzung in allen Sprachen erscheinen, liess der deutsche Text noch Monate lang auf sich warten. Das war entweder ungarische Saumseligkeit oder Missachtung der Deutschen, vielleicht war auch Berechnung dabei: sie sollten die Schlingen und Fallstricke dieses Gesetzes, das ihrer Sprache Recht in Ungarn erwürgen sollte, nicht zu früh studiren.

Wohl niemals trat eine Gesetzlüge mit so lustiger Frech-

heit in die Welt. Das Edikt führt den Titel „Nationalitäten-Gleichberechtigung“ und erklärt den Völkerschaften Ungarns: sie sollten das schönste gleiche Recht haben, nur ihre Sprachen müssten sie in Allem, was wichtig und öffentlich, vor der einen magyarischen zurückziehen. Gleich der erste Paragraph setzt mit einem „Weil“ als schon vorhanden an die Spitze, was das Gesetz erst schaffen soll, und folgert aus diesem erdichteten „Weil“ Alles, was ein Magyarenherz verlangt. „Weil zufolge der politischen Einheit der Nation die Staatssprache Ungarns die magyarische ist“: so ist

1. im Reichstag die Berathungs- und Geschäftssprache fortan ausschliesslich magyarisch;

2. desgleichen ist das Magyarische allein die amtliche Sprache der Landesregierung in allen Zweigen;

3. desgleichen werden die Gesetze in magyarischer Sprache geschaffen, in die andern Sprachen nur authentisch übersetzt;

4. desgleichen sollen die Akten der weltlichen Gerichte nur in magyarischer Sprache geführt werden. Zwar darf daneben, wenn ein Fünftel der Mitglieder, welche den Gerichtsbezirk amtlich vertreten, es verlangen, das Protokoll auch in ihrer Sprache geschrieben sein, und man kann auch, wenigstens bei dem Gericht seiner eigenen Gemeinde, sich in seiner Muttersprache vernehmen und protokolliren lassen. Allein da das authentische Protokoll immer magyarisch ist, da das Appellationsgericht Alles, selbst die Urkunden, sich erst in's Magyarische übersetzen lässt, und auf Grund des magyarischen Textes sein Urtheil fällt, so liegt auf der Hand, wie sehr den Parteien, — wollen sie es nicht auf grosse Uebersetzungskosten und auf die ausserordentlich nahe liegende Möglichkeit ankommen lassen, dass unrichtig übersetzt wird, — schon von selbst daran liegen muss, dass Urkunden und Protokolle von vorne herein magyarisch abgefasst werden. Ob freilich im ganzen Gerichtsbezirk irgend ein Mensch richtig magyarisch schreiben oder sprechen kann, ist eine andere Frage. Doch was liegt

den Magyaren daran? „Lernt's!“ herrschen sie den Uebrigen zu. Zu allem Ueberfluss hinkt noch ein ganz kleiner Paragraph nach, welcher lautet: „Die Amtssprache aller von der Staatsregierung ernannten Gerichte ist ausschliesslich die magyarische.“ Da jetzt die Staatsregierung, was bei Erlass des Gesetzes schon in Aussicht stand, wirklich fast alle Richter ernennt, so kann sie mit diesem Paragraph bei den Gerichten nicht nur jede andere Sprache todt machen, sondern auch jeden Beamten, der nicht klassisches Magyarisch spricht, zurück drängen.

5. Für die niedere Verwaltung ist ein verfänglicher Artikel eingesetzt: „Im eigenen Jurisdiktionsbezirk gebrauchen die Jurisdiktionsbeamten im amtlichen Verkehr mit den Gemeinden Versammlungen Vereinen Instituten und Privaten nach Möglichkeit die Sprache Dieser.“ Die armen Beamten! Nach oben müssen sie magyarisch schreiben, nach unten in vielerlei Sprachen zugleich. Wer den niedrigen Bildungsgrad so vieler ungarischen Beamten kennt, macht sich schon einen Begriff, was dabei herauskommt. Doch sie brauchen ja unbequeme Sprachen nur „nach Möglichkeit“ zu handhaben.

6. Für die Kirche bestimmt die Gemeinde die Sprache, die höheren Kirchenkorporationen und Behörden aber verkehren entweder in magyarischer oder in einer andern Protokollsprache. In letzterem Falle muss aber immer eine magyarische Uebersetzung vorliegen, was nicht wenig Kosten und Umständlichkeit verursacht. Die deutsche Regierung unter Bach verlangte keine deutschen Uebersetzungen kirchlicher Eingaben und Protokolle.

7. Die Unterrichtssprache in den Pfarrschulen bestimmen die Gemeinden, jedoch innerhalb der Schranken des Landesschulgesetzes, welches dem Magyarischen gar hold ist. In allen Lehranstalten, welche der Staat errichtet, schreibt der Minister die Unterrichtssprache vor, jedoch „hat er die Pflicht“, dafür zu „sorgen“, dass die „in grösseren Massen Zusammenlebenden“ jeder Nationalität „in der Nähe“ der von ihnen be-

wohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bis zu dem Punkte ausbilden können, wo die höhere akademische Bildung (in Ungarn) anfängt. In Gebieten, wo mehr als eine Sprache „üblich“ ist, sind, wie an der rein magyarischen Landesuniversität zu Pest, Lehrstühle für jede dieser Sprachen zu errichten, also fast überall auch für die magyarische Sprache, denn sicher finden sich überall ein paar adlige Grundbesitzer, bei denen sie üblich ist. Uebrigens kann Jedermann auf seine Kosten Lehranstalten errichten und sie nach seinen „legitimen Nationalitätsbedürfnissen“ verwalten und bezahlen, natürlich „unter Ueberwachung“ von Seiten der magyarischen Staatsregierung.

8. Die Gemeinde wählt selbst die Sprache ihrer Protokolle und Geschäftsführung. Sobald aber ein Fünftel stimmberechtigter Mitglieder es verlangt, muss das Protokoll daneben in ihrer Sprache (als besonderer Protokollsprache) geführt werden. Diese Bestimmung scheint von der Gerechtigkeit selbst diktirt zu sein, sie ist auch für die Verhandlungen der Komitate gegeben, und ihr Werth scheint noch dadurch erhöht, dass man sich, wenn nicht in der magyarischen Staatssprache, an ein Komitat, eine Gemeinde, oder Kirche in irgend einer von deren Protokollsprachen wenden darf. Das Alles ist aber gut ausgedacht. Denn magyarische Gutsbesitzer und Beamte sind am meisten durch's Land zerstreut, und fast durchgängig sind sie vorzugsweise stimmberechtigt, und gewohnt, überall das grosse Wort in ihrer eigenen Sprache zu führen.

9. Endlich ist den Privatpersonen in ihren Eingaben an die Regierung sowie an die eigene Gemeinde die Muttersprache zwar erlaubt, der Bescheid aber erfolgt von der Regierung auf Magyarisch und wird eine beglaubigte Uebersetzung in der Sprache des Gesuchs beigefügt, welche die Kosten erhöht. Man wird daher vorziehen, seine Eingaben an Gemeinden und Behörden magyarisch zu machen: dies gestattet das Gesetz noch ausdrücklich für ganz Ungarn.

Kurzum, dies sogenannte Gesetz der Nationalitäten-Gleichberechtigung gibt von den sechs altberechtigten Sprachen

Ungarns der einen ein so durchherrschendes Uebergewicht, und zwängt zugleich die andern sechs mit so viel Tücken und Schranken ein, dass sie nothwendig schwer darunter leiden und allmählig verderben müssen. Denn die politische Herrschaft ist ja ganz und gar in Händen von Magyaren, die feurig für ihre, blind gegen jede andere Nationalität sind. Ausser der magyarischen erscheinen fortan die anderen Sprachen Ungarns nur noch geduldet, und was noch schlimmer, ihr Gebrauch wird bei Gericht und Behörden ebenso theuer, als gefährlich. Dergleichen massten sich nur die Franzosen an wider Elsässer und Deutsch-Lothringer, kaum die Engländer gegenüber den Gälen und Wallisern. Und doch sind Französisch und Englisch die Sprachen grosser Kulturvölker: hier aber handelt es sich bloss darum, Deutschen Slaven und Walachen eines kleinen turanischen Steppenvolkes Sprache aufzuzwingen, die mit germanischen slavischen und romanischen Sprachen verglichen innerlich ebenso trocken als arm ist.

Spasshaft aber klingt es, wenn der letzte Paragraph erklären muss, auf Kroaten Slavonier und Dalmatiner finde das Gesetz keine Anwendung. Damit ist schon ein weites Stück, wo das Gesetz nicht gilt, aus Ungarns Gebiete herausgerissen. Andere breite Ausnahmen ergeben sich dort, wo nicht nur unbesieglicher Widerwille der Bevölkerung, und in Folge dessen Lauheit oder Trägheit der Beamten in Anwendung der magyarischen Sprache, sondern auch die reine Unmöglichkeit besteht, genug Männer zu finden, die Protokolle und amtliche Schreiben magyarisch abzufassen verstehen.

Die Magyaren rechnen, die Zukunft werde das Gesetz zu allgemeiner Kraft und Geltung bringen. Erlangt und behält es diese auf die Dauer, so muss es nothwendig dahin wirken, fünf von Ungarns alten Landessprachen, wie in Staat und Reichstag, so in Gericht und Gemeinde auszumerzen, ja allmählig selbst aus Schule und Kirche und allem öffentlichen Leben zu verdrängen.

Suchen wir nun diesem künstlichen Völkergesetz gegen-

über die natürlichen Gesetze des Völkerlebens in Ungarn auf. Es ist nicht bloss von wissenschaftlichem Interesse, wenn man sich über die Lage, welche die Völkerschaften Ungarns gegen einander und zu ihren Nachbaren einnehmen, über ihre Verbreitung auf seinem Gebiete, ihre grössere und geringere Dichtigkeit, sowie über ihr geschichtliches Ausdehnen oder Zurückziehen einigermassen zu belehren sucht. Alles das ist von Winken für die Zukunft begleitet.

Ich habe nun bereits darauf hingewiesen,*) wie einzig in Europa Ungarns Lage und Gestaltung sich darstellt. Allein noch auffallender ist, dass, gleichsam spottend der Geschlossenheit des Landes, von Ungarns sechs Völkerschaften nicht weniger als fünf von aussen hinein ragen. Das deutsche Volk tritt im Südwesten, der czechisch-mährisch-slovakische Stamm im Nordwesten, die Ruthenen schieben sich vom Nordosten, die Walachen vom Südosten, die Serben vom Süden her hinein. Von jedem dieser fünf Völkerstämme lagert die Hauptmasse ausserhalb Ungarns, jeder aber treibt einen starken Keil nach der ungarischen Mitte hin, gleichsam um diese magyarische Mitte von allen Seiten fest zu fassen.

Man kann daher sagen, bei den Magyaren herrscht das umgekehrte Verhältniss, als bei uns. Das grosse Centralvolk Europas treibt rings über seine Grenzen breite Volksäste vor, welche sich in andere Völker hinein verzweigen. Rings um unser Gebiet entstanden deutsche Vor- und Uebergangslande. Das kleine Centralvolk Ungarns befindet sich dagegen in der sonderbaren Lage, dulden zu müssen, dass ringsumher die verschiedensten Völker in sein Land kommen, als wollten sie an das wilde Steppenvolk einmüthig ihre Zangen anlegen.

Das hat seine grosse Bedeutung. Die Magyaren müssen jeden Antrieb, jede Kräftigung aus sich selbst nehmen, und sie haben es dabei mit fremdartigen Völkern nicht an der Grenze, sondern im eigenen Lande, auch nicht mit einem, son-

*) Kap. II. S. 20—21 und Kap. XIX. S. 283.

dern mit fünf zugleich zu thun. Diese fünf aber, soweit sie in Ungarn wohnen, brauchen sich wenig anzustrengen. Für ihr geistiges und literarisches Bedürfniss, insbesondere für ihr nationales Leben wird von ihrem Volk, das ausser Ungarns Grenzen wohnt, schon gesorgt, und diese Grenzen hindern nicht, dass Alles, was in ihrem Stamme sich regt und treibt, lebendig sich bis zu ihnen fortpflanzt und sie immer wieder anfrischt.

Die Magyaren dürfen also stolz sein auf ihre Stellung. Sie ist ehrenvoll, jedoch heutzutage schwierig zu behaupten. Ihren Magyarisirungsplänen aber sind durch jenen Zusammenhang der fünf Völkerschaften mit ihren Stammesgenossen tief liegende Schwierigkeiten in den Weg gestellt, die schon so lange wirken, als es eine ungarische Geschichte gibt.

Die Lage der Magyaren erinnert an die der Kastilianer in der Mitte Spaniens. Auch diese sind von Katalanen und Andalusiern, Portugiesen und Basken, und den Gothen in Galizien und Asturien umgeben. Beide Kastilien sind eine dürre Fläche von unermesslichem Horizont und düsterer Erhabenheit. Im kastilianischen Charakter ruhen, wie im magyarischen, der tiefe Stolz, der Hochsinn, das politische Talent, und der schwere Ernst. Die Kastilianer aber sind das herrschende Volk in Spanien, wie die Magyaren in Ungarn. Können diese nicht auf die Erfolge von Jenen hoffen? Ach nein, die Unterschiede fallen doch zu sehr in's Auge. Die Tiefebene ist keine Hochfläche. Ungarn liegt nicht abgeschlossen am fernen Ende des Welttheils, und Pest nicht im Mittelpunkt des Magyarenvolks, gehört ihm auch nur sehr theilweise. Die Völker der pyrenäischen Halbinsel sprechen nur Mundarten einer einzigen Sprache. Den Magyaren fehlt, das Vaterlandsgefühl ausgenommen, das ideale schöpferische ausdauernde Wesen Kastiliens, und nicht vor ihnen wich der Halbmond aus Ungarns Grenzen.

Ueberschauen wir jetzt das Verbreitungsgebiet der ungarischen Völkerschaften, so bekunden sofort das grösste Magyaren und Deutsche.

Magyaren finden sich in jeder Gegend unter dem Landadel, und als Juristen und Beamte in fast allen Städten, besonders in den grösseren hat sich ihre Zahl in den letzten fünf Jahren zusehends vermehrt. Schon im Jahr 1864 gab es auf der Pester Universität und den acht Rechtsakademien über 1500 Juristen. Was man indessen vom herrschenden Volk kaum erwarten sollte, grössere Ansiedlungen der Magyaren sind von den sechs Komitaten der Slovaken, sowie vom serbischen und walachischen Banat ausgeschlossen, und ausserdem bilden alle Magyaren in Kroatien und der Militärgrenze noch nicht ein einziges Prozent der Bevölkerung. In Masse, das heisst zu wenigstens zwei Drittel der Gesammtbevölkerung, wohnen sie nur in den Komitaten des Flachlandes und im Osten von Siebenbürgen, namentlich in den Komitaten Csongrad Heves Udvarhely, wo sie fast vollständig unter sich sind, und in den Komitaten Somogy Borsod Szabolcs Haromszeg, die höchstens 16 Prozent anderer Bevölkerung aufgenommen haben. Je näher den Rändern der übrigen Völkerschaften, je mehr verdünnt sich die magyarische. Ausser im weitentlegenen Südosten Siebenbürgens berührt sie nirgends die Grenzen Ungarns.

Die Magyaren sind also den Deutsch-Ungarn darin ähnlich, dass sie sich nirgends so, wie die Slovaken Kroaten und Serben es thun, dicht zusammen halten, dagegen in ganz Ungarn zu finden sind. Wohl aber besteht ein Unterschied. Deutsche halten sich aller Orten in Menge auf, und zwar von den verschiedensten Berufsweisen, selbst zu grösseren oder kleineren Gemeinden gesammelt, und auch da, wo Magyaren nur spärlich als Gutsbesitzer oder Beamte vertreten sind. Ferner haben die Magyaren ihre Hauptmasse zusammenhängend in der Mitte bei einander, die Deutschen haben mehrere kleine Hauptmassen in verschiedenen Gegenden zertheilt, und zwar immer an den Rändern von Ungarn. Nur in vier slovakischen Komitaten, in zwei ruthenischen, in fünf magyarischen, sowie in den Kumanen- und Jaszygenbezirken, vermochten deutsche Land-

gemeinden nicht Fuss zu fassen. Dasselbe ist der Fall bei den Szeklern ganz im Osten von Siebenbürgen, bei den Serben in den südlichsten Distrikten, bei den Kroaten in den Nachbardistrikten von Agram. Jedoch auch in solchen Gegenden bilden sie hier und da kleine Gemeinden in Städten. Am stärksten sind die Deutschen vertreten im Wieselburger Komitat, wo sie zwischen 70 und 80 Prozent der Bevölkerung stellen, im Oedenburger und in einigen Landschaften Siebenbürgens, wo sie die Hälfte ausmachen. Ausserdem gibt es noch sieben Komitate, in denen sie über ein Drittel der Volkszahl stark sind.

Die Slovaken halten sich in ihrem Nordwesten so dicht beisammen, dass sie in den Komitaten Trencin Arva Liptau und den angrenzenden Distrikten kaum andere Leute dulden. In breiten Zügen gehen sie hinab bis Pest, Neuhäusel, Balassa Gyarmath, Grinör und Rosenau, und auf einzelnen Punkten schon darüber hinaus. Auffallend ist aber besonders, wie sehr starke slovakische Gemeinden, immer mehrere bei einander, durch ganz Ungarn zerstreut sind, selbst noch im Osten an der Körös und oben an der Theiss bei Nyiregyháza. Nur in den drei hauptmagyarischen Komitaten Heves Csongrad und Szolnok, unter den Jaszygen und Kumaniern, und in Siebenbürgen finden sich keine Slovaken, auch in den südlichen Gegenden zwischen Raab und Donau sind sie dünn gesät. Vereinzelt aber und ohne Gemeindeverband, wie Deutsche Magyaren und Juden es thun, siedeln sich die Slovaken nicht gern an oder dauern nicht aus.

Der griechischen Kirche muss eine Kraft des Zusammenziehens inwohnen. Im entschiedenen Gegensatze zu den vorgenannten hält sich von den Völkerschaften Ungarns, welche der griechischen Kirche angehören, eine jede möglichst beisammen.

Die Walachen haben ihre Hauptstätten in Siebenbürgen: hier umzingeln und durchsetzen sie die Gemeinden der Szekler wie der Deutschen. In dichten Schaaren verbreiten sie sich nach Westen Süden und Norden jenseits der Siebenbürger

Grenze. Das Banat, Temesvar, Arad sind von ihnen erfüllt, und während sie vor Zeiten sich noch in und auf den westlichen Abhängen des Gebirgs hielten, bilden sie jetzt bereits die Hälfte oder mehr der Bevölkerung von Bihar, mehr als ein Drittel in der Mármarosch und im Szathmarer Komitat, und schicken ihre Vorschwärme bereits in die Komitate Torontal, Czanád, Békés und Szábolcs.

Die Serben besassen früher auf vielen Punkten in Ungarn Ansiedlungen, die besonders im Handel sich bemerkbar machten. In der jüngsten Zeit lösten diese grösstentheils sich auf. Die Magyaren geben als Ursache das üppige Leben der Serben an, in welchem Hab und Gut aufgehe. Gewiss ist die wachsende tödtliche Feindschaft Schuld daran, dass da, wo der Magyar herrscht, sich der Serbe nicht mehr wohl befindet. Die Zahl der Magyaren betrug früher in ungarisch Serbien und Kroatien nur 15,000, in der Militärgrenze nur 5000 Mann: jetzt mögen ihrer etwas mehr sein.

Es gibt also ausser Juden und Zigeunern nur drei Nationalitäten, die sich durch ganz Ungarn verbreiten: die Magyaren als Gutsbesitzer Beamte und Juristen, — die Slovaken als Landbauer, — die Deutschen thätig in jedem höheren und niederen Kulturdienst. Der unternehmende Magyar, getragen durch seinen stolzen Volksgeist, geht überall hin, wo er herrschen und einstreichen kann, — der Deutsche geht auf seine eigene Hand, wo es Arbeit und Verdienst gibt, — der Slovak hält fest, wo er einmal sitzt, und gewinnt dort mit jedem Jahr an Volksmenge und Ausdehnung, — den Ruthenen findet man auf der Landstrasse als Fuhrmann, — den Südslaven als Taglöhner bei öffentlichen Arbeiten, und als Offizier im kaiserlichen Heer.

Zu denken gibt, was die bisherige Erfahrung lehrt über das allmählige Aufgehen der einen Volksart in die andere, wie es Statt findet erst durch nachbarlichen und kirchlichen Verkehr, dann durch Aufnahme von Dienstboten, dann durch Heirathen, dann durch Annahme fremder Nationalität, erst der

Tracht, dann der Lebensweise, dann der Sitte, endlich auch der Sprache.

In der westlichen Hälfte Europas geht das Einschmelzen alles dessen, was von ehemaligen Völkerschaften übrig geblieben, rasch von Statten. Der Engländer macht jährlich einigen Tausend Wallisern Nordschotten und Irländern den Garaus, sie werden Engländer, — die Franzosen lehren ihre Sitte und Sprache Provenzalen Basken und Bretonen, — die Deutschen germanisiren Wenden Lausitzer und Polaken. Im Osten unsers Welttheils aber, soweit sich Slaven ausdehnen, sitzen die Völkerschaften noch auf kleinen Gebieten dicht neben und unter einander, und will noch keine unter den andern verschwinden. Die Nationalität ist hier noch immer stärker, als die allgemeine Kultur, welche offenbar darauf hinsteuert, die Völklein aufzulösen und Völker an ihre Stelle zu setzen.

Die natürlichen Gesetze für solches Völkereinschmelzen liegen auf der Hand. Erstens: Der grosse Haufe hält sich länger beisammen, Einzelne und die vereinzelte Gemeinde gehen leicht in ihre Umgebung auf. Zweitens: Die höher gebildete Art zieht, wenn nicht zu sehr in Minderzahl, die niedrigern an sich, einerlei, von wem das bürgerliche Recht und Gesetz ausging. Drittens: In historischen, noch mehr in religiösen Erinnerungen liegt ein Hort von Widerstand, der nur durch gemeinsames Ringen in Politik und auf dem Schlachtfelde geschwächt wird. Viertens: Je lebhafter der Verkehr in einer Gegend, desto rascher geht die Verschmelzung vor sich.

Diese Gesetze, und vorzüglich das letzte, wirken jetzt in Ungarn mit beschleunigter Bewegung.

Der Ruthene hat gar keine Widerstandskraft, jede fremdartige Umgebung wird ihm gefährlich, weil jede härter und geschäftiger ist. Er wird Magyar, Slovak, Walache, Deutscher: mit Südslaven kommt er weniger in Berührung.

Nächst dem Ruthenen trifft das Loos, in ein anderes Volk aufzugehen, Keinen häufiger, als den Deutschen und Magyar. Diese sind auch hierin Schicksalsbrüder. Wie die weiche

Empfänglichkeit für Natur und Volk in der Fremde, und wie insbesondere die Schwierigkeit seiner Sprache den Deutschen entarten lässt, ist oben geschildert.*) Er wird am leichtesten Magyar, dem Slovaken gegenüber hält er länger Stich, noch länger vor dem Ruthenen, am unliebsten lässt er sich walachisiren. Unter die Ruthenen und Walachen haben sich nur ganz kleine deutsche Gemeinden verloren, auch keineswegs zahlreich. Serbe wird der Deutsche nicht leicht.

Der Magyar theilt diesen Geschmack nur in letzter Beziehung: er verbindet sich nicht gern mit dem Serben. Diese Abneigung hindert aber nicht, dass er Serbe wird, wenn ihn sein Schicksal unter Serben führt. Auch streicht er vor dem Ruthenen wie vor dem Slovaken die Segel, und wird noch leichter, wie es scheint, ein Walach. In Siebenbürgen ist über eine halbe Million Magyaren walachisirt. Von den magyarischen Gemeinden, die es im vorigen Jahrhundert noch in Rumänien gab, ist keine Spur mehr übrig.

Merkwürdig aber ist der ethnologische Gegensatz, der sich zwischen Magyaren und Deutschen einer-, und Magyaren und Slaven und Walachen andrerseits herausstellt. Der einzelne Magyar kann zwar ein guter Deutscher werden, eine magyarische Gemeinde aber sträubt sich dagegen auf das Aeusserste. Noch auffallender ist Folgendes. Der Magyar verwildert sofort, als er unter Slovaken oder Serben, Walachen oder Ruthenen kommt, widerstandslos ist er ihnen längst schon in die Arme gesunken, während der Deutsche sich noch verzweifelt wehrt. Unter Deutschen aber veredelt sich der Magyar, nimmt Bildung und höheres Streben an: jetzt will er aber nur als Magyar leben und sterben. Es ist das ein Beweis von dem schönen Kern, der in ihm steckt. Offenbar übermannt ihn seine wilde Natur, sobald er sich mit Völkern niederer Art berührt und Verwandtes ihn anzieht. Trifft er dagegen auf Höhergeartete, und ich glaube, es wird einerlei sein, ob es

*) Kap. XV. S 232.

Deutsche oder Franzosen sind, so ist die Anziehungskraft des Edleren und Geistigeren stärker: nun aber erwacht auch sein besseres Selbstgefühl, nun will er gerade dadurch, dass er seinen magyarischen Charakter festhält, zeigen, dass er ihnen ebenbürtig.

Daraus springt freilich der Schluss in die Augen: die Magyaren müssten, um ihr Volk vor dem Versinken in Rohheit und Slaven- und Walachenthum zu wahren, nichts angelegentlicher wünschen, als in ihrem eigenen Lande deutsche Städte und Lehranstalten zu pflegen. Doch wie sollte das ein Ungar von dem Kaliber eines gewissen alten Herrn im Reichstag begreifen, der mit höchstem Wohlgefallen vom Unterrichtsminister die öffentliche Versicherung entgegennahm, auf der ganzen Pester Universität töne nicht ein deutscher Laut mehr, — sich aber höchlich darob erbosste, als der Finanzminister auf seine Interpellation, warum das ungarische Papiergeld neben dem magyarischen noch deutschen Text habe, sich entschuldigte: die deutschen Banquiers, deren Geld man brauche, hätten noch nicht soviel Magyarisch gelernt.

Kürzer, als das Verhalten der Deutschen und Magyaren, lässt sich das der übrigen Völkerschaften Ungarns bezeichnen.

Der Slovak, der so vorzügliche Kraft und Geschicklichkeit besitzt, jede andere Volksart aufzuzehren, leidet dies nicht bei sich selbst. Er wandelt sich vielleicht in einen Magyar um, nie wird eine ganze Slovakengemeinde deutsch, oder walachisch, oder serbisch. Der Walach aber und der Serbe lassen sich gar nicht austauschen: sie behalten beide ihre harte, eigensüchtige, Fremdes abstossende Natur. Der Walach hat erst, was in Siebenbürgen noch von Slaven wohnte, aufgezehrt, und zum Danke einen guten Theil ihrer Wörter in seine Sprache aufgenommen. Mit diesen fertig machte er einer Menge von Magyaren und Deutschen den Garaus, und noch immer vorrückend fällt er deutsche und magyarische Dörfer an. Selbst aber bleibt er gern bei seinem grossen Haufen und schickt keine zu fernen und zerstreuten Ansiedlungen unter die Fremden.

Die serbische Gemeinde hält auch fern von ihrer Heimath ihre Nationalität aufrecht. Fühlt sie, dass es nicht gut mehr geht, so löst sie sich auf. Offenbar spielt hier die Religion mit, denn Walache und Serbe bekennen sich zur griechischen Kirche.

Solch ein Durch- und Nebeneinander so vieler Volksarten — denn es kommt auch noch recht ersichtlich der Jude und Zigeuner hinzu, — solch ein unaufhörliches Aufeinanderwirken von nationalen und kirchlichen Eigensuchten mischt in ungarisches Leben und Treiben einen ganz besondern Senf ein, stets ist er etwas beissend, nicht immer von feinstem Geschmack. Ein Volkswesen, welches unwiderstehlich alle andern überragen, allen gemeinsam Klang und Farbe verleihen könnte, wie in den Vereinigten Staaten eben der Yankee es thut, fehlt in Ungarn gänzlich.

Dies Kapitel von der Völkermischung liesse sich noch weit vertiefen und ergänzen. Es gehört dazu auch ein wichtiges Gesetz, welches die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und allen gebildeten Völkern der Erde berührt. Dieses sei hier noch in Umrissen angedeutet, weil darin die Magyaren hervorstechen.

Das deutsche Volk, im Herzen Europas als eine gleichartige ununterbrochene Masse gelagert, — an Zahl nach den Slaven am stärksten, jedoch viel dichter beisammen, — weltbürgerlich aller Völker Wissen und Ideen einschlingend, aus unversieglicher gewaltiger Schöpferkraft alles wieder erzeugend, — von Grenzen umgeben, die an den meisten Stellen offen liegen, — in all die andern Völker ringsum sich hinein verzweigend, — dieses tieflebendige Volk der Mitte nimmt beständig, und viel mehr als irgend ein anderes, fremde Volkstheile in sich auf, und zwar aus allen Ländern, aber es theilt noch viel mehr von seiner eigenen Art all ihnen mit.

Die stärkste Woge kommt ihm beständig vom weiten Osten her, wird aber beständig zehn- und hundertfach stärker zurückgegeben. Es gab Jahrhunderte, wo die Deutschen mit

Schwert und Lanze sich Bahn brachen, ehe sie herbeikamen mit Pflug und Maurerkelle. Auf solche Weise gewannen sie fast die ganze Osthälfte ihres jetzigen Bodens. Auch die grossen Kolonien, welche die Hanse in den nordischen Reichen gründete, wurden wohl nicht so ganz friedlich gegründet und behauptet. In unseren Tagen ist der Völkerverkehr harmloser, jedoch viel lebhafter. Man stösst in allen europäischen Hauptstädten auf fremde Ansiedler, in Deutschland kommen sie schon in einer Menge geringerer Orte vor. Unvergleichlich stärker sind die Schwärme, die fort und fort Deutschland verlassen, sie ziehen nach allen Strichen der Windrose, das Glück herauszufordern. Würde man in Stockholm und Kopenhagen, in Rom und Paris, und in allen grossen Hafenstädten rund um die Erde die Stammbäume grosser und kleiner Häuser untersuchen, welch ein Gewirr von langen und starken Wurzeln zöge da nach Deutschland hin! Wenn die Deutschen so viel biegsames Eisen in ihrer Natur hätten, wie die hartnäckigen Juden, die ganze Welt würde von Deutschen wimmeln. Gestehen wir es nur in aller Demuth. Wir sind nicht bloss Führer und Schulmeister von zahlreichen Völkerschaften, wir sandten ihnen nicht bloss Aerzte und Feldmesser, Kaufleute und Handwerker, die bei ihnen reich wurden, und dann nicht, wie die Engländer und Franzosen es machen, in's alte Vaterland zurückkehrten, ach nein, wir opferten und opfern den andern Völkern jahraus jahrein reichlichen Blutzehnt, wir düngen sie mit unserm Fleisch und Bein. Die alte Völkerwanderung wollte nimmer ganz in's Stocken gerathen, fort und fort trieb sie noch leise Wellen: nur liessen unsere Weltwanderer jetzt die Degen zu Hause, und verliebten sich in die fremden Weiber, die ihnen den deutschen Muth schon austrieben.

XXI.

Wird Ungarn deutsch oder magyarisch?

Ein Fürsprecher der Magyaren. Vier Perioden deutscher Einwanderung. Endergebniss. Fortschritte der Slovaken. Vermehrung der Südslaven. Ausdehnung der Walachen und Juden. Abnahme der Magyaren und Ruthenen. Dreifache Möglichkeit. Der Magyaren Massenwucht. Prozentsätze der Bevölkerung. Geographische Stellung der Magyaren. Ihr moralisches Uebergewicht. Herrschaftsvortheile. Gunst von andern Seiten. Hoffnungen und Beschränkung Widerstand der Zeit. Demokratische Grundströmung. Adelszerstörung. Vortheile der Kulturvölker. Isolirung des Magyarischen. Mittel zu seiner Ausdehnung. Ein Professorentreibhaus. Hauptfrage. Drei Zeugen. Natürliches und Künstliches. Verbreitung des Deutschen. Kultur- und Handelssprache. Andere Vortheile. Deutsche Zuwanderung. Zunehmendes Erstarken.

Diese Frage machte einem der wärmsten und geschicktesten Fürsprecher der Magyaren, dem Engländer Arthur Patterson, zu schaffen. Er erklärte zuletzt, das Eine wie das Andere sei völlig ungewiss.*)

Schade, dass man nicht untersuchen kann, wie sich heutzutage wohl der alte ungarische Adel darstellen würde ohne die deutsche Blutmischung. Und dann möchte ich wohl wissen, wie gross die Anzahl der Deutschen gewesen, die seit so vielen Jahrhunderten des Donaubeckens natürliche Reichthümer in Fluss setzten oder in ungarischen Aemtern emporstiegen, und spurlos verschwunden sind.

Ungarn sah eine vierfache Auflage deutscher Einwanderung. Zuerst kam die ungeheure Menge von deutschen Gefangenen, welche die Magyaren in ihr Land schleppten.**)

Dann folgte das planmässige Herbeiziehen von Ansiedlern. Je mehr ein König noch jetzt bei den Magyaren gefeiert wird, um so eifriger richtete er sein Bemühen darauf, Deutsche in's Land zu ziehen: so Stephan der Heilige, Geisa II., Andreas II., Bela IV., Karl Robert, Ludwig der Grosse, Mathias Korvinus.

*) Arthur J. Patterson The Magyars, their country and institutions. London 1869. Band II. S. 91.

**) Kap. III. S. 33.

Geistliche und weltliche Magnaten ahmten das Beispiel der Könige nach, immer mehr Deutsche siedelten sich an, immer mehr deutsche Städte blühten auf. Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert ging unaufhaltbar eine Vermehrung dieses Bestandtheiles vor sich. Erst als die Türkenmacht sich verheerend heranwälzte, begannen die schweren Zeiten und Bürgerkriege, in welchen die Kraft der deutsch-ungarischen Städte gebrochen wurde.

Diese Verluste aber wurden beinahe ersetzt durch die dritte grosse Einwanderung der Deutschen im vorigen Jahrhundert, die nicht bloss von Maria Theresia, Prinz Eugenius und Joseph II., sondern auch von den ungarischen Grossen eifrig gefördert wurde. Sie brachte weniger Stadtbürger als Bauern in's Land, und zwar vorzugsweise in's südliche Ungarn. Jedoch kräftigten sich damals auch die alten deutsch-ungarischen Städte wieder durch Zuwanderer. Kaiser Joseph II. liess es sich angelegen sein, die Zipser mit guten Handwerkern zu versorgen.

Das jetzige Jahrhundert sieht eine vierte Einwanderung der Deutschen: sie trägt einen anderen Charakter. Höchst selten kommt noch eine ganze Ansiedler-Gemeinde: um so grösser ist die Menge von Deutschen, die einzeln ihr Glück versuchen. Ihre Zahl wächst unversehends in allen Städten und auf allen grossen Gütern. Diese neuen Einwanderer werden von den altangesiedelten Deutschungarn ungefähr betrachtet und benannt, wie die „Deutschländer" von Pennsylvaniern.

Nun hat zwar der deutsche Bestandtheil in den letzten Jahren bedeutend eingebüsst, die Einen gingen freiwillig unter die Magyaren. Besonders 1848 und 49, 1860 und 61, 1867 und 1868 liefen bei der Regierung Schwärme von Erklärungen ein, um den deutschen Familiennamen zu magyarisiren. Andere, namentlich die Kinder, werden ihrer Muttersprache fort und fort durch Magyarisirung von Schulen und Kirchen entzogen. Bei alledem, wenn man die Gesammtgeschichte der deutschen

Bevölkerung in Ungarn überblickt, lässt sich der Schluss nicht unterdrücken, dass sie zwar verhältnissmässig die stärksten Verluste gehabt, heutzutage aber dennoch an Bedeutung eher zu- als abgenommen hat. Sie allein hat auch künftig mit jedem Jahr auf bedeutenden Zuwachs von aussen zu rechnen.

Anders stellt sich das Ergebniss der vielhundertjährigen Geschichte, von welcher die übrigen Völkerschaften Ungarns erzählen.

Die Ruthenen wissen nur von Verlusten zu sagen, trotz mancher Zuzüge aus Galizien.

Die Slovaken hat der erste magyarische Ansturm weit zurückgeworfen. Seit jener Zeit aber haben sie in tausendjähriger Bauernarbeit sich fort und fort wieder ausgedehnt. Ihre Vermehrung aber durch Polen und Hussiten war verhältnissmässig gering, Zuwanderung aus Böhmen und Mähren hat jetzt gänzlich aufgehört.

Die Südslaven wurden durch Einwanderungen aus der Türkei bedeutend vermehrt, und verstärken sich unaufhörlich, jedoch nur innerhalb ihres alten Gebiets.

Die Walachen scheinen in frühester Zeit mannigfach zurückgedrängt, jetzt aber vermehren sie sich rasch, und zwar lediglich aus ihrer eigenen Mitte heraus. Bereits überfluthen sie ganze Gegenden, wo sie früher kaum bemerklich waren.

Die Judenschaft hatte in Ungarn nur vorübergehend Verluste zu verbuchen, in der Gegenwart dagegen eine so bedeutende Zunahme, wie kein anderes Volk.

Endlich die Magyaren haben von den übrigen Völkerschaften ihres Königreichs weitaus am meisten in sich aufgenommen. Sie magyarisirten auch Hunderttausende verwandter Jaszygen und Kumanen so vollständig, dass deren Bezirke nur noch durch die grössere Wildheit und Ueppigkeit der Weiber sich auszeichnen. Allein alle Landesnöthe, die Geisseln der Mongolen und Türken, wie der Bürgerkriege trafen, gleichwie Hunger und Ueberschwemmungen, vorzugsweise das Volk des Flachlandes. Es kam hinzu die eigenthümliche Kinderarmuth

der Magyaren. Das Endergebniss stellt sich daher, trotz unaufhörlichen Aufnehmens und Verzehrens von fremden Bestandtheilen, äusserst ungünstig. Im Vergleich mit den übrigen Völkerschaften Ungarns haben im Lauf der Jahrhunderte Magyaren und Ruthenen immer abgenommen, hat ihr Volksgebiet immer weiter sich zurückgezogen. Nur in diesen letzten Jahren erlebte das Magyarenvolk einen Aufschwung und eine schnelle Verbreitung seiner Sprache durch ganz Ungarn, wie niemals zuvor. Ob dieses Ereigniss auf der Oberfläche haftet oder dauernd in die Tiefe geht, muss sich erst zeigen.

Dies führt auf die Frage: wie wird wohl die nationale Zukunft Ungarns beschaffen sein? Ein schlimmes Zeichen für ein herrschendes Volk, wenn eine solche Frage nur überhaupt sich aufwerfen darf. Doch sie ist einmal da. Die nationale Bewegung, welche die Völkermassen ergriffen hat, der beschleunigte Verkehr der Ideen Menschen und Güter, und die Anforderungen, welche die Zeit an ein Staatsganzes stellt, rücken die Frage immer näher. Wollte man die Antwort geben bloss nach Lage Dichtigkeit und Zusammenhang der Völker in Ungarn selbst, und nach den ethnographischen Ergebnissen ihrer Vergangenheit, so würde sie für die magyarischen Eroberer gerade nicht ermunternd lauten. Die Zukunft aber kann noch neue Ereignisse dazwischen werfen. Ungarn wird entweder magyarisch, — oder deutsch, — oder slavisch. Welche von diesen drei Aussichten sich verwirklicht, das weiss kein Sterblicher: die Lösung liegt im dunkelsten Schoosse der Zukunft. Wir sehen nur einige Spuren vor uns, einige Thatsachen, und aus diesen Thatsachen ergeben sich gewisse Wahrscheinlichkeitsgründe. Prüfen wir sie.

Am wenigsten spricht für die Annahme, dass ganz Ungarn slavisch werde. Das könnte nur geschehen, wenn es unter russische Herrschaft käme. Diese aber würde nicht bloss das völlige Zerfallen Oesterreichs voraussetzen, sondern auch die Niederlage der deutschen Kriegsheere. Denn natürlich müssten wir das Aeusserste aufbieten, ehe wir zugäben, dass Ungarn

in die Hand der Russen käme. Dass aber Südslaven Walachen und Slovaken vereint über die Magyaren herfielen und ihnen den Garaus machten, daran ist im Ernste kaum zu denken. Denn auch dies könnte nur nach völliger Zerrüttung alles Staatswesens an der unteren Donau geschehen, und so wenig jene Völkerschaften sich jemals zu einem planvollen Handeln vereinigen, so wenig würden die Magyaren sich von ihnen unterjochen lassen. Bis aber durch langsames Vordringen der Walachen und Slovaken Ungarn überzogen wäre, müsste wohl erst ein halbes Jahrtausend verfliessen.

Ungleich günstiger stellen sich die Hoffnungen der Magyaren.

Sie übertreffen an Masse jede einzelne Völkerschaft in Ungarns Bereiche. Während sie allein etwa 39 Prozent seiner Bevölkerung bilden, zählen die Walachen kaum 18, und selbst Nord- und Südslaven vereinigt ergeben erst 26 Prozent. Genauer genommen stellt sich das Verhältniss in den Ländern der ungarischen Krone (ohne die Militärgrenze) wie folgt:

12 2/3	Prozent	Deutsche
38 2/3	„	Magyaren
3 1/4	„	Juden
12 1/4	„	Slovaken
10 1/2	„	Slovenen Kroaten und Serben
17 2/3	„	Walachen
3 1/2	„	Ruthenen
1	„	Zigeuner
1/2	„	Bulgaren Griechen Armenier u. s. w.

Die Magyaren wohnen in des Landes Mitte, können also am besten nach allen Seiten hin Wacht halten und eingreifen. In dieser Mitte wohnen sie aber dicht und unvermischt beisammen, und die Steppennatur ihres Landes schützt sie vor dauernder Eroberung durch fremde Kriegsvölker.*)

Sie übertreffen durch Willenskraft wie durch politisches

*) Oben Kap. IV. S. 51—52.

und Herrschertalent all die andern Völkerschaften. Sie sind die rührigsten und zugreifendsten. Ihr strahlendes Verdienst als Kämpfer für bürgerliche und Landesfreiheit hat ihnen bei den Einen Vertrauen, bei den Andern Achtung, bei Allen Dankbarkeit verschafft. Denn alle Ungarn, welcher Nation sie auch sein mögen, lieben ihr ungarisches Vaterland, und können nicht anders, als sich Denen verpflichtet fühlen, die ihm die Wohlthaten der Freiheit verschafften.

Nun sind aber wirklich die Magyaren im Besitz aller Herrschaftsvortheile. Durch ihren weit verbreiteten Adel bilden sie die erste Gesellschaft, und allwärts nehmen sie mehr oder weniger die ersten Aemter ein. Zu gleicher Zeit liegt in ihrer Hand fast überall die politische Führung. Denn fast die ganze Menge ihres ächten Adels, wie ihres Halb- und Bauernadels verwandelte sich in neuerer Zeit in politische Führer oder Treiber. Die Bauern, die früher nur des Adels Bauchredner waren, wenn sie etwas getreten wurden, sind jetzt einhellig seine Stimmpfeifen geworden. Es ist desshalb die magyarische Presse tonangebend, und wer in Staat und Gesellschaft sich aufschwingen will, muss sich den Magyaren anschliessen.

Zu diesen unermesslichen Vortheilen kommt ein anderer hinzu, der weniger in die Augen stösst, nichts desto weniger aber von grösster Bedeutung ist. Das ist das stillschweigende magyarische Bündniss einerseits mit der klerikalen, andererseits mit der liberalen Partei Oesterreichs, und nicht weniger die Gunst des Hofes. Der Magyar sieht sich als den rechten Ungar betrachtet, und gefördert und gehoben in all seinem Magyarisirungstreiben.

Unter der Gunst so vieler und starker Hülfsmittel haben die Magyaren gegenwärtig leichtes Spiel. In der That, wenn es in Ungarn noch dreissig, oder zwanzig, ja nur noch zehn Jahre gerade so bliebe, wie in den letzten sechs Jahren, so würde seine Magyarisirung grosse Fortschritte machen, vielleicht für das nächste Menschenalter einen Umschwung der Dinge hervorbringen.

Allein — Bruchstück bliebe das Werk auch dann. Die Magyaren selbst gestehen, dass sie der Kroaten Serben und Walachen niemals mächtig werden. Mit den Kroaten müssen sie suchen auf einen Ausgleich zu kommen, wie sie selbst ihn mit Oesterreich abschlossen. Den grimmen zähen Widerstand des serbischen Volkswillens zu brechen, ist reine Unmöglichkeit. Selbst die wuchernde Naturkraft der Walachen spottet ihrer Anstrengungen. Kroaten Serben und Walachen bilden aber zusammen nahe $4^1/_2$ Millionen von den höchstens 15 Millionen der Bevölkerung Ungarns: jene herausgerissen schwindet diese um fast ein ganzes Drittel zusammen.

Die Magyaren wissen das wohl, sie kennen auch genau die Gründe und die Stärke des Widerstandes bei den Siebenbürger Deutschen, den lutherischen Slovaken, und in einigen andern Gegenden Ungarns. Sie wissen oder ahnen es wenigstens, wie hinderlich ihnen die beiden Thatsachen sind, dass in unserer Zeit alle Nationalitäten sich lebendig äussern, und dass von den sechs bedeutenderen Völkerschaften Ungarns fünf nur als Theile grösserer Massen, welche draussen sich ausdehnen, hereinragen. Sie können es sich auch nicht verhehlen, dass sie niemals die deutsche Handels- und Geschäftssprache verdrängen. Angesichts all dieser Schwierigkeiten verstärkt sich nur das Ungestüm, der Löwenhunger der Magyaren. Wenigstens von Ruthenen, Slovaken, und Deutschen hoffen sie möglichst viel an sich zu reissen. Gelingt dies, so erhöht sich ihre eigene Volkszahl höchst ansehnlich, und dann würde sie schon hinreichen, Südslaven und Walachen im Zaum und Zügel zu halten.

Was aber Magyaren gewöhnlich nicht in Berechnung ziehen, das sind gewisse tiefere Strömungen der Zeit, welche ihrem Streben schärfer und gründlicher sich entgegenstemmen, als jene äusseren Hindernisse.

Die Grundströmung ist die demokratische: sie geht auf bürgerliche, religiöse, nationale Freiheit und Gleichstellung. Die erste und natürlichste Forderung ist daher Nichtunterdrückung der Muttersprache. Nur wo ein mächtiges Volk mit

dem stillen unwiderstehlichen Wallen und Wogen seines geistigen und bürgerlichen Lebens andere Völkerbruchstücke, die auf oder an seinem Gebiete leben, unaufhörlich überrieselt, da entfernt sich deren Sprache langsam vom öffentlichen Markte. Da erfolgt dies ganz von selbst, und das Gesetz erscheint später gerechtfertigt, wenn es ausspricht, was Amt- und Schulsprache sein soll, und man muss sich, falle es auch noch so schmerzlich, darin ergeben. Tyrannische Mittel aber erwecken einen Widerstand, der alsbald eine anfeuernde Kraft in der öffentlichen Meinung findet. Nun müsste es doch wunderlich zugehen, wenn in einer Zeit, welche den Türken Gleichberechtigung der Christen und allen Völkern Gleichberechtigung der Juden aufdrängt, die ärgste Völkerunterdrückung zu Gunsten des einen kleinen Magyarenvolks gelänge. Die öffentliche Meinung Europas übt gegen die Unterdrücker kein Erbarmen, und diese öffentliche Meinung, so sehr sie anfangs und mit vollem Recht die ungarischen Freiheitskämpfer begünstigte, schickt sich allmählig an, bei Magyaren nur noch an asiatische Nähe und verspätete Herkunft zu denken.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Magyarenvolks aber, die ihm bisher politische und nationale Energie und Frische gab, droht sich rasch zu zersetzen. Diese Triebkraft beruhte auf Weitverbreitung und Gliederung des Adels, von dessen höchsten Spitzen bis breit unten in's Volk hinein. Das eigene Bürgerthum besteht grösstentheils aus Bauern, die kaum ein wenig städtisch lackirt sind, und der übrige gesammte Bauernstand ist viel zu kindlich in seinem Denken und zu träge im Handeln, als dass er über die kleine Welt seiner Gemeinde hinausginge. Denken wir uns die Adelsführung weg, so besteht das magyarische Volk aus einer zähen harten ungefügen Masse, die beständig glüht und nie aufflammt. Offenbar ist aber der Sturm der Zeit selbst in den ungarischen Adelswald gefahren, und reisst und rüttelt an den zahllosen Stämmen, dass sie brechen. Alles was seit einem Menschenalter an Gesetzen und neuen Einrichtungen entstand, diente zur Zer-

setzung des Adels. Den Magnaten wird ihre Verschwendungssucht, dem Kleinadel sein Mangel an höherer Bildung verderblich. Alles aber, was in des Adels Stelle einrückt, hat Handel und Fabriken, Bildung und gute Strassen im Kopfe, und fühlt gar nichts von dem brennenden Magyarisirungsverlangen So gewiss, einmal hineingerissen in die industrielle Strömung, Ungarn mächtig gegen früher aufblühen wird, ebenso gewiss werden die Kräfte, welche dies Aufblühen in's Werk setzen, schon wegen des Zusammenhangs im Weltverkehr den ungarischen Adel und seine Wirksamkeit lahm legen. Niemals aber hat ein Volk, ohne es hart zu empfinden, das Gebälke oder Knochengerüst seines Bestandes verändert. Und in solcher Uebergangsepoche denken die Magyaren daran, das schwierigste aller Werke durchzusetzen?

Dies führt auf den letzten Punkt, der am schwersten in's Gewicht fällt. Die Magyaren waren und werden, so hoch ich auch immer ihre geistigen und sittlichen Kräfte veranschlagen möchte, doch nimmer ein Kulturvolk. Magyarische Natur hegt in sich allein keine inneren energischen Keime von höherer Bildung, kein eigenthümliches Streben danach. Sonst müsste dieses Volk, das doch seit tausend Jahren so vielfach angeregt und befruchtet wurde durch Ideen und Beispiel höher stehender Nationen, sich selbst höher heraufgearbeitet haben.

Nur aber grosse Kulturvölker drängen andern ihr Rechts- und Staatswesen, ihre Sprache und Sitte auf. Wenn die Römer Spanien und Gallien romanisch machten, wenn Karl der Grosse den Sachsen lateinisches Christenthum aufnöthigte, wenn die deutschen Fürsten Städter und Ordensritter ein slavisches Volk nach dem andern germanisirten, stets war da ein Volk der höheren Kultur. Sind aber die Germanen, welche in der Völkerwandegrun den ganzen Westen und Süden Europas eroberten, nicht aufgegangen in den besiegten Kulturvölkern? Wo sind die Mongolen, oder wo sind selbst die ritterlichen Araber geblieben, die einst die ganze Welt stürmen wollten? Weil sie nichts in sich trugen, was die Kultur der überwunde-

nen Völker überbot, desshalb vermochten sie ihre Reiche nur zu kurzer Blüthe zu bringen, und dann verschwanden sie von der Weltbühne. Und die Türken, dieses kleine Volk, das noch immer durch politische Energie wie durch Ehrlichkeit und manche Privattugend sich auszeichnet, weiss nicht Jeder, dass seine Tage in Europa gezählt sind? Armselige Griechen und Bulgaren werden noch die Erben der mahomedanischen Gutsbesitzer, weil türkische Kultur noch immer unter dem niedrigsten Stande der christlichen sich befindet.

In unserer Zeit vollends geht der tiefste und stärkste Zug dahin, die Menschheit zu höherer Gesittung empor zu bringen. Diesem mächtigsten Antrieb muss Alles dienen oder weichen, und jeder noch so wüthende Angriff darauf erfährt heftigen Rückstoss. Mögen die Russen die Bergvölker des Kaukasus erwürgen oder am Amur und Syr weite Landstriche an sich reissen, die öffentliche Meinung ist mit ihnen. Wo aber dieselbe Macht deutsche Protestanten an der Ostsee oder polnische Katholiken russisch machen will, stösst sie auf Schwierigkeiten ohne Zahl, und erweckt einen Widerhall der Erbitterung in ganz Europa.

Hier haben wir nun ein Völklein von ein paar Millionen, das im stärksten Gegensatz zum Völklein der alten Griechen oder der alten Hebräer keine höhere Gesittung, keine eigene Rechts- oder Kirchenbildung, keine bedeutende Literatur, keine Kunst und Industrie hat, das auch niemals die Fähigkeit zeigte, fremde Bildungsstoffe rasch in sich aufzunehmen, zu pflegen, und weiter zu verpflanzen, das bloss kriegerische Kraft, Nationalstolz, und Lust an politischen Dingen bethätigte. Aus diesem Völklein, das am Kulturfortschritt der Menschheit so unschuldig ist wie der Mann im Monde, haben sich die Führer und Sprecher auf einmal erhoben, und wollen einer Reihe anderer Völkerschaften Muttersprache und nationales Gefühl entwinden. Wo sie Volksarten gleicher oder niedrigerer Kulturstufe antreffen, vermögen sie Einzelnen grössere politische Rührigkeit mitzutheilen. Wo ihr Arm Bruchtheile aus älteren Kultur-

völkern umschlingt, erdrückt er die Kultur. Ist es glaubhaft, ist es nur zu denken, dass eines solchen Völkleins Sprache in unserer Zeit herrsche und allmächtig werde über so viele Völkerschaften, an denen sie früher keinen Theil hatte?

Diese Sprache, welche in der Literatur sich erst hören liess, als die protestantischen Prediger sich überall an die Völker wandten in deren Muttersprache, klingt auf dem ganzen Erdenrund nirgends an Verwandtes an, als bei den Finnen und dem armen turanischen Gesindel, das sich auf den sibirischen Steppen umhertreibt. Mit dem Eroberervolke, das Konstantinopel noch besetzt hält, möchten die Magyaren gern noch näher verwandt sein: allein die Sprachforschung ist unerbittlich. Da nun weder Finnen noch Türken noch irgend sonst ein Turanier die geringste Lust bezeugen, das Magyarische zu lernen, so wird es ausser Ungarn nirgends verstanden, als höchstens von ein paar Leuten in Wien und Bucharest. Aussicht, dass andere gebildete Völker magyarisch lesen, ist nicht vorhanden: was darin geschrieben wird, ist meist wie versunken und verloren, damit auch jeder Kritik glücklich entzogen. Selbst die Hoffnung ist abgeschnitten, in das magyarische Gefäss den gesammten Kulturinhalt einzufüllen: das Gefäss bleibt stets zu klein und enge. Die Pester Wortbäcker gönnen sich zwar nicht Ruhe nicht Rast, und es verräth frische Lebendigkeit, dass doch immer einiges von ihren Waaren auch der Volksmund aufnimmt. Doch fürchte ich, dass die Kultur schon mit Siebenmeilenstiefeln weiter läuft, ehe die magyarischen Bauern, die ihre Sprache im Grunde selbst nur für eine Mundart halten, von ihrem alten magyarisch-slàvisch-deutschen Wort- und Satzgemenge lassen. Die stolze Sprache der Arpádssöhne entnahm das Frühstücken aus dem Deutschen, das Mittag- und Abendessen aus dem Slavischen: stiesse man diese drei Fremdwörter aus, so bliebe nur das schlichte urmagyarische Essen und Trinken übrig.

Neulich hat ein gelehrter Kauz in Pest allen Ernstes die Entdeckung gemacht, dass schon Adam und Eva sich auf

magyarisch unterhielten, weil diese Sprache für jedes Ding den richtigen Naturlaut besitze. Freilich, ehe sie uns die Erbsünde aufluden, hatten unsere Voreltern keine Noth und brauchten wenig zu denken und wenig Wörter. Wer gönnte nicht gern den Magyaren dies urparadiesische Beharren, wäre nur auch sonst etwas mehr vom Unschuldstande bei ihnen hängen geblieben!

Doch Spass bei Seite — hätte in der Magyarensprache irgendwie kulturgeschichtliche Berechtigung gelegen, so musste sie sich unabwendbar im langen Lauf der Jahrhunderte Bahn brechen, die Magyaren waren ja ebenso lange das herrschende Volk. Es geschah aber nicht, sondern etwas höchst Seltsames geschah. Unter Völkern eines Reichs, die sämmtlich nichts weniger als Gelehrte waren, wurde eine todte Schriftsprache, das Lateinische, die Amts- und Verkehrssprache. Das kam nicht zufällig so, sondern aus innerer Nothwendigkeit, vermöge der Lage und Natur dieser Völkerschaften insgemein.

Was sind nun die Mittel, um das Magyarische den fünf andern Nationalitäten Ungarns aufzunöthigen? Es sind Waffen, die entweder alsbald stumpf werden, wenn man sie braucht, oder Denjenigen, der damit einen tüchtigen Streich vollführt, selbst tödtlich verwunden. Man kann nur Gesetze machen und die Nichtmagyaren aus den Aemtern und Schulen vertreiben: aber man hat weder Witz noch Ausdauer, um die Gesetze gründlich durchzuführen, und man hat keine Männer, um die Vertriebenen zu ersetzen.

Wiederholt wurde von verständigen Männern angeregt, wieder Lehrkräfte „vom Ausland“ herbeizuziehen. — „Was? Deutsche berufen?“ polterte ein Abgeordneter. „Gründen wir sogleich eine magyarische Professorenbildungsanstalt, da werden wir Professoren in Hülle und Fülle haben, die unsere Kinder nicht verderben.“ So lange nun solch ein magyarisches Professorentreibhaus bloss eine ungarische Idee ist, und so lange die deutschen Professoren nicht in der Sprache eines zurückgebliebenen Völkleins lehren mögen, auf deutsch aber nicht

lehren sollen, so kann es nicht anders sein, als dass es mit den Schulen in einem Lande, wo die Rohheit Jedermann so zu sagen auf der Ferse sitzt, um ihm im unbewachten Augenblick auf den Nacken zu springen, reissend abwärts geht. Die Magyaren befinden sich in der unseligen Lage eines Dürftigen, der den grössten Hunger hat nach Bildung und nach Reichthum zugleich, dem aber Stolz und Unverstand verbietet, bei dem reichen und gebildeten Nachbar in Dienst und Lehre zu gehen.

Vielleicht träfe noch mehr der Vergleich zu mit einem armen Adligen, der sich quält und abmüht, andern Leuten sein stolzes Selbstgefühl aufzunöthigen. Hier ist der entscheidende Punkt. Gelingt es, allen Uebrigen magyarisches Nationalgefühl einzugiessen, so haben die Magyaren wenigstens noch eine Zeitlang gewonnen Spiel. Zu ihrem grössten Unglück aber leuchtet den Bewohnern Ungarns allmählig ein, dass ungarisches Landesgefühl noch lange kein magyarisches Nationalgefühl: wer nicht dazu geboren, muss sich eben zwingen, ein stolzer Magyar zu sein. Denn worauf soll sich dieser Nationalstolz gründen? Dem Magyar liegt er im Blute, jeder Andere kommt nur dazu, wenn er sich künstlich aufregt und zugleich die Augen zumacht. Denn das, welchem er sich einverleiben soll, ist kein mächtiges blühendes Volks- und Staatsganzes, keine wogende Fülle geistigen und wirthschaftlichen Lebens, keine grosse kulturhistorische und politische Zukunft. Nichts von alledem. Er soll eine Sprache annehmen, die ewig eine Mundart bleibt, und einem Volk sich opfern, das seiner ganzen Geschichte Natur und Lage gemäss unter den tonangebenden Völkern immer bloss nachahmend hintenan trabt. Es ist ja selbst nur unter arische Völker geschleudert wie ein turanischer Block, der sich kaum noch über die Wogen, die ihn umbrausen, erhebt, dass sie nicht über ihn wegrollen.

Die Magyaren tieferer Bildung erkennen wohl die äusserst missliche, um nicht zu sagen verzweifelte Stellung ihrer Nation, und durch ihre Literatur zieht sich hin und wieder etwas wie

leise Todesahnung. Ich will nur drei von ihnen reden lassen, einen ihrer besten Dichter, einen trockenen Juristen, und einen ihrer Höchstverehrten, den Schöpfer ihrer Literaturgeschichte.

Vörösmarty singt von seines Volkes Ringen:

„Soviel Geist und Kraft und heiliger Wille können sich nicht nutzlos verzehren, wie unter eines Fluches Last. Sie müssen, ja sie werden kommen, die heiss ersehnten besseren Tage. Oder er wird kommen, wenn er kommen muss, der zerstörende Tod, und man wird ein blutüberschwemmtes Land um einen Sarg stehen sehen, und die Gruft, in welcher eine ganze Nation verschwindet, ist umringt von weinenden Völkern."

Vor drei Jahren auf dem Pester Juristentag, dessen ernste Verhandlungen von 1600 Mitgliedern nach und nach alle bis auf etwa 80 Standhaltende verscheuchten, sprach der Justizminister Pauler: „Mögen wir unsere Zeit verstehen, die uns zuruft, dass die Ereignisse dem historischen Recht wenig günstig sind. Um das Vaterland zu halten, genügt nicht das avitische Recht, wir müssen ein moralisches Recht auf das Vaterland erlangen. . . . Vielleicht ist es nur noch unserer Generation vorbehalten, das Vaterland zu retten, darum müssen wir eilend Hand an die Arbeit legen."

Toldy aber, ohne welchen es wohl noch keine magyarische Literaturgeschichte gäbe, hielt jüngst die Eröffnungsrede in der Kisfaludy-Gesellschaft und sagte: „Von Westen droht uns eine Gefahr, vor der uns nichts schützen kann: das ist die europäische Kultur. Dieser müssen wir uns unterwerfen. . . . Ehedem war die europäische Kultur nicht so allgemein, sie war kein Gemeingut, sie bedrohte mithin auch nicht unsere Nation. Heute aber sind die Scheidewände entfernt, und die Völker in nähere Berührung gebracht. Die Nationalitätenfrage tritt heute, wo zwei mächtige Nationen, die eine durch ihre Kultur, die andere durch ihre Zahl und ihren Fanatismus uns bedrohen, mehr denn je in den Vordergrund. . . . Ehedem konnte auch eine Nation dritten Rangs sich auf der jeweiligen Höhe der Kultur erhalten: heute wird dies nur grossen Welt-

völkern möglich. Den kleineren Nationen wird es mithin recht bange, ob sie auch der absorbirenden Macht der heutigen Kultur widerstehen können.“

Die Nation und Kultur, vor welcher sich dieser abtrünnige Deutsche so fürchtet, ist seine eigene: denn der grosse Literatur-Toldy hat sich und seinen ehrlichen Namen Schedel nur magyarisirt. Seine Furcht vor der verschlingenden deutschen Kultur hat guten Grund. Denn Alles, was der magyarischen Sprache fehlt, besitzt für Ungarn die deutsche im vollen Mass, und von so vielfachen Seiten die Zeitströmung sich der Ausbreitung der einen entgegenstemmt, ebenso sehr begünstigt sie die andere. Mit einem Wort: die Ausdehnung der deutschen Sprache erscheint in Ungarn gerade so natürlich, als die der magyarischen gewaltsam und erkünstelt ist. Nur auf Einiges sei hier kurz hingewiesen.

Schon jetzt sprechen und schreiben viel mehr Menschen in ganz Ungarn deutsch, als magyarisch, und noch viel mehr gibt es, die besser deutsch, als magyarisch sprechen und schreiben, und gerade unter den Gebildeten machen sie die Mehrzahl aus. Denn das Deutsche ist und bleibt die alte Kultursprache Ungarns. Das Volk, welches den Anbau von Flachs und Hanf, Obst und Kartoffeln, welches Bergbau und fast alle andere Industrie einführte, theilte den Ungarn auch den grössten Theil ihrer Staats- und bürgerlichen Einrichtungen mit.*) Noch heute setzt bloss die deutsche Sprache Ungarns Völkerschaften in lebendigen Zusammenhang mit einem der grossen Kulturvölker: sie ist es daher vorzugsweise, welche noch jetzt höhere Bildung zuführt. Ungarn ist einer der besten Büchermärkte für unsere Literatur, weil jeder wahrhaft Gebildete darin zu Hause ist und deutsch spricht wie seine Muttersprache.

Das Deutsche ist zugleich die allgemeine Sprache der Geschäftswelt, und spottet aller Verordnungen, welche auch sie magyarisiren möchten. Der Kommunikations-Minister hat ver-

*) Vgl. oben Kap. III. S. 38—39.

kündigt, alle Eisenbahn- und Schifffahrtsbeamten, deren Betrieb ungarisches Gebiet berühre und eine Staatsunterstützung geniesse, müssten im Verkehr mit der Regierung, unter einander, und mit allem Betriebspersonal nur die magyarische Sprache gebrauchen; auch der unterste Diener, der sie bis zum Januar 1874 nicht verstehe, solle fortgejagt werden. Als dies in Bazias, dem Hauptplatz der Donaudampfschifffahrt, verkündigt wurde, kamen deren bedeutendste Beamte in Temesvar zusammen, um sich zu besprechen, und es fand sich, dass von etwa anderthalb Hundert Bediensteten nur $^1/_{15}$ der magyarischen Sprache mächtig war. In jenen Grenzländern versteht man eben nur deutsch und serbisch. Wollte man nun die Deutschen durch Magyaren ersetzen, so würden sie den Dienst bald zu Grunde richten, weil sie durchaus sich nicht dafür eignen, und ausserdem sie kein Mensch verstände. Man kann die Bevölkerung von Pest-Ofen zwingen, bei den Verhandlungen über ihre städtischen Einrichtungen magyarisch zu sprechen und zu schreiben. Wollte man aber dem Pester Welthandel — vorausgesetzt, dass die Pester magyarische Wortfabrik zuvor Erstaunliches leistete, um für all die fehlenden Geschäftswörter rasch neue zu erfinden, — magyarische Schrift und Sprache aufnöthigen, so wäre nichts errungen, als eine theure und höchst hinderliche doppelte Buchführung, und liesse sich jemals mit der Durchführung eines solchen Sprachzwanges Ernst machen, so würde der Welthandel Pest eher verlassen, als sich unterwerfen.

Der deutschen Kultur- und Handelssprache kommen in Ungarn noch andere Vortheile zu Statten. Sie drängt sich nirgends beleidigend auf. Ausser den Magyaren sind ihr die Völkerschaften Ungarns am meisten zugethan, und sobald man das Latein fallen liess, war das Deutsche sofort sein natürlicher Ersatz. Während Jene in Masse nur in Mitten Ungarns und im Osten Siebenbürgens wohnen, sind die Deutschen über ganz Ungarn zerstreut, hier in kleinerer, dort in grösserer Menge. Sie besitzen und entfalten die Ueberlegenheit der Bildung, sind

Gelehrte, Beamte, Aerzte, Kaufleute, Gutsverwalter u. s. w. Kurz, sie bilden mit den Juden, die überall deutsch sprechen, den eigentlichen Bürgerstand, halten mit diesen Geld Handel und Geschäft des Landes in Händen, und es ist gar wenig Aussicht, dass ein Bürgerstand, wie ihn die allmächtige Verkehrsströmung unserer Zeit überall hervorruft, sich in Ungarn aus andern Bestandtheilen erzeuge.

Die Deutschen erhalten in Ungarn durch Zuwanderung fort und fort viel grösseren Zuwachs, als irgend eine andere Nationalität. Nach den Mittheilungen des statistischen Bureau im ungarischen Ackerbau- und Handelsministerium hätte sich die Bevölkerung von 1857 bis 1870 vermehrt in Ungarn um etwas über 12 Prozent, in Siebenbürgen etwas über 7, in Kroatien und Slavonien etwas über 11 Prozent. Also steht gegen Siebenbürgen, wo doch die Walachen sich so rasch, Ungarn, wo die Magyaren so ausserordentlich gering sich vermehren, weit voran. Schlägt man nun die Kindermenge der Slovaken und Kroaten noch so hoch an, so bleibt immer noch ein starker Ueberschuss übrig, der nur auf die Einwanderung zu rechnen, die weit überwiegend deutscher Natur ist.

Dies Verhältniss wird sich wahrscheinlich mit jedem Jahre steigern. Zwar könnten bei soviel Angst und Aerger über die deutschen Lehrkräfte die Magyaren ihr Absperrungssystem noch Jahre lang aufrecht erhalten: bei der Natur des Alles überfluthenden Weltverkehrs ist es ganz unmöglich, zu hindern, dass Handel und Industrie, die einmal unaufhaltsam wachsen, immer mehr Deutsche in's Land bringen, und dadurch schwillt der Gebrauch ihrer Sprache an, und zwar trotz aller Gesetze und Befehle, denn nirgends gibt man mehr Gesetze, und nirgends kümmert man sich weniger darum, als in Ungarn. Schon jetzt stehen Deutsche und Juden zusammen mit 2,200,000 Mann gegen 5,400,000 Magyaren, von denen nur ein kleiner Bruchtheil etwas anderes ist, als Bauernvolk.

Doch gerade jener kleine magyarische Bruchtheil mit seinem Mannesstolz und seiner politischen Energie fehlt den

Deutschen, oder vielmehr, er ist bei ihnen noch tonlos. Wird das immer so bleiben? Dem Serben und Kroaten imponirt der Magyar durchaus nicht: sollten die Angehörigen des Volkes, das in drei Monaten so viele französische Soldaten, als etwa ein Siebentel der ganzen männlichen Hälfte der Magyarennation beträgt, hinter Schloss und Riegel setzte, nicht auch endlich in Ungarn ihres Werthes und kulturhistorischen Berufs bewusst werden? Ich hege sogar die Zuversicht, dass es all den Redlichen unter den Deutschungarn, welche jetzt für magyarische Grösse arbeiten, noch einleuchten wird, dass das kein Arbeiten für Ungarns Grösse und Wohlfahrt ist. Die Fortschritte des magyarischen Regiments werden sie schon zu dieser Erkenntniss treiben. Jetzt haben noch die Gemässigten, die Männer des Ausgleichs, das Heft in der Hand: könnte es ihnen nicht eines Tags entrissen sein? Und was dann?

XXII.

Karpathenjagd.

Windkämpfe und Wetterwechsel. Eindruck des Gebirgs. Wildstand. Seine Hemmnisse. Kirpelschuhe. Brackenjagd. Bären. Schönheit der Zipser Landschaft. Die drei Bergspitzen. Ein Berliner Stückchen. Das Kohlbachthal. Vermehrung der Zirbelkiefer. Kein Pürschen. Gemsjagden. Vergleich mit dem bayerischen Hochgebirg. Die Gumpenjagd. Luftäther. Jagdlust. Verschiedene Fischerei.

Auf der Fahrt von Völk nach Schmeks hatte ich mit meinem verehrten Freunde ausgemacht, dass wir alle Tage, Vor- und Nachmittags, jagen wollten, bei dunklem Wetter unten im Gebirg auf Rehwild, bei klarem Wetter oben in den Felsschluchten auf Gemsen. Dabei sollte ich das Eigenartige dieser Gebirgswelt kennen lernen: sobald aber Himmelsbläue

ein paar Stunden daure, müsste ich versuchen, auf die Schlagendorfer- und Lomnitzer-Spitze zu kommen. Dieser Plan wurde treulich befolgt, das heisst, soweit Sturm und Schnee nicht zu heftig Einsprache erhoben.

In keinem Gebirge der Welt macht nämlich das Wetter so oft einen Strich durch die Rechnung, als in der hohen Tatra. Im Norden dehnen sich endlos die ebenen Waldungen und Sandflächen von Polen und Russland, im Süden brauet der ungeheure Gluthkessel der Pusten. Nun dringt der Südwind in den weit aufgerissenen Schluchten geraden Weges hinauf, schmilzt weg was von Gletschereis sich oben unter den Jochen ausbilden will, und leckt mit heissem Athem an die höchsten Kämme und Spitzen. Dann aber brauset ihm wüthig der Nordost entgegen. Zischend und heulend fahren sie auf einander, dichte Schlachtendämpfe umhüllen die Wahlstätte, bis die Wolken mit Regen oder Schnee den Sieg des einen oder des andern Gewaltigers verkünden. Diese Kämpfe dauern fort und fort, daher wechselt das Wetter im Handumkehren, und Stromregen und eisige Stürme fahren nieder mit prasselnder Wucht. Man sieht an den Berglehnen die breiten Risse, die von niederstürzender Wassergewalt herrühren.

Wohl sind daher die Central-Karpathen eine Wettersäule, wie sie vielleicht nirgend anderswo steht auf dem ganzen Erdrunde. Doch kann ich nicht recht verstehen, wenn man sie in allen Büchern die Wettersäule von Osteuropa nennt. Denn in der so breiten östlichen Ausdehnung unseres Welttheils nimmt doch die Achtmeilenlänge der Centralkarpathen eine gar zu winzige Stelle ein, und da es hier nur auf die hohe Tatra ankommt, so sind es eigentlich nur acht Stunden Länge. Man müsste sonst etwa denken: die Hauptströmungen im Luftmeer nähmen immerfort ihre Richtung nach diesem Punkte hin.

Der Fuss dieser Hauptkarpathen ist mit einem grünen Mantel von Nadelholz bedeckt, jedoch nur ganz unten. Das nackte Felsgebirg steigt daraus so plötzlich, mit so furchtbarer Steile, einem gleichsam so dicht an der Brust empor, dass

man beinahe fürchtet, sich das Gesicht daran zu zerstossen. Steht man davor, so denkt Keiner daran, sich lesend in die Linien und Schriftzüge dieses ungeheuern Felsenstocks zu vertiefen, sondern man starrt, bald hätte ich gesagt „stiert" ihn an, selbst wenn die Zacken- und Spitzenlinie hoch oben auf dem Kamme sich fortlaufend noch so hell abzeichnet. Aehnlichen, doch nicht ganz so finstern Eindruck macht die gewaltige Masse des wilden Kaisers in den Tyroler Alpen: nur erscheint dieser als ein einziger starrer Block, während die Tatra einer zerrissenen Mauer mit Zinnenkranz zu vergleichen ist.

Der Wildstand hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, seit man Wildhüter aufstellte, welche die Fallen fortnehmen, die namentlich den Murmelthieren so verderblich wurden. Auch bewährte sich das alte Mittel, den gefährlichsten Raubschützen bei guter Besoldung die Jagdpflege zu übertragen. Seitdem ist die Zahl der Gemsen, welche vor zehn Jahren im ganzen Tatra-Gebirge nur etwa zweihundert Stück betrug, mehr als verdoppelt. Das will freilich noch immer gar wenig sagen gegen den Wildreichthum in unsern bayerischen Alpen, wo wir bei einer einzigen Treibjagd, die König Maximilian II. am Hintersee abhielt, einmal ein paar hundert Gemsen vor uns hatten. Auch das scharfe Pfeifen der Murmelthiere, die früher beinahe ausgerottet waren, lässt sich öfter wieder vernehmen. Dieser Warnungsruf der kleinen aufmerksamen Schildwachen belebt doch etwas die kahlen schaurigen Einöden. Leider kann man den Dieben, welche die Eier und Jungen der Auer- und Birkhühner holen, nicht überall auf die Finger passen. Schneehühner kommen nicht vor. Auch der Adler gibt es hier weniger, als man sich in Deutschland vorstellt.

Gross kann der Wildstand in den Karpathen überhaupt nicht werden, weil das Gebirge zu nackt und schroff ist, und von wechselnden eisigen Sturm- und Schneewettern gar zu sehr gepeitscht wird. Es finden sich viel zu selten die kleinen sonnigen und geschützten Grasstücke, welche das Wild so liebt.

Ueber dem schmalen niedrigen Waldmantel kommt gleich der Gürtel der Latschen (Legföhren) oder des Krummholzes, wie man sie hier nennt. Dieser Latschengürtel umzieht die Karpathen in grösster Regelmässigkeit, beginnt bei 4000 Fuss Meereshöhe, und steigt höchstens noch 1000 bis 1200 Fuss empor. Weiter hinauf sieht man dies Zwergnadelholz nur noch in kleinen vereinzelten Büschen: alles Andere ist entsetzliche, kahle, steinige Wüste von Geröll, Schotter, und Millionen grosser und kleiner Steinbrocken, zwischen welchen nur noch hier und da Lungenmoos fortkommt.

Als wir zum ersten Mal zur Jagd ausrückten, fiel mir die Fussbekleidung der Treiber und Gehülfen auf. Bei uns schafft sich jeder ordentliche Bergsteiger, zum Schutze gegen die scharfen Kanten und Steinblöcke fingerdicke Sohlen an, und lässt noch Reihen von dickköpfigen Nägeln darunter schlagen, die auf glattem Gras und Gestein fest halten. Hier dagegen fanden die Leute das Entgegengesetzte für zweckmässig. Sie trugen die ungarischen Bundschuhe, die sie Kirpel (Körbel oder Körbchen) nannten.

Das Rehwild wurde nämlich noch mit Bracken gejagt. Die Treiber stellten sich in weiten Zwischenräumen, jeder mit zwei Bracken, auf. Auf einen Ruf des Kuhhorns gingen sie hinein in Wald und Gebüsch, und unter lautem Gekläffe wurden weite Strecken abgesucht, während das Horn die Meute lenkte. Das tönte und hallte öfter lustig durch die Schluchten und weit über die Berghalden. Schade, dass es nicht mehr dazwischen knallte. Die Schützen standen viel zu weit aus einander, und es blieb gar zu ungewiss, wer das Wild zu Gesichte bekomme.

Auf einer Stelle, wo ich einmal meinen Stand erhielt, kaum eine halbe Stunde vom Bade, hatte im selben Jahr im Mai ein Wildhüter gestanden, der mit seinem Herrn auf dem Schnepfenstrich war. Es lief da eine Art Graben, verhängt mit Gebüsch und Ranken. Plötzlich raschelte es, und acht Schritte vom Jäger tauchte ein riesiger Bär auf. Bei dem ersten

Blick begrüsste ihn eine Schrotladung, aber ehe der Mann noch den zweiten Lauf abdrücken konnte, war das Thier in dem Graben verschwunden und fort. Vergebens wurde nachgesucht. Es fand sich keine Spur von Schweiss. Acht Tage später entdeckte man den Bären unten auf bebautem Dorffeld unter dem Gestrüpp, gut anderthalb Stunden vom Schussplatze. Die Schrote waren ihm durch Lunge und Leber gefahren, und er musste bald verendet sein, denn die Wärme hatte ihm bereits so zugesetzt, dass nichts mehr zu gebrauchen war. Jagden auf Bären werden äusserst selten angestellt; hier oder dort auf der Jagd springt zufällig einer auf. Nicht lange nach meiner Abreise hatte der Jagdherr das Vergnügen, auf einen Bären zu schiessen, jedoch ziemlich weit, mit Rehposten. Meister Petz hatte sich durch den Krach augenscheinlich in seiner Gangart nicht stören lassen. Alte Jäger haben in ihrem ganzen Leben vielleicht nur zwei oder drei Bären geschossen.

Am ersten Jagdtage verdunkelten Regen und Wolken die Aussicht. Hin und wieder zerriss der Schleier, und dann that sich das finstere Gebirg auf einmal wie etwas schrecklich Ungeheures auf. Wie wonnig glänzte dagegen die Landschaft unten, wenn Sonnenblicke sie streifend erhellten. Man begreift vollständig die leidenschaftliche Liebe, welche jeden Zipser für seine schöne Heimath erfüllt. Wenn ich stand, des Wildes harrend, an einer Berglehne — ringsum unendliche Einsamkeit, über mir die starre Gebirgswüste, drunten die hellgeschmückten Fluren — dann schweiften die Gedanken weit hinab ins bebaute Land, in welches einst die Völkerzüge hereinflutheten, und folgten ihrem Schaffen und Streiten, und verloren sich in die dunkle Zukunft dieser deutschen Vorlande, bis plötzlich die Hunde laut wurden, die Hand zur Büchse fuhr und jeder Gehörnerv sich spannte, das ersehnte Rascheln des eilenden Wildes zu vernehmen.

In einer Nacht hatte es stark gefroren, und am Morgen schienen alle Wege wie mit weissem Asbest übersponnen. Am schwarzblauen Himmel leuchteten mit frischweissem Schnee

übergossen die drei Bergsäulen, die Gerlsdorfer, Schlagendorfer, und Lomnitzer Spitze. Unser Weg führte über ein offenes Wiesenrund im Walde, etwa eine Viertelstunde über dem Bade, die Karlsruhe genannt. Da überschaut man diese drei Berghäupter mit einem Blick, und es war unsäglich erhaben, wie sie da glänzten in feierlicher Majestät im stillen Morgenlicht.

An diesem Tage bestieg ein junger Berliner Student die Gerlsdorfer Spitze. Seit dreissig Jahren hatte, ausser vielleicht einem alten Gemsenjäger, kein Zipser und kein Fremder das gewagt. Der Weg hinauf erschien gar zu gefährlich, wenn nicht unmöglich. Da musste erst dieses Berliner Kind kommen und den Gegenbeweis liefern. So sind die Berliner: unter Vorwitz und viel flackrigem, oft recht eitlem Gerede birgt sich Verstand und eiserne Beharrlichkeit.

Während jener Student seinen Weg zwischen den Felsblöcken suchte, stiegen wir mit unsern Büchsen und Bracken in das Kohlbachthal hinab. Dieses ist neben dem Koscielisker Thal das schönste in den Karpathen, und verdient seinen Ruhm. Zwar fehlt ein leuchtender Spiegelsee und ein Hintergrund von malerischen Alpenhäuptern: dafür findet man im Kohlbacher Thal brausende hellweisse Wasserfälle, an den Ufern die üppigsten und mannigfaltigsten Alpenkräuter, und zu beiden Seiten finstere schroffe Wände von ein paar tausend Fuss Höhe, welche hoch in reinen Lüften gleichsam mit den schönsten Burgruinen und Thurmzinnen besetzt sind, die glänzen wie eherne Säulen. Nach oben zweigt sich das Thal zu den Seiten eines prächtig verschroffenden Mittelgrats, breit abwärts wird es ein schönes grünes Waldthal, vom Flusse durchglänzt.

Ganze Abhänge sind mit der Zirbelkiefer bedeckt, und man hat es verstanden, diesen schönen Baum auf gewöhnliche Waldkiefern, die bei dem Bade stehen, durch Pfropfen zu übertragen. Das Pfropfen geschieht im April, wenn die Erde noch gefroren ist. Die Sache macht sich gar leicht, und ich überzeugte mich selbst, wie gut die Pflanzung gedieh. Könnte

man nicht auch im bayerischen Gebirge dem Mangel an Zirbelholz, der sich unsern Bildschnitzern so fühlbar macht, in ähnlicher Weise abhelfen?

Die Gemsjagd führte auch höher ins Kohlbachthal hinauf. Da gibt's nichts mehr, als düstere Stein- und Felsenwildniss, aus welcher zu beiden Seiten die Zickzackwände aufstarren. In keinem andern Gebirg ist der Abstand vom letzten spärlichen bleichen Grün bis zur Kammhöhe so breit und leer. Desshalb, und weil die ungeheuren Gesteinmassen so steilauf emporsteigen, machen die Karpathen einen so gewaltigen Eindruck. Wenn auf der Jagd die Treiber kamen und nur einige Minuten beisammen blieben, machten sie gleich ein Feuer an. Es ist das wohl noch ein Rest, der von ruthenischer Sitte hängen geblieben, jedoch immer willkommen; denn es ist merkwürdig, wie das knisternde, rauchende, lodernde Feuer gleich die starre Oede erträglicher macht.

Den köstlichsten Reiz der Gebirgsjagd, das einsame Pürschen auf einen guten Gemsbock, überlässt man in den Karpathen gewöhnlich den Jagdhütern, denen es nichts verschlägt, eine und noch die andere Nacht unter einen überhängenden Fels unterzukriechen. Das Pürschen meilenweit umher unter Geröll und Steinblöcken ist gar zu langweilig und beschwerlich, an eine gastliche warme Alphütte in diesem menschenfeindlichen Gebirge nicht zu denken. Der Erfolg aber bleibt im hohen Grad unsicher. Denn das Wild wechselt ausserordentlich rasch, der Schneesturm treibt es bald auf die Nord-, bald auf die Südseite.

Man stellt daher Treibjagden an, und zwar nicht in der Weise wie bei uns, wo die Schützen sich längs einer langen Schlucht aufstellen und das Wild über die Grate gegenüber oder über den Kamm niedersteigt. Dazu sind die Felsenthäler hier viel zu breit und viel zu steil; sie verengen sich nach oben auch nur um ein Geringes. Man befindet sich beständig zwischen zwei dunkeln himmelhohen Mauern, die parallel über endlose Felder von Steinbrocken zum Kamme ziehen. Das

Wild äset sich in schmalen Tieffurchen zwischen den Latschen, wo es hie und da kleine Grasflecke gibt. Dort sucht man es auf, und wenn sich Gemsen spüren lassen, so stellen sich die Jäger oberhalb auf und lassen sich das Wild von unten zutreiben.

Ich hatte Unglück und will ehrlich gestehen, dass mir keine lebende Gemse auf den Karpathenjagden zu Gesicht gekommen. Einmal war Wild gespürt, und wir hatten uns eben in Morgenfrühe angestellt, siehe da liessen sich noch andere Jäger vernehmen. Einige Schützen waren Abends zuvor von Altwalddorf heraufgekommen und hatten im Kohlbachthal übernachtet. Unsere Treiber stiessen mit ihnen zusammen, und beide Gesellschaften schrien und pfiffen sich gar ärgerlich zu. Da bekamen sie nichts und wir nichts. Ich hörte meinen Gemsbock über mir in der Wand steigen, und hatte nichts von ihm, als ein paar knatternde Steinchen, die niederflogen. Eine Woche später, als ich abgereist, schoss Jeder von meinen Gefährten seine Gemse im Völkathal.

Als ich von der ungarischen Reise wieder nach Hause kam, eilte ich nach dem vielgeliebten Hohenschwangau, um noch an den Jagden Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Otto von Bayern, meines gnädigsten Gönners, Theil zu nehmen. Wie freudig überraschte mich dort der Abstich gegen die Karpathen! Nie hätte ich den Unterschied so schön und herrlich gedacht. Es war Mitte Oktober vorbei, wo in der hohen Tatra Alles schon von Schnee und Frost starrte, und kein Mensch mehr in den eisigen Stürmen der Gebirgshöhe ausdauerte. Hier dagegen, welch ein Farbenglanz wogte von allen Höhen und aus allen Tiefen, welch ein Blinken und Glitzern der Seespiegel, umrahmt von grüner und goldbrauner Laubfülle, und hoch in himmlischer Aetherbläue leuchteten die schneeigen Alpenhäupter! Und belebt ist bei uns noch das Innerste des Gebirgs von fröhlichen Leuten, von Hirten und Mähern, von Förstern und Holzschlägern, und wohin man sich wendet, immer eröffnen sich neue prangende Ansichten von Berg und Thal.

Dort in den Karpathen ist Alles gewaltig und erhaben, aber Alles starr und finster, todt und einförmig.

Meine erste Jagd war in Hohenschwangau diesmal die berühmte „in den Gumpen“. Welcher Jäger sie einmal mitgemacht, behält wohl ein Sehnen danach all sein Lebelang. Denn sie ist das Ideal einer grossen Gemsjagd. Von allen Seiten lässt sich das Wild in einen ungeheuren Felsenkessel hinein scheuchen, und die Schützen stehen oben zwischen den Bergzacken, wo die Schluchten und Klüfte von unten sich heraufziehen, und man sieht rings an den Wänden das Wild niedersteigen und über die Felsköpfchen springen. Da war mein Stand auf der Spitze des Hochkopfs, und so oft ich in der Zips Herren und Damen rühmen hörte von den Gefahren und Schrecken ihrer Fahrt auf die Lomnitzer Spitze, ich meine doch, wenn ich sie hätte einladen können, mir auf den Hochkopf nachzusteigen, auf halbem Wege hätten sie wohl Kehrt gemacht alle mit einander.

Hier oben überschaute ich zahllose Riffe und Kuppen und Felsgehänge, lange Bergketten eine hinter der andern hinwallend in die blaue Ferne, darüber sich erhebend Hochgipfel glänzend in der Sonne, und noch weit hinten in Tyrol blitzende Alpenhäupter. Wie die Stunden unvermerkt dahinzogen, wechselten die goldenen Lichtstreifen und die dunkeln Schatten, welche scharf hineinfielen in die nahe wie in die duftige Ferne. Es war einer der goldenen Tage, wie sie hell und heiter der Herbst uns schenkt, wo die Luft immer rein und weich und milde, und doch so von Grund aus stählend und erquickend. Welch eine Fülle aber von Farbe und Abwechslung, wenn die Blicke in die Tiefen fielen, zwischen die bleichen Wände in den Felskessel hinab, in das lange Geröllgesenke, das von Latschen und Birkengebüsch durchbrochen war, in die grünen Abgründe voll Laubgewoge, die Lustplätze der Hirsche, und weiter hin in die lang hinwallenden Thäler, an deren Ausmünden und fern auf weiter Ebene die Seen glänzten. Wohl war auch hier Alles erhaben und gewaltig, jedoch beseelt von

schönem Leben, von Anmuth und Harmonie. Nicht ewig rechts und links ungeheure düstere Felsenwände, zwischen denen man in den Karpathen emporstieg, um ganz oben vor nackten Hörnern und Zacken zu stehen. Und wendete man sich dort zur Rückkehr, so blieb der Gesichtskreis immerdar eingeschränkt zwischen der schroffen Steile links und rechts, und das Auge haftete sehnsüchtig auf dem Bischen Waldgrün, welches ganz unten den Karpathenfuss umzieht, und der sonnigen Ebene dahinter.

Weil unsere deutschen Voralpen, obwohl sie bis achttausend Fuss und darüber ansteigen, von Matten, Gebüsch und Kräutern bis fast zum Gipfel bekleidet sind, so dringt die Würze, welche mit Wohlgeruch die Luft durchzieht, bis zu den obersten Höhen. In den Karpathen war wenig davon zu spüren, sobald man den Latschengürtel hinter sich hatte. Dagegen erfüllte die Luft häufig ein eigenthümlicher Stein- und Kalkgeruch, wie etwa bei uns auf den Strassen nach langem Regen. Offenbar rührte er her von dem unaufhörlichen Befeuchten und Abtrocknen der unabsehlichen verwitternden Gesteinsmassen. Wenn aber nur ein paar Stunden die Sonne lachte, dann athmete man auch auf den Karpathen jene leichte Himmelsluft, welche nur um Berghöhen weht und die Seele so leicht und froh macht. Ich glaube, dass dieser feine Luftäther, der alle Sinne anregt und mit unbeschreiblichem Wohlgefühl entzückt, es ist, was hauptsächlich den Reiz der Gebirgsreisen ausmacht.

Keiner aber geniesst das Glück des Hochgebirgs tiefer und inniger, als der Jäger. All seine Sinne und Nerven sind gespannt, um jedes leise Windeswehn, jedes Blinken eines Wässerchens, jede Bewegung am fernen Bergrand wahrzunehmen. Er geniesst und vernimmt das volle Naturleben, und das Bischen Wildschiessen thut's wahrlich nicht allein, obgleich die Fülle von köstlicher Erregung, die es mit sich bringt, nicht zu verachten. Was war das damals auf der Gumpenjagd für ein lustig Krachen, dass das Gebirge wiederhallte, und mancher

treffliche Schuss geschah, von dem sich erzählen liess. Und als die Jagd zu Ende, sah man aus allen Felsschluchten die Treiber niedersteigen, mit schwarzbraunem Wild beladen, und zuletzt lag es da in langer Reihe, und jeder Schütz zählte seine Stücke und sah sie wieder springen und stürzen.

Fliegen die Gemsen,
Donnert und knallt
Ringsum im Rollen
Der rauschende Wald:
O welche Wonnen,
Wildreiche Pracht!
Heil dir, du herrliche
Hochgebirgsjagd!

Noch einen andern Unterschied unserer Gebirgslust muss ich erwähnen.

In den Hochkarpathen gibt es mehr grosse und kleine Seen, als in irgend einem andern Gebirg der Welt. Hat man sich aber, um ein wenig zu fischen, mühsam bis an ihren Rand durchgearbeitet, muss man die Uferlinie erst lange mit den Blicken absuchen. Denn entweder besteht sie aus Sumpf und Wasser, oder aus Steinblöcken und Wasser, so dass man nirgends hinzukann, um in gehöriger Tiefe die Angel auszuwerfen. Zwar steht es jeglichem Ankömmling frei, auf des Sees Mitten zu fischen, so lange und so viel er will. Nur muss er sich erst ein Floss bauen, um vom Ufer abzukommen. Und hat er endlich etwas gefangen, dann ist es Abend geworden, ringsum gähnt eine finstere öde Bergwüste, und wenn der Weg zu einer Menschenwohnung zu weit ist, so kann man sich getrost sein Feuerchen anzünden und seine Fische selber braten. Viel wird's ohnehin nicht sein.

Welche stets offene Freudenfülle dagegen gewährt unser deutsches Hochgebirg auch für einen Fischer! Kann es denn etwas Schöneres geben, als an einem klaren Morgen mit der Schleppangel hinauszufahren auf einen unserer schimmernden Gebirgsseen, in der einen Hand die lange Fischleine, in der andern die dampfende Zigarre. Wie der Kahn leise am Ufer

vorüberzieht, vertiefen sich die Blicke in das weitgrüne herrliche Bergrund und gleiten empor zu dem glänzenden Aetherblau: sehnsüchtig bleiben sie hängen dort oben an den zackigen Kämmen, wo die Gemsen stehen: da zuckt die Schnur in der Hand, tief unten hat Hecht oder Forelle angebissen. Nun beginnt das Aufwinden, hastig, immer hastiger, dass der Fisch noch die Leine fühle und nicht loslasse. Nun taucht er empor, grau glänzend aus der grünen Tiefe, — da fährt er plötzlich wieder senkrecht nieder, nicht rasch genug kann man ihm Schnur geben, dass er sie nicht zerreisse, — und wieder wird er sorgfältig in die Höhe gezogen, wieder reisst er sich pfeilschnell viele Klafter tief, und so währt die Jagd und Aufregung manchmal eine Viertelstunde, bis der Fisch müde ist, und ein glücklicher Griff des Handnetzes uns den Fünf- oder Zehnpfünder sicher in den Kahn holt. Und dann steckt man sich fröhlich seine Zigarre wieder an, und fährt weiter das Ufer entlang in leisem Gespräch mit dem guten Freund, der die Ruder führt, hoffend auf neue Beute, die selten ausbleibt. Und hier und da wird angelegt, und da gibt's immer ein Wirthshaus in der Nähe mit einem hübschen reinlichen Tisch und einem kühlen tiefen Keller und allerlei Gutem in Haus und Keller, manchmal so gut, dass man nicht inne wird, wie so frühe der Abend gekommen, und nun eilig zum Kahne läuft, ihn in's Wasser schiebt und die tieferen Stellen aufsucht, um den besten Fang erst dann zu machen, wenn die Sonne hinter die Bergketten geht, und der Seespiegel, noch kurz vorher so klar und lächelnd, so belebt von Schiffen und Leuten in der Ferne, langsam in Dunkel und heilige Stille versinkt.

Nur wer in der Welt sich recht umgesehen hat, weiss, wie schön es ist allerwegen daheim im lieben Deutschland.

XXIII.

Bergnatur der Tatra.

Wildbad Schmecks. Vorzüge und Geschichte. Aufsteigen zum Kamm. Niedersächsisch. Karpathenthäler. Rückengebirge. Erste und zweite Staffel. Menschenfeindliches Gebirg. Nationalpolitische Gespräche. Schneegebirg ohne Schnee. Das obere Kohlbachthal. Letzte Staffel. Meeraugen und Naturzauber. Rückweg. Zur Schlagendorfer Spitze. Umblicke und Aussichten. Zerrissenheit des Gebirgs. Verwitterung.

Ein Juwel aber glänzt in den Hochkarpathen, das ist das Wildbad Schmecks, mitten im Tannenforst ein wonniger Aufenthalt. Seine fünf oder sechs Gebäude sind mit Altanen, Kapellen, Blumeninseln wie hinein gestreut unter die grünen Tannen und Fichten und Zirbeln. Waldstücke stehen mitten dazwischen, die schönen alten Bäume klopfen traulich an's Fenster. Eine kräftige Wald- und Quellenfrische, überall im Grünen weissschäumende Wässerchen, herrliche Aussichten, und köstliche Stille zwischen Wald- und Quellenrauschen, stets neue Gesellschaft und edle Weine nach Auswahl, dabei auch sonst gute Verpflegung — das sind die Vorzüge dieses Bades. Es liegt über dreitausend Fuss über dem Meer, und seine Alpenluft duldet keine Schwüle; gegen Nordwind aber ist man gesichert durch die Bergmauer. Ihre finstere Schroffheit verbirgt die Waldung, nur die höchsten Zackenhäupter sieht man hoch aus den Wolken herüberragen. Geht man die Kieswege, die zwischen Haidekraut und rothen und blauen Waldbeeren sich hinschlängeln, so führen sie von einem Wassersprudel zum andern: der ganze Abhang ist gespickt mit Quellen und Mineralbrunnen, deren belebender Aushauch durch alle Bäume und Büsche zieht.

Nichts war lockender als Umherstreifen im Mondlicht. Durch das leise Wiegen und Wogen des Waldes blinkte und

flüsterte das Quellengeriesel. Holde Feen schienen hier zu weben und dort im Dunkeln, wo das Silberlicht durch die Bäume auf das Moos fiel, mit weissglänzenden Armen zu winken. Hoch aus unermesslicher bleicher Himmelstiefe aber schauten greise Alpenhäupter nieder, halb griesgrämig, halb spöttisch über der kleinen Menschen Wandern und Sehnen da unten.

Kam ich dann auf mein kleines Zimmer, so flackerte lustig Feuer im Ofen und stand ein Strauss frischer Alpenblumen im Glase. Aber auch die anderen Gäste rühmten aus einem Munde die Badeverwaltung: sie sorgte unsichtbar und dachte an Alles mit stets willkommenem Erfolg. Und da es über hundert Gemächer in den verschiedenen Häusern gibt, so kann sich Jeder nach Stand und Bedürfen aussuchen. Das Bad selbst war amtlich in Tatra Füred umgetauft, jede Quelle und jeder Ruhesitz trugen ihre magyarischen Namen zur Schau, und doch ist die ganze Geschichte des Bades eine rein deutsche. Man erinnert sich noch, wie im vorigen Jahrhundert die deutschen Bauern, wenn's in der Ernte gar heiss wurde, hierher fuhren und sich ein Fass Säuerling auf's Feld holten. Dieses erfrischende Getränk mit angenehm prickelndem Reiz, der herrliche Baumschatten, die entzückende Aussicht auf die hellschimmernde Thalbreite, welche da unten mit ihren vielen Kirchthürmen und Schlössern von den dunkeln Höhen drüben so hübsch eingefasst ist, die unversiegliche Wald- und Quellenfrische — diese Lockungen zogen mehr und mehr die Umwohnenden an. Sie kamen mit ihren Familien, machten Feuer an, und lagerten sich in Waldesgrün bei den sprudelnden Quellen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts setzte die Grundherrschaft hier einen Waldhüter her, der eine kleine Wirthschaft anfing. Einige Jahre später wurde ein gräfliches Jagdhaus erbaut, dann ein Wirthshaus, dann ein kleiner Saal, und eine Badekammer nach der andern zugefügt. So erwuchs ein kleines Bad, welches vor etwa vierzig Jahren Johann Georg Rainer anfangs in Pacht, und später für eine Summe, mit welcher sich die Gemeinde Müllenbach von ihrer Grundherr-

schaft loskaufte, in Pfand- und Nutzniessung übernahm. Rainer war wie geschaffen für den schönen Ort, er hing an ihm mit warmer Liebe, und verschönerte und vergrösserte die Anstalt jährlich, bis sie Tanz- Spiel- und Speisesäle hatte. Da ein starker Süsswasserquell, der unter einem Granitfelsen hervorbricht, eine Kälte von $4^1/_2$ Grad besitzt, so wurde auch ein Kaltwasserbad eingerichtet, welches bald in grossen Ruf kam. Vor drei Jahren übernahmen zwar Wiener Grosshändler, die aus der Gegend stammen, die Anstalt, jedoch der edle gastliche Hauch, der sie umwittert, sollte sich nicht verlieren, sondern nur noch erhöhen. Wie lange wird's dauern — dann springt, statt der saubern und sittigen Mädchen, welche jetzt so artig bedienen, ein Schock ziegenbärtiger Kellner umher, und die Bergsteiger mögen sich mit ihnen berathen, um Führer und Pferde und einen gut gefüllten Speisekorb zu erhalten, dessen Inhalt jetzt noch von sorglichen Händen zu Berg- und Jagdausflügen bestellt wird.

Die Karpathennatur lernte ich noch näher kennen auf ein paar Berggipfeln, denen ich einen Besuch abstattete. Es war am 14. September, als eine kleine Gesellschaft zum Kamm emporstieg. Ob zur Lomnitzer Spitze oder zum Kohlbacher Hochkessel mit den fünf Seen — das sollte von Wind und Wetter abhängen. Die Bergeshäupter blitzten in reiner Höhe hehr im Schneeglanz, und da sie eben die ersten Sonnenküsse empfingen, schienen die feierlichen Herren leise zu erröthen, und thaten etwas verschämt in heiliger Morgensfrühe. Auch die Nacht war schön sternenklar gewesen. Das Alles deutete auf freien Anstieg zur berühmten Lomnitzer Spitze. Indessen ich gab nicht das Geringste mehr auf Schönwetterprophezeiung: in den Karpathen muss man's eben darauf wagen, ob den blauen Himmel plötzlich eisige Schnee- und Regenstürme verdunkeln.

Nach einer kleinen Stunde nahm uns die Tiefbreite des Kohlbachthales auf, und seufzend stieg der Eine und Andere vom Pferd, als er hörte, hier fange das „Pedisiren“ schon an. Das alte Ungarlatein hat noch viel solches Wörtergebäck, wie

Pedisiren für Fussstreiferei, zurückgelassen. Wir stiegen über das Kämmchen hernieder, zogen am weissschäumenden Kohlbach herauf, freuten uns wieder der prächtigen tosenden tobenden Wasserfälle und ihrer ungemein malerischen Umgebung, und thaten bald unser Bestes, am Treppchen emporzuklimmen. Kämmchen und Treppchen, das lautet, als befände man sich nicht weit von der Rosstrappe im Harze: die ungarischen Zipser stammen ja aus Niedersachsen.

Dieses Treppchen aber, das hundertmal höher war, als es von unten aussah, war eine der eigenthümlichen Staffeln in dieser Gebirgswelt. Ich will versuchen, die Natur eines einzigen Hochkarpathenthales möglichst deutlich vorzustellen. An diesem einen hat man das ganze Gebirge; denn diese finstern Karpathenthäler sind sich so ähnlich, wie jemals in der Prairie ein schwarzer Büffel dem andern. Es sind eigentlich keine Thäler, sondern Buchten der Ebene mit Riesenstaffeln. Das ebene Land schickt seine Ausläufer zwischen das Gebirge hinein, und das Gebirge wehrt ihm den Eintritt, indem es einen Querwall nach dem andern vorbaut. Kein anmuthig Alpenthal schlängelt sich hier allmählig bis zur Kammeshöhe, sondern jede Schlucht hebt sich in ein paar Absätzen empor, jeder Absatz ist steil und gewaltig, und hinter jedem Absatz folgt eine einförmige Thalbreite, und meint man endlich oben am Kamme zu sein, dann senkt sich dicht vor seiner Rifflinie ein düsterer Kessel hinab.

Die hohe Tatra besteht nicht aus zusammengelagerten Massen, mit Gipfeln und Kuppen wie anderes Hochgebirg, sondern aus lauter hohen regelrechten Kämmen. Sie ist kein Massen-, sondern ein scharfkantiges Rückengebirge, gleichsam nur das Gerippe eines Hochgebirgs. Ein einziger langer Kamm von sieben- bis achttausend Fuss Höhe zieht in etwas gekrümmter Linie dahin: von ihm geht in gleicher Höhe nach Süden eine Reihe anderer Kämme oder Rücken, jeder wenige Stunden lang, jeder parallel neben dem andern, und jeder bricht plötzlich ab in seiner ganzen furchtbaren Höhe.

Nun findet sich am Eingang der Schluchtbreiten zwischen diesen Kammwänden, da wo noch der grüne Waldmantel den Fuss des Gebirges umzieht, regelmässig ein breiter Damm von Schuttgeröll und Blöcken, eine Art grosser Gletschermoräne, welche quer durch die Oeffnung zieht. Hat man diesen ersten und weitaus niedrigsten Wall hinter sich, so steigt der Boden leise an, mitten schäumt und plätschert hellweisses Gewässer, links und rechts ziehen Schutthalden und Brockenfelder bis hoch an die Felswände hinan, die in senkrechter eherner Starrheit ein paar tausend Fuss hoch emporstarren, ganz oben bei den Wolken bekrönt mit einer Folgereihe der wunderlichsten Zinnen und Thürme, Schlösser und Bastionen.

Allgemach wird der Wald spärlicher. Er entlässt den Wanderer am Fuss einer zweiten gewaltigen Bank, die sich mitten durch das Thal hoch aufbaut aus Millionen grosser und kleiner Steinblöcke. Mit sauerm Schweiss klimmt man hinan zwischen den Latschenbüschen, und ist man endlich oben, so liegt nichts vor Einem, als wieder eine einförmige leise ansteigende Schluchtbreite, in der Alles öde, rauh und finster ist. Der Boden besteht überall aus Felsbrocken unter ganz dünner Moos- und Haidedecke. Man merkt, dass die von links und rechts zusammenbrechenden Bergseiten mit ihren Trümmern den Thalboden hoch ausgefüllt haben. Was von unten als hoher Querwall erschien, war nur der jähe Abhang dieser hohen Geröll- und Trümmerschichten. Die breite Oeffnung, in welcher man zwischen den himmelhohen Felsen weiterblickt, ist in der Ferne wieder durch einen Querriegel geschlossen, so hoch, dass man sicher meint, dort gehe es geradeauf zur Kammhöhe.

Stille starrende Felswände, dazwischen armselige Latschenfelder, ein paar trauernde halb dürre Fichten, ein paar Streifen dünnen Grüns, nirgends der gastliche Rauch einer Alphütte, nirgends Schattengebüsch oder fröhliches Heerdengeläute, allwärts das trübe endlose Grau, die düstere Nacktheit von Schutt und Steinblöcken, Alles bleich und eintönig und eisenschwarz,

ach, Alles überdeckt vom ewigen Schweigen des Todes — das sind die traurigen Bilder dieser Hochthäler.

Wenn im Juli und August Vieh heraufsteigt, müssen öfter, um nicht im plötzlichen Ueberfall eisiger Wetter zu erfrieren, Hirt und Heerde eilig wieder hinunterflüchten, bis der bergende Wald sie aufnimmt. Und dann fällt des Nachts wohl schuhtiefer Schnee bis an den Waldsaum. Darauf folgt grimmige Kälte, dann Gluthhitze, dann wüthendes krachendes Gewitter, Wolkenbruch und Stromregen, der die Moosdecke von der Erde reisst. Immer hat es mich heimlich angemuthet, wenn ich Winters bei uns im tiefverschneiten Hochgebirg war, und sah am dunklen Abend links und rechts die Lichter aus den Häusern schimmern, noch hoch von den Berglehnen grüsste der trauliche Lichtschein. Hier aber, in den Karpathen, wohnt vom Spätherbst an kein Mensch, den ganzen Winter hindurch steht das Gebirge todt und leer bis tief an seinen Fuss hinab. Wahrlich, ein menschenfeindliches Gebirge!

Unsere Gesellschaft frühstückte bei dem Feuerstein, einem riesigen Felsblock mitten im Thal, und während die Führer ein Feuerchen anschürten, sassen wir, den Becher in der Hand, wieder tief in Gesprächen über Politik und Nationalitäten. Die alten Karpathenhäupter haben wohl seit langer Zeit nicht so viel lautes und leidenschaftliches Gespräch gehört. Offenbar lasteten die ungeheuren Kriegsereignisse Jedem noch in der Seele, unwillkürlich wollte man sie aus sich heraussprechen, und im Reden ihrer Folgen sich klar werden. Gar in Oesterreich, wo Alles droht aus dem Leim zu gehen, wie wird da schon viel länger in jeder seiner Sprachen gestritten und erörtert, und das mit einer Hast und Erbitterung, als hinge Leben und Sterben davon ab. Nur für die Magyaren ist Alles, was sie vernehmen, klipp und klar und kann gar nicht anders sein. Macht man sie auf die Untiefen und Sandbänke ihrer Politik aufmerksam, dann vertuschen sie entweder im Handumdrehen Alles in's Rosige, oder, wenn man sich nicht blenden lässt, wenden sie unwillig sich ab. Immerhin aber,

eine Reihe historischer Thatsachen ist und bleibt ein rohes Volk, es ist weder mit Schwert noch mit Peitsche umzubringen. Desshalb mögen mir die Magyaren nur vergeben: es ist bloss der Respekt vor den leidigen Thatsachen in ihrem Lande, der mich manches sagen liess, was ihnen unangenehm klingt. Ich sehe da in der Ferne noch manche Thatsachen wie Berge stehen, — doch heute nichts von Kultur- und anderer Geschichte, nur von den Felsbergen der Natur.

Wir mussten bei dem Feuerstein die Gespräche abbrechen und endgültig entscheiden: sollte man rechts zur Lomnitzer Spitze hinauf, oder im Thale weiter bis zu den fünf Seen? Der Schneefall war viel stärker gewesen, als wir unten vermuthet hatten, er umgab bereits unsern Rastort, und schaute auch bereits von der Lomnitzer Spitze nieder, die sich in senkrechter Steile über uns erhob. Die Führer warnten wie aus einem Munde vor der letzteren. Vergebens stellte ich vor, dass die Gefahren stets übertrieben würden, dass der Schneefall in den nächsten Tagen sicher mächtiger komme, dass wir dann nimmer auf den berühmtesten Punkt der Karpathen gelangten. Mein Führer weigerte sich zuletzt entschieden, mich auf die Lomnitzer Spitze zu begleiten, und so blieb nichts übrig, als mit den Anderen zu den Kohlbacher Seen hinaufzusteigen.

Bald standen wir vor dem hohen Felsenriegel, welcher das Thal abschloss, der Seewand. Hier sah man nichts mehr, als Schnee und wieder Schnee und nackte Steilhöhen, über welche ein scharfer kalter Luftstrom niederzog. Die Karpathen sind eigentlich ein Schneegebirge ohne ewigen Schnee. Die meisten Joche und Spitzen erheben sich nämlich hoch über die gewöhnliche Schneegrenze. Wenn aber Sommerwärme und Südwind zusammentreffen, schmilzt der Schnee in wenigen Stunden von allen Kämmen und Gipfeln weg. Dann steht das ganze Gebirge auf einmal nackt und frisch gewaschen da, und alsbald keimt leises Pflanzenleben selbst auf den höchsten Punkten. Das dauert einige Tage, oder auch Wochen, und

plötzlich umhüllt wieder eine wahre Schneefluth alle Häupter und Schultern der Bergesriesen.

Diesmal, schien es, hatte sich der Schnee schon für den Winter häuslich niedergelassen; denn hier und dort, als wir anstiegen, versank ein Gefährte, der zwischen den Felsblöcken einen falschen Tritt gethan, in weisse Tiefen bis an die Brust, und musste sich mühselig mit ausgestreckten Händen wieder emporziehen. Ich ermass, dass der Wall, an dem wir emporklommen, mit tausend Fuss Höhe nicht abgethan sei, liess also den preussischen Offizier, den magyarischen Gutsbesitzer, den schlesischen Doktor voransteigen, und hielt mich mit dem vorsichtigen Regierungsrath etwas im Rücktrab, bis die frische Jugend Weg und Blöcke vom Schnee klarer gemacht. Als ich nun oben ankam, lag die halbe Gesellschaft pustend und halb zerschunden und zerschlagen hinter einem Felsen, und, was noch unangenehmer, es stürmte und schneite und regnete, und wenn das Eine aufhörte, fing das Andere wieder an. Die letzte Flasche, das letzte Stückchen Brod und Paprikaspeck — des letzteren würzige Zubereitung kann selbst eine Speckseite veredeln — wurden zur Stärkung hervorgeholt, und dann suchten wir, so gut das Unwetter es zuliess, die Umgebung uns deutlich zu machen.

Schnee war hier oben weniger, das war das einzige Einladende. Wir befanden uns in einer Art halb eingebrochenem Felsenkessel, dessen nackte Wände freilich an zweitausend Fuss hoch, und sammt und sonders schienen sie wie mit einer Riesenaxt zerklüftet und abgespitzt, und wie mit einer Riesenschramme von oben bis unten tief eingefurcht. Gleichsam schichtenartig zusammengestellt starrten sie empor in zahllosen Nadeln und Zacken und Spitzen. Und in all den vielen Schründen hing Schnee nieder, der nicht mehr zerging. Zu unseren Füssen aber klatschten Wind und Welle auf einer Reihe schwärzlicher Gewässer. Es waren vier ganz kleine Seen oder vielmehr Teiche, die wie grosse dunkle todte Augen in der Oede emporstarrten. Wenn der Nebel sie überwallte,

dann erschienen sie darin wie grauenhafte finstere Abgründe. Der eine lag jedesmal etwas höher, als der andere, zu welchem er das dunkle Schneewasser entliess: den fünften konnte ich nicht entdecken. Diese sogenannten Seen und jene Schneelager verdienen noch ein paar Worte.

Ich habe schon einmal erwähnt, dass die heissen Winde aus den Pusten in den kurzen weit offenen Schluchten gleich bis zur Kammhöhe dringen: keine Thalkrümmung, kein vorgelagertes Gebirge hindert sie. Kein Gletscher hat daher andauernde Kälte und Zeit genug, sich zu bilden. Wohl aber bleibt der Schnee liegen hoch zwischen den Zacken, in den tiefen Schründen und Klüften, die von ewigem Schatten bedeckt sind. Das ist besonders in den Schluchten hinter den fünf Kohlbacher Seen der Fall. Hier sollen sich auch Ansätze von Gletschereis zeigen, das jedoch niemals den Seen, obgleich sie über sechstausend Fuss hoch liegen, nahe rückt.

Die Stelle der Gletscher vertritt in der hohen Tatra die Menge der Wasserbehälter, und ich glaube, sie sind zum grössten Theil wirkliche Ortsbezeichner fehlender Gletscher. Keiner dieser Seen liegt, wie in unseren Alpen, weit vor dem Eingang der Thäler, nur etwa die sechs grösseren bleiben unter einigen tausend Fuss Höhe: mit der Menge der kleineren — es mögen ihrer an hundert sein — sind die höchsten Regionen im nackten Felsgebirge wie gesprenkelt. Es sind Wasseransammlungen in grossen tiefen Gruben, welche durch Wälle von Schutt und Steinblöcken entstanden sind. Wiederholt habe ich kleinere ausgetrocknet gesehen, und dann konnte ich mich überzeugen, dass ihre seltsamen Farben, sobald sie von dem regelmässigen Schwarzgrün abweichen, mögen sie roth, oder weiss, oder hellgrün, oder ganz dunkel sein, — von der Färbung des Untergrundes herrühren, so wie sie Moos und Lehm und Gestein bestimmen. Würde an den Ufern dieser kleinen Gewässer die beständige feine Kälte herrschen, wie sie in anderen Gebirgen bei solcher Höhe die Eisbildung fördert, so würden sie Gletscherhorte sein, bis auf den Grund in Eis

verwandelt. Wir würden dann nur noch die wenigen grösseren Seen bemerken, welche in der Latschenregion liegen, und gerade so, wie ganz ähnliche kleine Seen oben auf den Vogesen oder in den Pyrenäen, ihren düsteren Zauber entfalten.

Dieser Zauber ist gross und eigenthümlich. Er beruht hauptsächlich auf dem Gegensatz, welchen ihr stiller Spiegel bildet gegenüber dem Zackigen, Aufstarrenden, Unruhigen, das ihn umringt. Das Auge, ermüdet und zerrissen von all dem wilden Geschroff rings umher, ruht aus auf der ruhigen Wasserfläche. Auch das Volk empfindet diesen Naturzauber, und erzählt wunderbare Sagen von diesen kleinen Seen, die Einen geheimnissvoll, wie ein tiefes grosses Auge in geisterhafter Gebirgsöde, anblicken. Es nennt sie Meeraugen, und glaubt, sie ständen unterirdisch mit dem Meer in Verbindung, und die Wasserstürze, die oft so jäh und plötzlich aus den Hochthälern niederbrausen, wären Ergüsse aus den Meeraugen. Ebenso meint man im Volk auch, das nackte Steingebirg, das so metallisch glänzt, gleichsam mit Eisenrost überzogen, müsse ganz voll Metall stecken, voll Gold und Silber und Kupfer, und es ist doch leider am einen so arm wie am andern.

Als wir uns durchkältet und durchschauert zur Rückfahrt wandten, wurde die Luft klarer, und weit gähnend that sich der schauervolle Gebirgskessel auf mit seinen schwarzen Zickzackkämmen, und hoch darüber glänzten am Himmel die höchsten Spitzen, die grüne Seespitze mit 8000 Fuss Höhe, die Eisthaler mit 8300, die Lomnitzer mit 8400. Die Eisthaler Spitze führt mit Recht ihren Namen, weil sie mit Eis- und Schneeklüften gleichsam behangen ist. Der höchste der Kohlbacher Seen liegt nur etwa 2000 Fuss tiefer.

Nun ging's wieder die lange steile Wand hinunter 1100 Fuss tief, wobei wohl einmal Einer niederfuhr, wie einst die Cimbern und Teutonen von den Alpen, jedoch ohne den Vortheil eines Schildes unter sich zu haben. Das fast zwei Stunden lange obere Thal senkt sich nur um etwa 600 Fuss, dann kommt das Treppchen mit 500 Fuss steilem Abhang, bis man wieder an

den schäumenden Wasserfällen steht, und die Augen erfrischt an dem sonnigen Landschaftsbilde, das sich hinter dem grünen Waldgewoge in der Thalmündung öffnet. Ich aber zog mir aus dieser Fahrt die Lehre: dass sich doch besser, als im September, im Hochsommer in den Karpathen reisen lässt. Lange wird's nicht mehr dauern, bis sich die Fluth der Kleinreisenden auch hierher ergiesst. Im nächsten Sommer wird man ja aus dem Herzen Deutschlands in weniger, als zwei Tagen und einer Nacht, auch die Karpathen erreichen.

Der nächste Tag begann mit Windstössen und jagenden Wolken; das Wetter wurde äusserst ungewiss. Ich hatte aber keine Zeit mehr zu verlieren, und es dauerte nicht lange, so hatte ich wieder ein paar junge muthige Leute beisammen, und wir beschlossen, auf gut Glück den fast fünfstündigen Weg auf die Schlagendorfer Spitze zu unternehmen.

Die erste Stunde ging's durch frischen grünen Wald, die zweite steil hinan zwischen Latschen und Felsbrocken. Hier konnte man noch immer die Pferde benützen, und es war mehr als zu verwundern, wie sie auf glitschigem Felsgrund immer munter empor trachteten, und zwischen halsbrechendem Gestein sich durchwanden. Als wir oben in eine kahle Mulde kamen stellten sich dar in ihrer Pracht „die drei Schlagendorfer Seen.“ Es waren ganz kleine Tümpel, zwei voll kaffeebraunen Wassers, der dritte ausgetrocknet, und ich sollte noch den kleinen Krater gründlich ausmessen, denn der Wind hatte mir den Hut hineingeworfen, und der Führer konnte ihn allein nicht finden.

Während wir hier frühstückten, zog eilends eine graue Wolke heran, und auf einmal fasste uns ein heftiger Schneesturm. Alles stob auseinander, und suchte sich gegen das Wüthen hinter Gesteinen zu decken. Das Unwetter zog vorüber und leiser Regen hinterdrein. Nun wollten die Einen umkehren, und die Andern hielten Rath, wie diese Wolke, in der wir steckten, doch gewiss keine zweitausend Fuss Höhe habe, die Schlagendorfer Spitze also vielleicht darüber stehe

in reiner Himmelsbläue. Endlich setzte unsere Partei einen Champagner darauf, nun war wenigstens diese Wette zu verdienen, also wurde fortgewandert oder vielmehr gestiegen und geklettert. Denn bald standen wir wieder vor einer steil aufragenden Höhe, die aus Brocken und Blöcken über einander gethürmt war, und der Schnee lag noch tiefer darüber hin, als gestern auf der Seewand. Man musste Schritt für Schritt den Stock in die weiche Masse einsetzen und Grund suchen, um sich daran empor zu schwingen, dabei umwirbelt von Schnee- und umdampft von Nebelwolken, dass Niemand seinen Vordermann erkannte. Ein Führer schrie Gemsen an, es waren vier Stück gewesen, ich sah wenigstens noch ihre Spuren.

So gelangten wir auf's Joch, wo es am tiefsten eingesattelt war, und standen da und hatten vor uns einen Wolkenabgrund und hinter uns qualmende Wolken. Der Wind aber pfiff in allen Tonarten, und schien von unten und oben zugleich zu kommen. Nach der Schlagendorfer Spitze war es noch eine ganz artige Strecke Weges, er lief hart auf der Schneide hin und immerfort über scharfe Kanten und Blöcke, mit denen sie bespickt war wie ein Hahnenkamm. Doch Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden. Wir stiegen unverdrossen weiter auf dem scharfen Grat, und duckten, wenn der Sturmwind uns mitzunehmen drohte, hinter aufragendem Gestein, und schauten nach dem Gipfel. Deutlicher, immer klarer erschien die Spitze über uns, und als wir endlich oben anlangten, spiegelte sie sich im hellsten Sonnenlicht, und tief unter uns wallten und wogten die Wolken, verwickelten sich und theilten sich wieder wie in grosse Heeresmassen, und gaben Raum für unermessliche Aussicht.

Das war ein wundervolles Stündchen da oben auf der Schlagendorfer Spitze, fast achttausend Fuss über dem Meer — ein Stündchen so erhaben und lehrreich, wie ich ihrer nicht viele erlebte, etwa nur noch unter den Gipfeln der Jungfrau, am Niagara, bei den Ruinen von Selinunt, auf dem

Vesuv während eines Ausbruchs, und einmal auch in einem fürchterlichen Sturm auf dem Ozean.

Den ersten und gewaltigsten Eindruck empfing man von den höchsten Berghäuptern, denen über achttausend Fuss, die Einen ringsum und dicht vor dem Gesicht umragen, als da sind die Gerlsdorfer, die Eisthaler, die Lomnitzer Spitze, der Viszoka und der Kastenberg. Fast einen Schrecken jagen sie ein, so ernst und feierlich sehen sie Einem in die Augen. „Was willst du hier oben, du kühnes Menschenkind?“ fragen sie, und man fürchtet beinahe, sie brauchten sich nur ein wenig zu schütteln, und man läge wie ein armer Käfer zerquetscht unter einigen Millionen Felsbrocken mehr. Es ist ganz unglaublich, wie nahe sie scheinen: man meint nicht anders, als einen Gemsbock könnte man von der Lomnitzer Spitze wegschiessen, und doch ist's in gerade Richtung wohl noch eine halbe Meile hin. Nur ganz oben auf diesen Hochgipfeln haftete etwas Schnee. An den glatten Flanken kann er nicht haften, und muss sich in den tiefen Falten ihres Felsgewandes einnisten.

Sowie aber die Blicke sich senken, fallen sie hinein in das weitaufgähnende Trümmerthal der Kohlbach, ein tiefes, ödes, ewig schweigendes Thal des Todes, aus dessen Grunde die schwarzen Seen unheimlich emporstarren. Und wohin man sich auch wenden möge, überall schroffe Dante'sche Abgründe, finstere thurmtiefe Felsenkessel, überall scharfe Kämme und Nadeln und zackige Bergrücken, die sich hin- und hierziehen, Alles finster zerklüftet und hochgipfelig und scharfkantig, und Alles nackt und grau und düster zum Entsetzen. Ich wüsste in unseren bayerischen Alpen auch nicht entfernt eine Stätte von so fürchterlicher nackter Zerrissenheit. Selbst wenn man in die Watzmannscharte hineinsteigt, fehlt noch viel zu dem Grauenhaften in den Hochkarpathen.

Unwillkürlich flüchteten sich die Gedanken auf das schöne Land, das sich sonnig und heimisch da unten dehnte in endloser Weite. Die Luft war von unbeschreiblicher Helligkeit·

Aus dem Popperthal sah man in's Waagthal und in zahllose Städtchen und in ihre Gassen und Plätze so deutlich hinein, als hinge man hoch darüber in der Luft. Die Berge, welche drüben diese Thäler umsäumten, erschienen wie dunkle Hügelzüge, und noch weit darüber weg fasste das Auge die Tokayer Berge, die sich gleich niedrigen Wällen in der ungarischen Ebene abzeichneten. Vergebens suchten die Wolken, die immer wieder aus den Schluchten zu unseren Füssen hervorbrachen, das liebliche Land zu verhüllen: sie verflüchtigten sich, wenn sie über die Ebene traten. Einmal fuhren sie in geballten Haufen wüthend aufeinander, hin und her wälzte sich die Wolkenschlacht, bis sie wieder über die Joche zurückwogte nach Galizien hinein, dessen Ebene lichtvoll durch die Bergrisse schimmerte.

Als wir schon wieder unten durch den grünen Wald sprengten, sah ich im Geiste noch immer die starrenden Felsnadeln, die ausgezackten Kämme, die schrecklichen Steiltiefen vor mir. Und doch besteht das ganze Gebirge aus Granit und Gneis, bloss der Nordseite ist ein Mantel von Alpenkalk umgeschlagen. Urgebirge dieser Art breitet sich sonst in sanften Kuppen und gewölbten Domen aus: wie kommt es, dass Alles so geschärft und spitzzackig erscheint, noch viel schroffer und wilder, als das Tyroler Dolomitgebirge?

Die Hauptursache ist wohl im raschen Wechsel von Eiswettern und Gluthwinden zu suchen, die unaufhörlich an's Gestein schlagen: zehnmal im Monat lassen sie spaltenden Frost eindringen, zehnmal im Monat löst er sich wieder. Doch muss, um so rasche und gewaltige Wirkung hervorzubringen, auch die Gesteinsart eigenthümlich sein. Granit und Gneis sehen in den Karpathen perlgrau aus, wie anderswo: aber es ist mehr Quarz darin, und Glimmer und Feldspath durchziehen ihn öfter in kleinen Büscheln und Schichten. Nun sind wahrscheinlich diese beiden letzteren im Karpathen-Granit leichter löslich, als sonst im Urgebirge. Jedenfalls geht die Verwitterung hier ungemein rasch vor sich, und die niederstürzende

Wassergewalt schiebt in den Hochthälern eine Lage Grus und Schotter über die andere.

Wenn es wahr ist, dass alles Hohe auf Erden soll erniedrigt und jedes Thal soll ausgefüllt werden, so müssen die wilden Karpathen zuerst daran.

XXIV.

Wir und die Andern.

Europäische Unterhaltung. Wendepunkt unserer Epoche. Deutschland jetzt und im Mittelalter. Völkerstimmung gegen uns. Magyaren unter sich. „Nur in Ungarn ist Leben.“ Deutschenhass. Begründung bei den Magyaren. Ursachen bei andern Völkern. Allgemeine Verschwörung. Unkenntniss deutscher Zustände. Benehmen der Engländer. Vom Gelehrten- und Handwerkervolk. Barbarossafurcht. Unsere Pflichten. Veränderte Stellung der Deutschen im Ausland. Die Magyaren während des letzten Kriegs. Eine Gefahr für Deutschland. Französische Politik. Ungarns Mittelstellung. Verwandtschaft mit Deutschland. Historische Warnungen. Magyarenwünsche. Deutsche Politik. Russenfurcht und Friedenssehnsucht.

Kam man in Schmeks am Abend aus dem Gebirge zurück, so vereinigte sich im Saal ansprechende Gesellschaft. Jedes Stück des europäischen Ostens hatte seine Vertreter geschickt, die Deutschen aber bildeten die Mehrheit, sie waren reichlich aus Ungarn und Schlesien, Galizien und der Bukowina gekommen. Man wurde rasch bekannt, wie immer wo ein gastlicher Ort weitab liegt von den grossen Heerstrassen, besonders wenn Jedermann ein wenig zu klettern und zu erleben hat. Bald war die Unterhaltung an allen Tischen belebt. Was wurde da nicht alles verhandelt, Politik und Volkswirthschaft, Sprachen und Moden, Glaubenssätze, Philosophie und überseeische Kolonien, Chemie und Astronomie, und ein Bis-

chen aus jeder andern Wissenschaft. Dieselben Ideen, dieselben Fragen wogen und treiben in allen gebildeten Geistern. Der religiöse, soziale, und politische Inhalt der Zeit ist wieder im Rollen und Fliessen, unerhörte Entdeckungen und Projekte überstürzen sich, alte Staaten und Stände gehen aus dem Leim, und die wilde Verzweiflung liegt so nahe wie kühnstes Hoffen. Die Menschheit arbeitet in athemloser Hast, um neue Horte und befriedigendere Formen des höheren sittlichen Lebens zu schaffen.

Der Wendepunkt aber unserer Kulturepoche war ohne Zweifel jener Tag, als in einem Gartenschlösschen bei Sedan der Beherrscher der Franzosen seinen Degen dem deutschen Kaiser übergab. Da war das alte Centralreich Europas wieder erstanden: seine Stärke hält fortan den Schild über des Welttheils Recht und Frieden, und die Antriebe, welche von jenem Mittelpunkte ausgehen, zählen unter die vornehmsten Krystallisationspunkte des neuen Völkerlebens.

Nicht selten lässt sich in unserer Tagespresse die Meinung hören: wir Deutsche hätten jetzt die Höhe einer Machtstellung erlangt, wie niemals zuvor. Dabei werden doch wohl einige geschichtliche Thatsachen übersehen. Wo gab es denn im ganzen Mittelalter neben der deutschen überhaupt eine andere ebenbürtige Macht, als das Papstthum und später der Türke? Würde jetzt ein Bund norddeutscher Städte wohl wieder die drei skandinavischen Königreiche unter eine Vormundschaft nehmen, deren Gebühren ziemlich hoch kamen? Oder denkt vielleicht schon ein deutscher Kaufherr daran, grosse überseeische Kolonien zu gründen, wie einst das Ulmer Haus Welser in Venezuela? Mit Gottes Hülfe und blankem Schwert haben wir uns zur ersten Grossmacht wieder aufgeschwungen, neben uns aber befehlen noch vier andere Grossmächte in Europa, und wir blicken in eine Zukunft voll dunkler Gefahren. Das Jahr 1848 war unsere wilde Zeit, 1870 unsere grosse Zeit, möglich dass 1890 unsere goldene wird. Höchst wahrscheinlich liegt aber noch eine schwere Zeit dazwischen, vielleicht ach, wird das

Gold nicht erglänzen ohne den Blutschein eines Krieges mit halb Europa.

Nur die wahrhaft Edlen und Hochgebildeten in allen Ländern freuen sich im Stillen über des alten Löwen Jugendkraft: alle Andern erfüllt nichts, als Furcht und Misstrauen und Neid und Hass. In der Abendgesellschaft in Schmeks hörte man öfter die helle Stimme eines jungen preussischen Offiziers, er musste uns immer wieder aus dem grossen Kriegszug erzählen. Dann wurde es regelmässig still im Saal, doch nur einen Augenblick, denn gleich fingen die Nichtdeutschen laut unter sich zu sprechen an, als ginge das, was jener da erzählte sie so wenig an, wie irgend eine Geschichte oben in Mondgefilden. Einmal, als die Rede darauf kam, wie lustig man mit Zündnadeln in den kaiserlich französischen Waldungen gejagt, und wie da Schützen von einem und dem andern Bataillon lachend auf einander getroffen, sah ich, wie die Mienen der Polen und Russen und Magyaren vor Erbitterung sich verfinsterten. Furcht und Entsetzen vor der ungeheuren Gewalt, die sich da plötzlich in schöner Ordnung aus Deutschlands Schosse hervorwälzte, verbissener kalter Hass, mindestens Abneigung und Unwillen über Deutschlands Aufschwung — das waren die lieblichen Gesinnungen, die ich fast allgemein bei Fremden gegen uns bemerkt habe, — glücklicherweise jedoch auch die klarste Erkenntniss, dass vorläufig gegen die deutschen Heere gar nichts auszurichten. Gebe der Himmel, dass diese Erkenntniss noch ein Jahrzehnt vorhält, wenigstens so lange, bis wir den schwersten Kampf, den gegen die ultramontane unchristliche Weltrichtung, siegreich bis zu einem gewissen Abschlusse gebracht haben, einen Kampf, welcher der grossen deutsch-feindlichen Verschwörung zwar die thätigsten und schlauesten Hetzer zuführt, aber auch in ganz Europa die Herzen und Geister aller Denkenden, aller ächt Humanen mit uns verbündet.

Ich möchte wohl gehört haben, was Alles die magyarischen Herren damals in Schmeks, wenn sie ganz unter sich waren,

über uns Deutsche verhandelten. Dieses „ganz unter sich" schienen sie leidenschaftlich zu lieben. Wenn ich mich recht entsinne, bewohnten sie für gewöhnlich ihr eigenes Ungarnhaus. Kein anderes Volk hat sich vor geistiger und nationaler Isolirung so zu hüten. Sie rennen sich leicht in einen engen Ideenkreis fest, und mögen darin keine Oeffnung schlagen zur lichten Aussicht in's Weite. Das liegt einmal in einer eingewurzelten Stammesneigung, und andererseits wollen sie in ihren heiligsten Gefühlen nicht fortwährend gekränkt sein. Denn zu ihrem Unglück wird bei ihnen Alles gleich Nationalfrage, und in nationalen Dingen werden sie, die sonst so ehrlich und wahrheitsliebend, sofort unzuverlässig. Die stärksten Thatsachen scheinen, wenn ihre Lieblingswünsche darunter leiden, kaum vorhanden, und Dunst und Nebel verdichtet sich zu eherner Wirklichkeit. Da stossen sie natürlich bei anders Erzogenen auf unsanften Widerspruch, und bemerken zornig ein halb unterdrücktes Lächeln. Widerlegen können sie nicht, ärgern sich, schmachten ewig nach innigem Verstehen, und fühlen sich höchst unglücklich. Wenn sie aber beisammen sind, strömen diese stolzen Männer über in tief aufschluchzender Klage und hallenden Verwünschungen über das ihnen angethane Unrecht. Alle denken ganz dasselbe, Alle sprechen es aus in ganz denselben Worten und Wendungen, und Alle verblenden sich gegenseitig.

Ungarn wohnen in ganz Deutschland umher: einen magyarischen Ungar aber, der sich irgendwo ausser seinem Heimathlande ansiedelte, könnte man in ganz Europa mit der Laterne suchen. „Wer kann ausser Ungarn leben? Und wenn man's könnte, wär's doch nicht so!"*) Dieser alte Kernspruch der Magyaren will nicht bloss besagen, dass sie anderswo die schwerbeladenen Tische, fröhliches Brüderschafttrinken, und üppiger Weiber Küsse vermissen, sondern auch, dass es ihnen

*) Im Ungarlatein: Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita.

wirklich niemals nur halb so wohl werden kann, wie in magyarischer Gesellschaft. Ja, wie sie ihr Nationalitätsjoch in die ganze Welt mitschleppen, so kommen sie Einem in ihrem eigenen Lande öfter wie unselige Verbannte vor, die festgerostet in ihrer Anschauung die alten Ideale noch dunkel vor sich glühen sehen, und sie, wenn sie beisammen sind, zu trügerischem Glanze anfachen.

Ich hatte viel gehört und gelesen von dem Deutschenhass in Ungarn, und konnte mir anfangs die Sache nicht recht erklären, da ich aus der Geschichte wusste, wie sehr seit so vielen Jahrhunderten die Magyaren mit deutschem Blut und Geist versetzt und genährt werden. Ausserdem müsste sie ja die Menge deutscher Literatur, die sie verbrauchen, nahe zu uns heranziehen. Als ich aber ein paar Tage in Ungarn verkehrt hatte, konnte ich mich leider über die Tiefe und Weitverbreitung dieses feindseligen Gefühls nicht mehr täuschen. Der Engländer Boner, derselbe, der so frisch und reizend über Gemsjagden in Bayern geschrieben, bemüht sich in seinem Buche über Siebenbürgen, wenn er den Magyaren Unangenehmes sagen muss, es so mild und schonend zu thun, als nur menschenmöglich. Aber auch er sagt: „Das Gefühl von Bitterkeit, das sich bei den Magyaren gegen die deutsche Bevölkerung findet, ist so stark, dass es in Allem, was das deutsche Element betrifft, das Urtheil des Magyaren absolut blendet, ja es ihm sozusagen unmöglich macht, ein richtiges Urtheil über dasselbe zu fällen. Ich weiss nichts, das ich diesem Gefühle an die Seite stellen könnte, als die fanatische Antipathie der Protestanten gegen die Katholiken, wie sie noch vor etlichen Jahren in England existirte und Alles, was sich auf Glaubenssachen bezog, entstellte. Allem, was die Sachsen in Siebenbürgen thun, legen die Magyaren die schlechtesten und feindseligsten Motive unter. Nie wird man einen Magyar hören, der sich über einen politischen Gegner günstig ausspräche: er äussert sich über denselben stets auf die wegwerfendste Art. In jedem anderen Punkte folgt er dem Antrieb der

edelsten Gefühle; aber so sehr er sich über Charakterlosigkeit und jede wahre oder angebliche Ungerechtigkeit Anderer ereifert, so schwer dürfte es sein, in der Politik einen ungerechter und mit mehr Voreingenommenheit urtheilenden Menschen zu finden, als ihn."

Die innere Abneigung beruht keineswegs auf dem dunkeln Grunde eines Gegensatzes zwischen turanischer und arischer Rasse. Denn der Deutsche vergilt sie nicht, er fühlt sich vielmehr zum warmherzigen Magyar hingezogen. Auch der magyarische Bauer weiss nichts davon: er dünkt sich, auch ohne dass man es ihm sagt, geschätzt und bevorzugt bei Gott und aller Welt, lernt bloss sein Magyarisch, und scheert sich keinen Pfifferling um andere Volksarten. Erst wenn er in Bildung emporsteigt, weht ihn eine Ahnung von einer gewissen Ueberlegenheit der Deutschen an, und bald entsteht daraus Aerger und Furcht, dass sein Volk von ihnen überzogen und überfluthet werde. Aus dieser Furcht vor dem Deutschthum nimmt der Hass gegen die Habsburger und ihre Beamten täglich neue Nahrung, und die Vorstellung der Leiden, welche bloss das vermaledeite Oesterreich dem armen unschuldigen Ungarn zugefügt, erhebt sich bis in's Groteske. Deutschenfurcht und Hass gegen Oesterreich — eines nährt das andere.

Wer von uns könnte aber diese Anschauung ganz unberechtigt finden? Wir denken hier nicht an die traurigen Zeiten der Glaubensverfolgung, die in Ungarn immer auf's Neue Krieg und Unterdrückung schürte. Diese war jesuitisch-europäischer Art und weder österreichisch noch deutsch. Besteht aber für Ungarn nicht eine andere ganz frische und furchtbare Erinnerung? Bach wollte dem Magyarenvolk, welches Ungarn vom Kaiserhause losriss, dieses Spiel zum zweiten Mal gründlich verderben. Kein anderes Mittel gab es und keines, das sicherer wirkte, als sie zu germanisiren. „Germanisiren!" Mit diesem Wort verbindet sich für einen Magyar Alles, was Völkernoth und Sterben heisst. Und immer auf's Neue fasst ihn diese schreckliche Ahnung an. Wer würde

dies Gefühl nicht theilen, befände er sich an des Magyaren Stelle, selbst wenn er dessen glühenden Nationalstolz nicht besässe! Es ist gar nicht angenehm, stets in den gähnenden Abgrund schauen zu müssen, selbst wenn sein finsterer Rand mit Rosen bekränzt wäre.

Doch es gibt noch einen besonderen Grund, welcher den Deutschenhass verstärkt. Selbst der Bauer erwehrt sich bei den Magyaren nicht der Geringschätzung gegen den ewigen Arbeitsmenschen. Der adlige Magyar aber sieht im Deutschen den Bürgerlichen, der sich überhebt, den Gelehrten und Pedanten, der nicht zu leben versteht, und, was ihm am allermeisten verhasst ist, den Beamten mit kleinlichem Diensteifer und unerträglicher Unparteilichkeit. Der deutsche Mensch besitzt eben gar wenig von dem adligen Wesen der Magyaren. Einer dieser Herren wusste sich nicht deutlicher auszudrücken, als dass er die Deutschen mit einer Art grosser Nagethiere verglich, die sich unausstehlich verbreiten trotz aller Fallen und Hemmnise. Allein, — gestehen wir es nur — geht nicht etwas von dieser Art Abneigung gegen uns fast durch alle Völker? Die Sache ist an sich merkwürdig genug. Bei den Deutschen findet ein Jeder am meisten freies Weltbürgerthum, am meisten gerechtes Urtheil, am meisten Entgegenkommen und Verständniss, ja liebevolles Anschmiegen an alles Fremde, — woher gerade gegen die deutsche Macht das Uebelgönnen, der Widerwille, die allgemeine Empörung? Dass all die kleinen Völker rings an unsern Grenzen Gift und Galle speien, — die Dänen Schweden Polen Czechen Wälschtyroler Schweizer Belgier und Holländer, — das versteht sich von selbst. Sie erinnern sich alter Frechheiten, und beben vor Furcht, sie müssten jetzt alle herein in die grosse Tasche. Allein warum sind denn auch die Hauptvölker uns so wenig gewogen? Ach, die Welt hasst Niemand bitterer, als den Schüchternen und Bescheidenen, wenn er ihr plötzlich über den Kopf wächst. Der gelehrte und musikalische deutsche Bürgersohn, den all die hochadeligen Herren über die Achsel angesehen, steht

plötzlich mitten unter ihnen mit strahlendem Schwert als Herr des grossen Erbes, nach dem sie alle trachteten. Das fällt ihnen rein unerträglich.

Am tiefsten sitzt der Zorn bei den vier bekannten europäischen Parteien, bei den alten Revolutionären, den Ultramontanen, den Panslavisten, den Internationalen. Jede trug ihren französischen Abgott im Herzen, und hoffte von ihm ein günstig Blitzen und Donnern: jetzt liegt der Götze gestürzt vor ihren Füssen, und sie fragen sich: ob sie denn von den wilden Träumen lassen und schlichte Wahrheit bekennen sollen?

Aerger und Unlust über den deutschen Alp sind so gross, dass ich in der Welt nicht wüsste, wodurch die Deutschen Verzeihung für ihre Thaten erwerben könnten. Wenn wir Elsass-Lothringen zurückgäben, Schleswig-Holstein wieder den Dänen auslieferten, auf die französischen Milliarden verzichteten, ja würden Hannover und Kurhessen und Nassau und Frankfurt und der deutsche Bund selbst wiederhergestellt, — wir erschienen nimmer wieder als die alten Harmlosen. Je kleiner und erbärmlicher wir uns machten, um desto rascher kämen die Feinde über uns. Wie Frankreich nach Rache schrie für Sadowa, so lechzt halb Europa nach Rache für Wörth und Sedan und Strassburg und Metz und Orleans und noch hundert deutsche Ruhmestage mehr. Nur die Furcht hält unsere Feinde zurück. Täuschen wir uns nur nicht! Die halbe Welt spinnt Ränke gegen uns, es ist eine neue europäische Verschwörung gegen die Eroberer von Paris, wie ehemals gegen den Sieger von Mollwitz, im Werke. In den Franzosen kocht eine Wuth, welche sie nur mit Mühe bemeistern. Es durchzucken sie Ideen vom allgemeinen Massenaufstande, der sich mit blutiger Verheerung nach Deutschland hinein wälzen solle: nur die baare Unmöglichkeit hält sie im Zaum. Holländer Dänen und Schweden rüsten, als wollten wir sie morgen mit Krieg überziehen. Die Italiener aber, die im selben Augenblick, wo wir die Hand von ihnen abzögen, Rom verlören, — würden sie nur

eine Hand für uns rühren? Oder nicht lieber tausendmal das Gegentheil thun, sobald sie dürften? Endlich das Aushungerungssystem, mit welchem die russische Macht unsere Ostseeprovinzen einschnürt, sieht wahrlich nicht wie Freundschaft aus: vielleicht steht die ganze russische Freundschaft nur noch auf zwei Augen. Täuschen wir uns nicht! Seit das deutsche Schreckbild einmal am Horizont emporgestiegen, trinken Czechen und Polen und Russen in Paris Brüderschaft mit den Franzosen, und schwören, Romanen und Slaven müssten gegen die deutschen Bedränger zusammenhalten. Man wartet nur auf gute Gelegenheit, um uns jedes Uebel zuzufügen, wozu immer man Kraft und Zeit hätte. Wehe uns, wenn unsere Einheit wieder zerrissen würde, unsere Stärke wieder in Stücke ginge! Wir haben nirgends mächtige Gönner, als die Nordamerikaner, und diese würden höchstens gegen die Engländer mitthun.

So steht es augenblicklich, jedoch kein Zweifel, dass schon in wenigen Jahren Besserung eintreten muss. Denn nicht bloss Furcht und Interesse und unedle Gefühle sind der Grund der allgemeinen Abneigung, sondern viel mehr der Zustand tiefer Unwissenheit, in welchem man in allen deutschen Dingen umhertastet. Einer der gebildetsten Spanier, dessen idealistisches Wesen und universelle Betrachtungsweise uns beinahe deutsch anmuthen, Castelar, der republikanische Redner, erhob jüngst folgende Klage: „Welcher Verlust für die Welt, welcher Verlust für die Chemie der Ideen, wenn das Elsass auf immer deutsch bleiben sollte! Die Elsässer übersetzten die Werke des romanischen Geistes in's Deutsche und vermittelten sie dem Norden, sie übersetzten die Werke des deutschen Geistes und vermittelten sie dem Westen.“ Sollte wohl ein einziges französisches oder italienisches oder spanisches Buch bei uns ungelesen bleiben, auch wenn kein Elsässer in der Welt wäre? Die französischen Gelehrten aber, wenn sie in irgend einem Fach wieder ein paar deutsche Bücher plündern wollten, wendeten sich um Auskunft nicht an Elsässer, sondern sie fanden genug kundige Deutsche in Paris selbst. Ohne Zweifel wird

Deutschland jetzt mehr von Fremden besucht werden, die sich bemühen, seines Volkes Geistesart und Leistungen besser zu verstehen. Auch der ungarische, polnische, russische Adel, und die Bojaren da unten an der Donau werden sich die Zeit nehmen, Deutschland gründlicher kennen zu lernen. Bisher flogen sie in Ideen und Reisen gleich nach Paris, und dort schien ihnen Jegliches auf's Schönste bestätigt, was sie in den französischen Büchern über die Herrlichkeit und Weltherrschaft Frankreichs gelesen. Es wird noch lange dauern, bis all das Falsche und Gehässige, was die französische Literatur — diese beherrschte ja das Volk der Salons — über die Deutschen verbreitet hat, zu Boden sinkt. Ohnehin ist es schon schwer genug, das vielgestaltige Leben und die verwickelte Staatsgeschichte Deutschlands zu verstehen, eine noch härtere Nuss für einen Fremden, als früher die deutsche Geographie. Wie rund und klar erscheinen dagegen Geschichte und Verfassung der andern Völker!

Nur diesem tiefen Unverständniss, was des deutschen Volkes Wollen und Werden, war es zuzuschreiben, wenn Graf Derby vor zwanzig Jahren, so recht aus der Fülle englischer Rohheit, es wagte, öffentlich unter dem Gelächter der Lords zu sagen: „Ich will mich nicht näher über die Art äussern, wie es dem Kaiser von Russland beliebte, sich über seine deutschen Verbündeten auszudrücken. Nur soviel will ich sagen: ein solches Beispiel von höchster Verachtung und äusserster Gleichgültigkeit hat seine Parallele nur in dem Urtheil, welches in Shakespeare's „Cäsar“ Antonius fällt über den Charakter des Lepidus:

> Das ist ein schwacher unbrauchbarer Mensch,
> Zum Botenlaufen nur geschickt Verdient er,
> Wenn man die dreibenamte Welt vertheilt,
> Dass er als dritter Mann sein Theil empfange?
> Ein Mensch von dürft'gem Geiste, der sich nährt
> Von Gegenständen, Künsten, Nachahmungen,
> Die alt und schon von Andern abgenützt
> Erst seine Mode werden. Sprecht nicht anders
> Von ihm, als einem Eigenthum!

Dieses Urtheil hat sich freilich gewaltig ändern müssen. Aber unverständlich, unfassbar, einer geheimnissvollen Naturgewalt ähnlich, erschien und bleibt den Völkern die ungeheure kriegerische Bewegung der Deutschen denn doch. Nichts war lächerlicher, als das Benehmen der Engländer. Als das Kriegsfeuer ausbrach, nahmen sie die Sache von der Geschäftsseite und suchten Geld zu verdienen: für baar Geld hätten sie uns und dem Teufel Waffen und Kohlen zugeführt, soviel man nur bedurfte. Als das französische Kaiserthum nach der Wilhelmshöhe geschickt war, fingen sie an, gewaltig mit Frankreich zu sympathisiren, und wollten aus der Haut fahren, dass uns die allererklärtesten Sympathien Englands mit den Franzosen gleichgültig liessen. Das stolze Frankreich musste mit Elsass-Lothringen und fünf Milliarden Frieden erkaufen: was geschah den Engländern jetzt? Ungeheurer Schrecken überfiel sie. Die Geschichte von der Dorkinger Schlacht ist unvergessbar. Keine Seele dachte bei uns an die Landung in England, es gab auch zum leisesten Schatten einer solchen Idee keinen Grund. Die Engländer aber zitterten, als ständen mit unabsehlichen Schaaren die alten Hengist und Horsa an ihrer Küste und schüttelten die schrecklichen Helme mit den Adlerbüschen und Stierhörnern. Jetzt aber braucht nur eine deutsche Zeitung den Engländern ein schiefes Gesicht zu ziehen, da rufen sie gleich: bei uns herrsche wider sie nur Verachtung und Verkennung.

Noch immer haschen unsere guten Freunde nach den lächerlichsten Gründen, warum in dem grossen Kriege dies so und jenes so kam. Noch immer wird es ihnen entsetzlich schwer, etwas von dem Genie und Pflichtgefühl der deutschen Feldherren, etwas von der Begeisterung und dem Heldenmuth zu begreifen, die jede Brust in unseren Heeren erfüllten. Die Franzosen stellen nationale Wallfahrten zu den Gnadenbildern an, um die wunderbare Hülfe der Mutter Gottes und aller Heiligen zu erflehen, denn sie lassen sich von ihren Geistlichen einreden: nicht die Deutschen hätten gesiegt, sondern

Gottes Rächerhand habe die napoleonischen Heere mit Schrecken und Blindheit geschlagen. Man höre eine italienische Ansicht. Das Septemberheft 1871 des juristischen Archivs in Bologna gab die höchste Leistung, wozu sich redliche Ueberzeugung von der deutschen Tüchtigkeit aufschwingt, in folgender Gestalt: „Arbeit, Vorsicht, Sparsamkeit, Treue, grosses Pflichtgefühl, lebhafter Familiensinn, welcher vor keinem Opfer zurückscheut, disziplinirte Kraft, wie sie einst Nicolo Machiavelli anstrebte — das sind die mächtigen Faktoren des deutschen Nationalcharakters, der von andern Völkern nicht eher beachtet wurde, als bis der Klang der Siegeswaffen ihn in wunderbarer Weise offenbarte.“ Das heisst eigentlich: die Handwerkertugenden sind die deutschen. Und damit es ja Jedermann verstehe, fährt der redliche Unverschämte fort, wie dieser deutsche Charakter sich gebildet habe im Stillleben des Hauses, in der Tagesarbeit der Handwerker: darin wäre nichts, was die Phantasie reizen oder die Leidenschaft hätte plötzlich anschwellen lassen. O du schöne Romantik und Ritterlichkeit, wie wird es dir ergehen, wenn das deutsche Handwerkervolk die Welt erobert!

Nach dem Frieden glaubten die Einen an tödliche Erschöpfung unsers Landes, die Andern an eine fürchterliche Säbelherrschaft in seinem Innern, die Dritten an endlose Eroberungskriege. Es wurde mir aus Moskau das dort erschienene erste Heft „Vaterländisches und Gemeinnütziges“ von C. Woldemar zugeschickt, das in deutscher Sprache, jedoch im national-russischen Sinne geschrieben. Gleich der erste Artikel „Jetzt und Sonst“ gibt Betrachtungen der Trauer und Wehmuth darüber, dass die lieben guten Deutschen jetzt nicht mehr sind, was sie sonst waren. Der verbissene Zorn und die Furcht, welche rings an unseren Grenzen lauern, spiegeln sich darin gar köstlich wieder.

„In ganz Deutschland,“ heisst es, „werde jetzt geradezu die Wiederherstellung des Thrones des Kaisers Barbarossa gefeiert. Sechs Jahrhunderte lang habe ihn das deutsche Volk

in seinem dunkeln Drang wie einen Heiligen verehrt, denselben Barbarossa, welchen doch der deutsche Geschichtsforscher Sybel für einen eben solchen Menschenschlächter und Feind der Menschheit halte, wie Napoleon I. Aber des grossen Korsen Eroberungen seien für die Welt ungleich wohlthätiger gewesen, als die Barbarossa's. Jener habe in den eroberten Ländern wenigstens weit bessere Gesetze und Ordnungen eingeführt, und durch eine Menge neuer äusserst fruchtbarer Ideen der französischen Revolution, die er verwirklichte, das Unheil der Unterjochung fremder Völker zum Theil wieder ausgeglichen. Nichts von alledem habe Barbarossa gethan oder beabsichtigt; für seine Zerstörungen und Plünderungen fremder Länder habe er ihnen nicht den geringsten Ersatz geboten." Man sieht, unser alter Barbarossa gilt draussen als eine Art Ungeheuer von finsterer Stärke und Raubsucht. Von seinen Rechtsordnungen in Italien und andern Ländern, von seinen der Menschheit höchst wohlthätigen Kämpfen mit einem absoluten und sich selbst vergötternden Papstthum weiss unser Moskauer Deutschrusse so wenig, als er uns die Seite in v. Sybel's Schriften wird zeigen können, auf welcher jene Lästerung stehen soll.

„Jetzt gelte in Deutschland" — lässt er sich weiter vernehmen — „als das höchste aller Güter die politische Einheit, und die Bewohner Russlands könnten sich nur herzlich geschmeichelt fühlen, wenn sie sähen, dass Deutschland, das sonst fälschlicher Weise so hoch über ihnen zu stehen sich rühmte, jetzt ihre erste politische Errungenschaft, die Einheit, allem übrigen voranstelle, und von der Freiheit wie von entbehrlichem Luxus spreche. Was brauche es den patriotischen Deutschen zu kümmern, wenn mit dem Wiedererwachen des alten deutschen Kaisers auch alle die entschlafenen mittelalterlichen Schatten des Lehenswesens, des Ritterthums, der Feudalherrschaft sich regten, und unter dem Jubelruf der Reaktionäre ganz Europa's Fleisch und Blut zu gewinnen trachteten?"

Es ist nicht ohne Nutzen, zu wissen, welchen Eindruck die deutschen Siege und das plötzliche Inslebentreten des

deutschen Reiches auf die übrigen Völker gemacht haben. Wenn sie bejammern, dass der Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation in Frankreich nun darnieder liege, so haben wir um so mehr Ursache, ihnen vor Augen zu stellen, um wie viel milder und humaner deutsche Bildung sei, als französische, und dass die Ideen, welche längst vor der französischen Revolution in Friedrich dem Grossen und Kaiser Joseph II. Blut und Leben gewannen, auf den Flügeln deutscher Wissenschaft zu edelster Blüthe emporstiegen. Insbesondere haben wir Europa zu beweisen: das deutsche Centralreich sei wahrhaft die Friedensbürgschaft. „Denn der französisch-deutsche Krieg," meint unser Gewährsmann, „sei nicht der Abschluss, sondern im Gegentheil sei Alles überzeugt, dass er nur der Anfang einer grossen Kriegsepoche wäre, welche den furchtbarsten Druck allgemeiner Wehrpflicht und ewiger Kriegsbereitschaft für ganz Europa mit sich bringe." „Sehen wir von der Handvoll kosmopolitischer Idealisten ab, so erscheint den Uebrigen die begonnene politische Umwälzung Europa's dadurch besonders unheilvoll, dass sie als der Vorbote unabsehbarer Kriege angesehen wird. Was hat nicht alles zum alten deutschen Kaiserreiche gehört, von der Narowa an bis zum Tiber, von der Rhone bis tief nach Oesterreich hinein! Welche Kämpfe, welch Blutvergiessen, wenn die Leiter der deutschen Politik es nützlich finden, zur Erstickung der heimischen Liberalen auswärtige Eroberungszüge zu unternehmen! Die deutschen Nationalliberalen selbst werden einsehen müssen: die Moral der jetzt so sehr in den Vordergrund geschobenen Barbarossa-Sage seien endlose Eroberungszüge der deutschen Heere auf Wunsch der deutschen Volksmasse, die darauf rechnen kann, dabei excellent angeführt zu werden." In der That scheinen in Europa die Erinnerungen an die germanischen Schwertwanderer noch nicht erstorben: woher denn sonst die grosse Gespensterfurcht vor dem unaufhaltsamen Wogen allgemeiner deutscher Eroberung? Die Geschichte der letzten tausend und sechzig Jahre kennt zwar grosse Flächen langsamer Ger-

manisirung, jedoch äusserst selten treten deutsche Eroberungszüge auf.

Für seine deutschen Landsleute in Russland aber zieht der Moskauer noch eine besondere Moral aus dem Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. „Unter diesen düstern Betrachtungen der Nichtdeutschen ändert sich zunächst unaufhaltsam und ganz von selbst die Lage der deutschsprechenden Bevölkerung in den nichtdeutschen Ländern Europa's. Bis vor Kurzem hatte noch die Bezeichnung „Deutscher“ rein ethnographischen oder linguistischen, aber durchaus keinen staatlichen Sinn. Jedes Volk nahm den Deutschen gern als vollberechtigtes Mitglied auf, und hatte niemals etwas einzuwenden gegen möglichste Verbreitung der deutschen Sprache selbst unter Nichtdeutschen. Die Sache ändert sich aber gänzlich, sobald das Wort Deutscher tiefe politische Bedeutung bekommt, sobald Deutscher sein entweder bedeutet einem mächtigen, kriegerischen, politischen Staat angehören oder mit ihm sympathisiren.“ Die Folgerung für die Deutschrussen lautet nun: „Gleichgültig müssen sie sein und bleiben für die politische Grösse und Machtstellung Deutschlands — das ist das einzig Natürliche.“

So möchten es auch die meisten Magyaren. Zu ihrem Unglück aber hadert das, was sie politisch so natürlich finden, ewig mit einem noch viel natürlicheren Herzenszug. Sie können sich der Aengstlichkeit nicht erwehren, es könnte jenes nationalpolitische Gefühl der Deutschen auch nach Ungarn sich verbreiten.

Ueberaus lehrreich war der Wechsel des Meinungsausdrucks der Magyaren im letzten Krieg: als kluge Politiker wussten sie wiederholt den Faltenwurf zu ändern. Sie hatten in ihrem Freiheitskampfe von Deutschland her herzliche Zustimmung gefunden, dem preussischen Sieg bei Königgrätz verdankten sie die ersehnte Wendung ihrer Geschicke. Wie vergalten sie es? Im Beginn der Feindseligkeiten schwärmte fast die ganze Magyarenpresse für die Franzosen. Insbesondere führten die der Regierung am nächsten stehenden Blätter eine

Sprache, die ungemeine Aehnlichkeit mit jener österreichischen Depesche vom 20. Juli hatte, in welcher insgeheim Napoleon und seinen Ministern erklärt wurde: „dass wir die Sache Frankreichs als die unsrige betrachten." Wohlunterrichtete behaupten: Beust sei in den höchsten Kreisen der wahre und damals einzige Gegner der Parteinahme für die Franzosen gewesen. Jedenfalls war nicht er der Dränger zum Kriege. „Frankreichs Siege sind unsere Siege!" rief der Pester Lloyd, des ungarischen Ministerpräsidenten Leibjournal. Dass in Oesterreich sich deutsche Sympathien regten, wurde frech geleugnet. Die Linke auf dem Reichstag schien freundlicher gesinnt: das war aber augenscheinlich, ein paar erleuchtete Männer ausgenommen, nur Parteitaktik. Im Kreise der Wissenden und Mächtigen trieben die kriegerischen Gelüste immer höher. Da erfuhr man für gewiss, dass bei der ersten Kriegserklärung gegen die Deutschen ein paar hunderttausend Russen in Ungarn einrücken würden. Eiligst und höchst feierlich wurde nun Ungarns Neutralität verkündigt.

Im Stillen aber rechnete man auf schweren Kampf und Niederlage Deutschlands. Die Siege von Weissenburg Wörth und Spichern wurden in der magyarischen Presse als kleine Schlappen, die Schlachten vor Metz als glänzende Siege der Franzosen dargestellt. Als sich nicht mehr leugnen liess, dass auch Bazaine geschlagen und in Metz eingeschlossen sei, liess Alles die Ohren hängen und war einige Tage sehr kleinlaut; doch bald erholte man sich, und legte sich wieder Alles zu Gunsten der Franzosen aus. Sedan! — starres Entsetzen, allgemeine Stille, bis bei Verkündung der französischen Republik — schäumend und prasselnd die allgemeine Sympathie für die feinen und edlen Franzosen gegen „die barbarischen Deutschen" losbrach. Alle Blätter schrien einhellig: Deutschland müsse jetzt sofort von den Franzosen ablassen. Noch am 8. September verhöhnte Pesti Naplo „die deutsche Philisternation", und der Pester Lloyd erklärte: Seit der Reformation, welche die Deutschen erschöpft habe, sei keine grosse Idee mehr aus

ihnen hervorgegangen. Es ging in's Unglaubliche, was damals in Privatgesellschaften an Schimpfen und Toben gegen die Deutschen geleistet wurde. Man verstieg bis zu „anti-deutschen Ligas", deren Mitglieder sich vermassen, kein deutsches Wort mehr zu sprechen, zu lesen, zu hören.

Am 31. Oktober, — während aus Metz mehr als hundert fünfzigtausend der besten französischen Krieger in die Gefangenschaft marschirten, bleich und gebrochen, wie zum Leichenbegängniss von Frankreichs Kriegsruhm, — am selben Tage verhandelte man auf dem ungarischen Reichstage den Antrag Simonyi's: „Die Sympathien Ungarns für die Franzosen auszusprechen und ihnen den Frieden ohne Gebietsverlust zu verschaffen", — und über den Antrag Tisza's: eine selbstständige ungarische Armee zu errichten, was Oesterreichs Todtheilung bedeutete.

Grösste Thorheit wäre es, wollten wir darum den Magyaren grollen. Denn jedes Volk ist sich selbst am nächsten. Wohl aber müssen wir die Sinnesart der Magyaren in Rechnung bringen. Sie sind nur ein kleines Volk, beherrschen aber Ungarn und können eines Tags am österreichischen Hofe den Ausschlag geben. Ein politischer Fehler wäre es, liessen wir uns durch die wohlgemeintesten Erklärungen, die jenes Aergerniss jetzt gerne vertuschen möchten, nur einen Augenblick täuschen. Der Czechenführer Rieger hat in einer Denkschrift Frankreich der werkthätigen Hülfe seiner Landsleute versichert. In diesem einen Punkt scheint man in Ungarn mit Czechen gleich zu fühlen. In Wien hegte bloss eine hochstehende Partei Kriegsgelüste: in Pest ein ansehnlicher Theil des Volkes. In Oesterreich that das Volk redlich das Seinige, die Regierung zurückzuhalten: in Ungarn wurde sie vom Volke gedrängt zum Kriege gegen Deutschland. Dieselben Leute aber, welche während des Krieges wider uns hetzten, führen in Ungarn noch immer das grosse Wort. Das sind zuerst die katholischen Magnaten, die ultramontan und desshalb französisch gesinnt. Dann kommt der ganze politische Janhagel, den

ich oben als unächten Adel schilderte: ihm sind die Deutschen überall im Wege. Die Menge der Magyaronen darf ihrer eigenen Geltung wegen nicht ablassen, in's Feuer zu blasen. Im vorigen Jahr schlug eines der geachtetsten Blätter, „Die Reform", gewaltigen Lärm über „die Preussenseuche und den Vaterlandsverrath" — der Deutschen im Torontaler Komitat, die mitten in Ungarn Bismarkische Politik trieben. Warum? Sie hatten sich vereinigt, einen Deutschen zum Vizegespan zu wählen. Spasshaft genug war der Mann vor fünfundzwanzig Jahren Obernotar desselben Komitats und ungarischer Reichstagsabgeordneter gewesen, und erst vor ein paar Jahren aus Amerika zurückgekommen, überdies gar kein Deutscher.

Ohne Frage gibt es in Ungarn tausend und tausend einsichtige Männer, die auch während des Krieges zur Ruhe mahnten. Allein sie fühlen den Stoss, der Frankreich niederwarf, im Herzen mit. Denn von Mund zu Mund geht die Sage: Frankreich sei immerdar der Ungarn bester Freund gewesen, von Heinrich II. an bis auf Ludwig XIV., der Münzen auf sich schlagen liess mit der Umschrift „Ungarns Befreier", und bis auf den ersten Napoleon, welcher 1809 den Magyaren zurief: „Ich verlange nichts von Euch, ich will Euch nur als freie unabhängige Nation sehen. Eure Vereinigung mit Oesterreich war Euer Unglück. Seid, was Ihr waret! Gebt Euch einen König, der nur Eurer Macht seine Krone verdanke, der nur für Euch regiere, der unter Euch wohne, der nur von Euren Bürgern und Soldaten umringt sei."

Würde Oesterreich einverleibt in Deutschland, Ungarn gänzlich frei und selbstständig, so würde es sich, da die Magyaren noch lange vorherrschend bleiben, ohne Zweifel gegen Deutschland auf feindliche Wacht stellen, nach Umständen unserer äusseren Politik entgegenwirken, wie das im Mittelalter geschah. Denn jeder Staat muss den Bedingungen seiner Lage, seiner Volksnatur, und seines eigenen Schwergewichts gehorchen. Ungarn müsste zwischen Deutschland und Russland Stellung nehmen, etwa wie der piemontesische Staat lange

Zeit zwischen Frankreich und Oesterreich Schaukelpolitik trieb. Lächelte ihm Russland, so würde es gegen die Deutschen hochmüthig sein: drohete slavisches Unheil, würde es sich flüchten unter Deutschlands Flügel.

So liegen die Dinge nun freilich noch nicht. Oesterreich besteht noch, und hoffentlich recht lange. Ungarn aber kann gegenwärtig nur einen Feind haben, das wäre Russland, — nur einen Hort und Helfer, das ist Oesterreich, — Oesterreich selbst aber hat nur einen wahrhaften Freund, das ist Deutschland. Alles das ist so sonnenklar, dass man fast sagen möchte, es kette ein eisernes Naturgesetz Ungarns Glück und Heil an Deutschland.

Jeder gebildete Magyar weiss das, und im Gespräch mit einem Deutschen, der sein Land durchreist, ist er viel zu fein und höflich, um nicht die Kultur- und Interessen-Verwandtschaft zwischen seinem kleinen und dem grossen deutschen Volke hervorzukehren. Im Gegentheil, da erkennt er mit der liebenswürdigsten Offenheit an, was seine Nation uns verdankt, und wie tief deutsche Denk- und Empfindungsweise eingedrungen. Der Deutsche aber, wenn er den Magyar näher kennen lernt, fühlt sich getrieben, ihn innerlich hoch zu achten, und zugleich nimmt er mit Freuden wahr, dass im Ganzen genommen wir von den Magyaren immer noch besser gewürdigt und immer noch weniger gehasst werden, als von Czechen und Russen, Polen und Franzosen. Verwünschen möchte man da jeden Gedanken an Germanisiren, an Alles, was nur herzliche Eintracht stören kann. Was deutsch werden soll, wird es im stillen Lauf der Jahrhunderte von selbst. Und es wäre doch Jammerschade, wenn dies eigenthümliche Volk mit seiner interessanten Sprache, beide so einzig in Europa, von der Landkarte verschwände. Man möchte ja von Herzen gern das Magyarenthum hegen und pflegen: nur dürfte es nicht kulturfeindlich auftreten.

Indessen — auf der Hut sein, ist allerwege gut. Auch Völker können wohl einmal den politischen Verstand verlieren,

wenn sie leidenschaftlich erregt unerreichbaren Zielen nachjagen. Warum sollte es denn unmöglich sein, dass einmal ein Kaunitz, der Frankreich Oesterreich und Russland zum Krieg gegen den grossen Friedrich vereinigte, wiederkäme? Wir wissen es jetzt, wie Oesterreich-Ungarn im Sommer 1870 seinen Degen schon halb aus der Scheide hatte, um ihn für Frankreich zu schwingen. Was ihn wieder einstecken hiess, war — neben der Russenfurcht — die Blitzesschnelle und Grösse, in welcher die deutschen Siegesschlachten sich folgten.

Das Wesentliche ist, Ungarns Lage ist noch gerade so, wie sie es war seit dem sechszehnten Jahrhundert. Der Unterschied liegt nur darin, dass Russen der Türken Stelle eingenommen. Es gab für Land und Volk kein entsetzlicheres Loos, als in Türkenhände zu fallen: gleichwohl waren es beidemal frei gewählte Oberhäupter der Magyaren, welche der Türken Heere vor Wien führten: 1529 war es Johann Zapolya, 1682 war es Emmerich Tököly. Solches Verbrechen beging nicht das ungarische Volk, wohl aber war ein sehr grosser Theil vom Magyarenadel Verbrechenstheilnehmer, weil dieser Adel das, was er unter ungarischer Freiheit verstand, gesicherter hielt unter des Halbmonds blutigem Glanz, als im Schatten deutscher Zucht und Ordnung.

Was wäre gegenwärtig so etwa des Magyaren Herzenswunsch und Meinung? Ein schwaches Oesterreich, damit er darin die erste Violine spiele, aber beileibe kein kräftiges Deutschland, damit dadurch die Deutschen in Oesterreich-Ungarn sich nicht auch gekräftigt fühlen. Also Abschneiden jeglichen Strebens nach neuer österreichischer Hegemonie in Deutschland, aber auch stumme Trauer über Frankreichs Niederlage, welche das deutsche Nationalbewusstsein für die Magyaren so gefährlich macht.

Zum Glück fing Deutschland wieder an, seine eigene Politik zu treiben, und zwar, wie Metz beweist, gleich zu Beginn ein wenig im grossen Stil. Diese deutsche Politik, welche vom Mittelpunkt des Welttheils ausgeht, wird am letzten Ende

für Bildung und Wohlstand aller Völker immer heilsam sein, sei es auch, dass sie eigensüchtige Hoffnungen hier und da abschneidet. Desshalb werden auch die Magyaren hin und her gerissen von widerstreitenden Empfindungen, eine Folge der verzwickten Lage, welche sie selbst sich geschaffen. Wie gross und stattlich stände Oesterreich da, wie verbürgt wäre darin Ungarns Aufblühen, hätten die Magyaren in ihrem Stolz und Eigensinn nicht das Reich auseinander gerissen, sondern ehrlich zusammengestanden mit den Deutschen!

Jetzt hat Ungarn seine Selbstherrlichkeit, aber durch seine Nächte gellt jetzt um so lauter das Wort des russischen Oberfeldherrn an seinen Kaiser: „Ungarn liegt zu den Füssen Ew. Majestät!“ Da die Serben und Kroaten und Slovaken, die Walachen und Ruthenen es merken, dass auf ihre alte kaiserliche Herrschaft kein rechter Hort und Verlass ist, da sie von den Magyaren in dem, was ihnen das Heiligste, in ihrer Nationalität, sich bedroht sehen, so wenden sich unwillkürlich ihre Augen nach dem Osten hin. Mit wachsendem Grauen horchen und spähen die Führer der Magyaren nach russischen Agenten und Zetteleien, und wähnen sich bereits von ihnen umzingelt. Die orientalische Frage, die wie ein Wetter in der Luft hängt, liegt ihnen schwer in den Gliedern. Bringt deren Lösung für sie das Schicksal, noch tiefer in die eherne Umarmung Russlands hineinzufallen? Diese Frage bekümmert sie mehr, als vielleicht nöthig ist. Sie hätten die heftigste Begierde, den Czar zu bekämpfen, und meinen: jetzt wäre es noch Zeit, Oesterreich allein könne es mit der russischen Macht noch aufnehmen, man dürfe nicht warten, bis sie durch neue Heereseinrichtung und Vollendung der Eisenbahnen sich verdoppele.

Aber wie? Wenn Russland wirklich zurückgeworfen würde, dann käme ja das deutsche Volk ganz obenauf, und dann könnte man sich in Wien vielleicht ermannen und dem Treiben in Ungarn etwas steuern. Das ist nun das andere Kreuz der Magyaren. Denn sie wissen wohl, was geschähe, wenn

die höchste Macht in Oesterreich ernstlich die Besserordnung der ungarischen Zustände in die Hand nähme. An gewaltsamen Widerstand wäre nicht zu denken. Der ungarische Adel erinnert sich voll Schrecken, wieviel er vor fünfundzwanzig Jahren verloren hat.

Bei dieser Lage der Dinge hat man in tonangebenden magyarischen Kreisen seine Sache auf möglichst zarte Schonung und Erhaltung der gegenwärtigen Verhältnisse gestellt. Die Herzenswünsche laufen darin zusammen: in ungestörter Ruhe das Land zu magyarisiren, befreundete Beamte aller Orten einzusetzen, Eisenbahnen zu bauen und Staatsanlagen zu machen, und dabei friedlich und reinlich den fetten Rahm von der Milch zu schöpfen. Es ist fast eine erhabene Erscheinung, welch eine hehre Feierstimmung sich über das Antlitz edler Magyaren verbreitet, wenn irgendwo in Europa wieder eine Friedenspfeife angezündet wird.

XXV.

Deutsch-ungarische Gegenwart.

Deutsche Verschwendung. Schwerste Stunde der Deutsch-Ungarn. Eine angebliche Nationalschande Ungarns. Unterjochung der Pester Deutschen. Einschüchterung. Oesterreichische Preisgebung. Ungunst der katholischen Kirche. Sinken deutscher Bildung. Magyarische Hörigkeit. Weit hinten im Völkerdickicht. Fall der letzten Stützpunkte. Kein Zusammenhalt. Kleidermode. Magyaronen. Abfall von sich selbst. Der Deutsche in der Fremde. Heilmittel. Wir in Deutschland. Verkehrserleichterung. Politische Freiheit. Pflichten. Die besten Ungarn. Wiederherstellung alten Rechts. Grosser Beruf. Pflege magyarischer Sprache und Geschichte. Offenes Auftreten. Deutsches Verdienst. Kein anderer Kulturweg. Familie Kirche und Schule. Vereinsleben. Lese- Auswanderer- und Schutz-Vereine. Mangel an Führern. Nächstes Hauptziel. Wetteifer zwischen deutschen und magyarischen Ungarn.

Deutschland ist eine grosse Verschwenderin. In Massen gibt es die edelsten Volkskräfte ab nach allen Weltgegenden

hin zum Dünger für fremde Nationen, die davon lustig gedeihen. Das ist eine allbekannte Thatsache. Aber je weiter die Auswanderer über's Meer ziehen, — nach Australien, dem Kapland, Brasilien, Nordamerika, — mit desto mehr Interesse, — leider ist es oft blosse Neugier, — begleitet sie das Auge des alten Vaterlandes. Je näher sie an seinen eigenen Grenzen wohnen, desto unbesorgter überlässt man sie ihrem eigenen Mutterwitz. Die Deutsch-Ungarn scheinen den Vorzug zu haben, dass man ihnen am meisten Glück und Verstand zutraut, denn um sie kümmert man sich am allerwenigsten, und weiss auch von ihnen am wenigsten.

Es haben aber die Deutsch-Ungarn seit Jahrhunderten nie so schweren Stand, in ihrer Nationalität nie so schwere Schmach und Verluste zu erleiden gehabt, als in unsern Tagen. „Die Türken- und Tatarenzeiten glichen dem Windstoss, der einige Blätter von den Zweigen reisst: im gegenwärtigen ungarischen Staatsleben ringt eine chauvinistische Macht nach Alleinherrschaft, die Mark und Wurzel des deutschen Lebensbaums vertilgen will.“ So schreibt Einer der edelsten und verdientesten Männer im Siebenbürger Sachsenlande.*) Es klingt fast unglaublich, dass zur selben Zeit, wo das grosse deutsche Volk sich zu seinen höchsten welthistorischen Ehren wieder aufschwingt, dicht an seiner Grenze beinahe zwei Millionen seiner Angehörigen vom Magyarenvölklein unter die Füsse getreten werden.

Von zahllosen Fällen nur zwei. Im obersten Gerichtshofe, dessen sämmtliche Mitglieder gut deutsch sprechen, nimmt man einem Richter, der kein Magyarisch verstand, zwar den Diensteid auf Magyarisch ab: er radebricht die vorgesprochenen Worte, die er nicht versteht. Als es aber zum Vortrag geht, muss man ihm die deutsche Sprache gestatten auf so lange, bis er Magyarisch gelernt habe. Ueber sothane schmerz-

*) Ungarn und die Sachsen in Siebenbürgen. Maiheft der Preuss. Jahrbücher 1872.

liche Angelegenheit wurde das Ministerium interpellirt. Als jener Richter, sagte ein gewisser Abgeordneter, deutsch vorzutragen angefangen, „da wären die übrigen Richter nicht herausgegangen, weil sie nur zu gut gewusst, dass die richterliche Unabhängigkeit nicht existire, sondern erröthend und beschämt und in ihrem nationalen Gefühle tief verletzt, seien sie sitzen geblieben. Was der Minister zur Beseitigung dieses die ungarische Staatseinheit und das ungarische Nationalgefühl verletzenden Skandals zu thun gedenke?“ Der Minister musste den unseligen Richter von Amt und Vortrag einstweilen entheben. In einem Lande also, wo seit vielen Jahrhunderten Deutsche einen so höchst ansehnlichen und verdienstvollen Theil der Bevölkerung bilden, wo sie ebenso lange das verbriefte und verbürgte Recht besassen, ihre eigene Sprache als Amtssprache zu brauchen, wurde es auf offenem Reichstag als ungarische Nationalschande verkündigt, dass ein Richter deutsch vorgetragen. Aber all die Deutsch-Ungarn schwiegen still dazu: Keiner wagte nur ein Wort der Entrüstung über so viel öffentliche Beleidigung.

Das andere Beispiel. Die Bevölkerung von Ofen ist ganz deutsch, in Pest zu mehr als zwei Drittel, und was sonst noch von der ständigen Bevölkerung Geld hat, sind deutsche Juden, und gerade diese Deutschen und Juden schaffen den Welthandel und damit die Blüthe von Pest. Doch da haben die Magyaren ihre Hauptstadt zu ihrer Heissgeliebten erkoren, dort häuften sie ihre theuersten historischen Erinnerungen wie den blendenden Glanz ihrer Zukunft zusammen, dort sind ihr Reichstag und ihre Presse, dort sammeln sich ihre Magnaten und ihre Juraten: folglich sehen sie in Pest nur sich selbst und höchstens noch ihren gekrönten König, alles übrige Dasein in Pest-Ofen ist für ihre Einbildung nur Dunst und Dunkel. Sie tragen sich mit den herrlichsten Plänen, wie die Verfassung und die Neubauten dieser „schönsten Stadt der Welt“ einzurichten. Darüber sollte nun öffentlich verhandelt werden. Ein fürchterliches Gespenst erhob sich: Verhandlungen

in deutscher Sprache über Pest! Nach dem Nationalitätengesetze von 1868 waren sie nicht zu vermeiden. Entsetzlich, deutsch verhandeln über Pest, das heilige Pest! Jedes deutsche Wort fühlten sie zum voraus wie einen Messerstich in der Brust. Freilich waren in Pest die Deutschen die Erbauer und Besitzer der Häuser, die Herren der Geschäfte, zahllos in allen Amts- und Wechselstuben. Junge Leute ausgenommen versteht nicht der zwanzigste, ja nicht der fünfzigste Theil der Bevölkerung, eine magyarische Rede zu halten. Wie hätten sie es auch lernen können in den paar Jahren, seit die Magyaren wieder das Heft in Händen haben! Nur sonnenklares Unrecht konnte sie in der eigenen Stadt mundtodt machen. Was beschlossen nun die Magyaren und Magyaronen des Reichstags, die danach gierten, in Pest allein das grosse Wort zu führen? Sie beschlossen alles Reden darüber unmöglich zu machen. Wodurch? Durch Brüllen und Stampfen. Sobald die Frage auf dem Reichstag gestellt wurde, brachen sie in wüthendes Toben aus, und schrien: „Abstimmen! Abstimmen!" Die Siebenbürger Sachsen wollten sprechen, — sie wurden niedergeschrien. Der Regierungskommissär wollte sprechen, — niedergeschrien. Der Präsident des Reichstags wollte sprechen, — niedergeschrien. In Tumult und Bestürzung fand die Abstimmung statt, sie machte die deutschen Pester mundtodt.

Die Deutsch-Ungarn sind eingeschüchtert durch den Massensturm der Magyaren. Sie fühlen sozusagen das Messer an der Kehle. Von der herrschenden Partei sind sie einfach bei Seite geschoben, und die Oppositionspartei kümmert sich nicht um sie. Beide bedienen sich der deutschen Kräfte, aber Beide sind äusserst misstrauisch und jeden Augenblick bereit, auf Kosten ihrer deutschen Mitbürger das Aeusserste zu thun.

Man sollte denken, um so mehr sähen sich jetzt die Deutsch-Ungarn darauf angewiesen, oder besser gesagt, darauf hingestossen, sich zusammenzuschliessen und zu ihrer eigenen Rettung und zu Ungarns Heil mannhaft aufzutreten. Die Bedeutenderen unter ihnen sehen das auch wohl ein, allein es

mangelt an Muth und Antrieb: des Widerwärtigen ist gar zu viel.

Von der kaiserlichen Regierung fühlen sie sich völlig verlassen. Seit den Zeiten Stephan des Heiligen waren sie niemals so vollständig des Schutzes durch die höchste Reichsgewalt beraubt, als jetzt. Diese Lage ist ihnen neu, sie besteht erst seit ein paar Jahren, sie haben sich noch nicht hineingefunden, weil sie ihnen ebenso unnatürlich als unhistorisch erscheint.

Bitterer schmerzt das Bewusstsein, dass sie auch von ihren liberalen Landsleuten in Oesterreich preisgegeben sind. Diese denken so: „Wir können der Magyaren einmal nicht Herr werden, also mögen sie drüben herrschen und wir hüben. Die Slaven sind unsere gemeinschaftlichen Feinde, vereint halten wir sie darnieder. Die Magyaren können nichts ohne uns, wir nichts ohne sie: wir müssen uns also mit ihnen vertragen, dann hat Oesterreich Macht und Frieden.“ Wir untersuchen hier nicht, ob diese Anschauung in ihren Vordersätzen wie in ihrer Schlussfolgerung Stich hält, — auch nicht, ob heutzutage ein Reich noch ein siamesisches Brüderpaar vorstellen kann, zumal mit einem einzigen Kopfe, der doch zwieschlächtig denken soll. Noch weniger wollen wir uns darum kümmern, warum die eine Hälfte, welche in die gemeinschaftliche Kasse 70 Prozent zahlt, der leichteren 30-Prozenthälfte immer nachgeben soll. Am allerwenigsten mögen wir an's Licht ziehen, wer's denn wirklich ehrlich meint von beiden Gesellschaftern? Genug, das Theilungsgeschäft ist beschlossen und besiegelt, und die Oesterreicher gaben insgeheim ihre deutsch-ungarischen Brüder in den Kauf. Wer nur ein wenig von der Natur der Magyaren kannte, wusste schon damals, dass ihre Herrschaft der Deutsch-Ungarn Unterdrückung sei. Nun sieht man freilich die Vorgänge in Ungarn mit tiefem Bedauern, man wird täglich mehr betroffen darüber, allein man kann nicht mehr helfen und tröstet sich: einmal werden diese Sakermenter doch aufhören.

Aber die Magyaren hören noch lange nicht auf. Auch das Bedrängen und Zerstören der deutschen Lehranstalten wird noch lange fortdauern. Fast sollte man denken, es stecke ein tieferer Plan hinter diesem Zweige magyarischer Kulturverwüstung. Die Hauptwaffe, wodurch die Deutsch-Ungarn sich Geltung verschaffen, ist die Ueberlegenheit, welche höhere Bildung gewährt. Diese erwerben sie, da Wenige ihre Kinder nach Deutschland schicken können, nur auf den hohen und niederen Schulen in Ungarn selbst. Da den deutschen Lehranstalten nun die Mittel öffentlich verkümmert und heimlich abgegraben, deutsche Professoren weggejagt, magyarische Schulen aber überall begünstigt werden, so sinken die Lehrkräfte auf kläglichen Stand herab. Magyaren Slovaken und Walachen leiden weniger darunter, der Deutsche aber wird zu deren Bildungsgrad herabgezogen, und das ist für ihn doppelt schlimm, weil er von Hause aus mehr als sie der Schulung bedarf. Deutsche Jünglinge, die sich magyarisirten, geben wahrlich keine Musterbilder feiner Sitte und Bildung ab.

Als wenn sich Alles wider die Deutsch-Ungarn verschworen hätte, weht sie auch eine herbe Luft von der katholischen Seite an. Der Grund ist nicht Feindseligkeit oder Berechnung, sondern es liegt einmal in der Natur der katholischen Kirche, die romanisch gebildet jetzt römisch beherrscht wird, dass sie überall Partei gegen die Deutschen nimmt. Nicht zu ihren Gunsten legt auch sie eine schwere Hand auf die Pester Universität. In Nordamerika trug, so schien es mir, für den französisch-irischen Klerus der beste deutsche Katholik noch einen leisen ketzerischen Anstrich, und man liess die deutschen Gemeinden lieber ohne Priester, als ein deutsches Priesterseminar in Cincinnati zu Stande kommen.

Das grösste Elend aber findet sich, Siebenbürgen ausgenommen, in den eigenen Reihen der Deutsch-Ungarn, — das ist das weichmüthige und zerfahrene Wesen, der matte laue Stand des eigenen Volksgefühls. Bezeichnend war das Benehmen der in Ungarn geborenen Deutschen im letzten Kriege.

Sie gönnten den Franzosen die Schläge von ganzem Herzen, waren jedoch voll tiefer Besorgniss, die herrlichen deutschen Siege würden das deutsche Nationalgefühl auch in Oesterreich anregen: dann werde Oesterreich sich kräftigen und Ungarn von neuem unter deutsche Zucht und Herrschaft nehmen: dann sei es wieder vorbei mit der edlen Landesfreiheit. Diese guten Deutsch-Ungarn! Sie sitzen in magyarischer Hörigkeit fest, und wissen es nicht oder suchen das unangenehme Gefühl sich auszureden. Es geht ihnen noch gerade so, wie früher den meisten Deutschen unter den Yankees. Sie durchschauen die rohe Selbstsucht, die sie umgibt, und sind keineswegs darüber im Unklaren, wo die Verderbniss steckt. Allein sie fühlen sich nicht Mannes genug, ihr eigener Freiwerber zu sein. Dem Deutschen liegt noch vom vorigen Jahrhundert her gar oft eine gewisse schwere Blödigkeit in den Gliedern, dass er sich immer gern bescheidet, mit der zweiten Stelle vorlieb zu nehmen. Er legt sich darauf, seine regierenden Herren sich selbst herauszustreichen, und nach allen Seiten zu dienen und zu nützen, während er im Stillen dabei selber gedeiht an Gut und Geld und Kindersegen. Der Magyar hält das für eine gemeine Gesinnung, und lässt es den Deutschen gar wohl merken. Dieser aber lächelt nur ganz in der Stille über den Magyar: bewundert ihn lieber, nicht bloss, weil es ihm wohlthut, so viel frische Männlichkeit, so viel politisches Talent anzuerkennen, sondern weil damit gerade das verbunden ist, was ihm selbst am meisten abgeht, die stolze Haltung und der Muth zum Angriff, vor Allem die nationale Triebkraft.

Doch wie soll es anders sein? Abgewandt und abgeschieden seit langer, langer Zeit von dem nationalen Leben Deutschlands sind die Deutsch-Ungarn von seinem literarischen und politischen Aufschwung unberührt geblieben. Rollten doch die Wellen des geistigen Getriebes schon so matt nach Oesterreich herüber, — diese Deutschen in Ungarn sassen vollends weit dahinten, wie verloren und vergraben im schwärzlichen Völkerdickicht. Es gibt unter ihnen gebildete Männer und reizende

Frauen in Menge, sie lesen auch die Gartenlaube, gründen vielleicht auch ein deutsches Liederkränzchen. Allein was bei uns Leben und Naturfrische hat, das kommt bis zu ihnen schon halb ermattet, und erstickt in der ungarischen Schwüle.

Nun aber brachen im jüngsten Menschenalter plötzlich die Stützen und Schranken zusammen, in welchen sich ihre deutsche Eigenthümlichkeit eingelebt hatte, jene Sonderrechte und Landes- Stadt- und Dorfverfassungen, die ein Schutz ihres deutschnationalen Daseins geworden. Die letzten sechs Jahre rissen ihnen den letzten Hort weg, den Zusammenhang mit Oesterreich und den Anhalt an den deutschen Beamten, und es rauschte eine wahre Fluth über sie her, um den letzten Rest ihres nationalen Daseins fortzuspülen. Jede andere Volksart, die das erduldete, was die Deutsch-Ungarn seit der Reformation erduldet haben, wäre längst erloschen.

Welch ein tiefes Bedürfniss aber nach edlerer Bildung muss — bei all der Pedanterei und all dem kleinlichen und verzagten Wesen — doch in der deutschen Natur liegen, und wie stark muss diese deutsche Natur sein, dass sie so viele Jahrhunderte lang, rings umbrandet von dunkeln Fluthen, dennoch die höhere Kultur nicht fahren und ihr besseres Selbst nicht unterdrücken liess!

Zu ihrem Unglück aber ist die grosse Masse der Deutsch-Ungarn jetzt ohne Führer, ohne Zusammenhang, ohne Bewusstsein ihres Rechts und ihres Berufs. Die Masse besteht aus Bauern und Kleinbürgern, die an den Erwerb denken. Die neu Eingewanderten, die in Menge in allen Handelsstädten zu finden, haben zwar nationales Selbstgefühl, kümmern sich aber um das ungarische Treiben nicht weiter, als dass sie darüber heute lachen, morgen sich ärgern. All die übrigen Deutschen, welche den Lauf der Dinge einsehen, finden sich ohne Helfer und Genossen, um sich wirksam entgegenzustemmen. Hingen die Deutschen in Ungarn zusammen, wie die Slovaken oder Ruthenen, so wäre keine Möglichkeit, dass die Magyaren ihrer so vollständig Herr würden. So aber leben sie vertheilt in

ein paar grösseren Massen und auf zahllosen kleinen Strichen und Punkten. Trotzdem sie zusammen vielleicht nahe an zwei Millionen zählen, bilden sie vereinzelt immer nur einige Tausende. Denn sie gehören verschiedenen deutschen Stämmen an, und sind in weit von einander entlegenen Jahrhunderten in's Land gekommen. Der Zipser fragt desshalb nicht nach dem Banater, und der Oedenburger nicht nach dem Siebenbürger. Wohl sind sie auf ungarischem Boden eingewurzelt, jedoch nur wie vereinzelte grosse und kleine Waldstücke, zwischen denen sich unabsehbare Seen und Steppen ausbreiten.

Wenn daher vor zehn Jahren auch die Deutsch-Ungarn aus lauter Aerger über die österreichischen „Spitzeln und Bachhusaren", aus sehnendem Eifer, nicht auch für Feinde der Landesfreiheit zu gelten, sich in Attilas und Sporenstiefel steckten, so machten sie nur eine Mode mit, welche auch ruhige Leute fortriss. Die Verkleidung ist zu Boden gefallen, und unverändert schaut uns wieder an das wohlbekannte Gesicht deutsch-ungarischer Spiessbürger. Ganz anders verhält es sich mit den Magyaronen. Ihr Toben und Wüthen bleibt eine glühende Schmach des deutschen Namens. Diesen Spottnamen führen nämlich die verkappten Deutschen, die leidenschaftlich arbeiten für Ausrottung deutschen Wesens. Ihr hervorstechendes Auftreten nöthigt mich, zu den Gesetzen, nach welchen sich das Ueberrieseln so vieler Länder mit deutscher Auswanderung bewegt, noch etwas hinzuzufügen.

Dem Deutschen fällt die erste Zeit unter fremdem Volk viel schwerer, als dem Franzosen oder Italiener, dem Serben oder Polen. Er geht anfangs leichter, als diese, zu Grunde, oder sinkt sittlich so tief, dass er schwer wieder emporkommt. Viel zu viel Gemüthsleiden, und viel zu wenig Härte Stolz und Selbstsucht ist der Grund. Sind die ersten kummervollen Jahre überstanden, so wird der Deutsche durch Fleiss und Geschick, Geiz und Sparsamkeit viel sicherer wohlhabend, als selbst der Engländer und Norweger, und, obwohl lediglich auf sich selbst angewiesen, verhältnissmässig auch eher reich. Sitzt

aber der deutsche Ansiedler einmal fest, so fängt er sogleich an, die guten Seiten des fremden Volks und Landes, das ihn umgibt, treuherzig hervorzusuchen, und kann er sich auch noch nicht dafür erwärmen, so möchte er doch gern gerecht und hülfreich sein. Es gehört zu seiner Befriedigung, für das Gedeihen um sich her mitzuwirken. Was scheert sich der Slave und Romane, der Schwede und Schotte um das fremde Volk, gern braucht er dessen Sprache und Sitte zu eigenem Fortkommen, verhärtet sich aber innerlich dagegen, und ist sein einziges Dichten und Trachten belohnt, hat er der schweren Wechsel genug in der Brieftasche, so schüttelt er lachend den Staub von den Füssen, und lässt es sich guter Dinge sein drüben, wo er hergekommen. Auch dem Deutschen schweben oft genug der stillen Heimath Kirchthürme vor, wie sie die Abendsonne vergoldet, und die Rückkehr dorthin dünkt ihm das Köstlichste: den Entschluss aber verschiebt er von einem Jahr in's andere, bis er unversehens in seine alten Tage gekommen, und dann geht's nicht mehr. Weil er von vorn herein seine Ansiedelung nicht, wie die Portugiesen ihre Kolonien, auf Raubbau betrieb, so wurzelte er ein auf dem neuen Boden, und sieht Kinder und Enkel um sich her verbreitet. Diese aber verschmelzen sich in der Regel vollständig mit Volk und Land. So habe ich in überseeischen Ländern zahllose Familien aus Deutschland gefunden, die ein wahrer Segen für die ganze Umgegend wurden.

Merkwürdig genug ändert sich diese Regel bei Denen, die mit Willen und Wollen, sei es aus Ehrgeiz, Gewinnsucht, oder einem edleren Gefühl ihr deutsches Wesen von sich abwerfen. Sobald sie in die fremde Haut hineinfahren, fährt der Teufel der Hast und der Unruhe, des Neides und Verdammens, der wildesten Ehrsucht in sie hinein. Dann gibt es keinen ärgeren Feind und Spötter alles Dessen, was deutsch ist, und fieberhaft jagen sie nach Aemtern und Reichthum und Bedeutung vor der Welt. Es scheint, als hätten sie das innere Gleichgewicht verloren, und müssten ringen und trachten, ihr

besseres Gewissen zu betäuben. Und ach, wenn der Deutsche einmal zum Schelmen an sich selbst wird, wird leicht ein Schurke daraus und ein ausbündiger dazu.

Ich habe diese Art Leute öfter in Amerika beobachtet, und fand ganz dieselben Charakterzüge in Ungarn wieder. Die deutsche Natur, die so sehr zur Duldung und Gemüthlichkeit, leider Gottes auch zum rechten Philisterphlegma neigt, hatte sich bei diesen Leibaffen der Magyaren in's Gegentheil verkehrt. Bei den Meisten lag die erste Ursache in Schwäche und Scheu vor Unangenehmen, — bei Vielen war es Begeisterung für die Freiheit, bitterer Hass gegen Oesterreich, hoffnungsfreudige Liebe für Ungarn, — bei Einigen auch Ehrsucht und schlaue Berechnung, und diese Letzten sind die Schlimmsten. Wie quälen sie sich, von den Magyaren als „unserer Nation" zu sprechen, und wie albern nehmen sie sich dabei aus!

Man will bemerkt haben, dass der Magyaronen Treiben in den letzten beiden Jahren etwas stiller geworden. Die Enttäuschungen freilich, welche ihnen die Herrschaft der Magyaren bereitete, waren zu grob, und ausserdem brachten diese jüngsten Jahre ein ungeahntes Heilmittel. Seit die Deutschen die französischen Marschälle mit ihren Heeren einkreisten und abfingen, gleichwie man auf fröhlicher Jagd einen Keiler abfängt, will das Schimpfen auf die deutsche Elendigkeit nicht mehr recht voran. Die geistige Ausströmung, welche von einem so gewaltigen Körper, wie das deutsche Reich ausgeht, dringt wie erfrischender Aether über Berg und Thal. Es tauchen sogar wieder Erinnerungen empor über die Rolle, welche die Deutschen ehemals in Europa und auch in Ungarn gespielt. Ja man wird sich bewusst, dass sie auch gegenwärtig einen schweren welthistorischen Kampf, den für religiöse und geistige Freiheit, ausfechten allen Völkern zu Nutze, und dass nur sie ihn ausfechten können. Zu gleicher Zeit fühlt Ungarn lebhafter, wie die Schwingungen der deutschen Macht sich die Donau hinunter fortpflanzen. Eisenbahnen Dampfschiffe Telegraphen ziehen das Land, gleichwie Literatur und Ideen es thun, näher an Deutschland heran und verflechten

es mit dessen Geschicken. Wo aber sich die weiten Gefilde weltgeschichtlicher Kämpfe eröffnen, erscheint das Völklein der Magyaren gar so klein und winzig, und, was es leistet, so wenig bestechend, häufig sogar bedenklicher Natur. Was die Denker längst einsahen, beginnt allmählig auch der gemeine Mann zu ahnen.

Wir im neuen Reich können zur Zeit für die Deutsch-Ungarn nichts Gescheidteres thun, als wozu wir auf dem besten Wege sind. Der deutsche Name wieder geehrt bei allen Völkern — das ist auch für sie die beste Stärkung. Wohlthun aber wird ihnen jeder Beweis unsers lebendigen Mitgefühls, unsers Verständnisses ihrer Lage und Bedürfnisse Blüht uns jetzt nicht mehr soviel Vergnügen an der Seine, nun, so gehen wir die Donau hinunter und schauen uns an, wieviel seltsamen Reiz es im Ungarlande gibt, und welch eine Naturpracht sich in Siebenbürgen eröffnet. Deutsche Studenten aber von dorther mögen auf unsern Universitäten doppelt Freude und Förderung finden. Vielleicht lässt sich auch etwas von der deutschen Auswanderung wieder nach Ungarn leiten.

In einem Stück aber können wir schon jetzt mithelfen, dass den Deutsch-Ungarn ein grosser Vortheil werde, der auch ihrer Nationalität zu Gute kommt: das ist das Erringen und Beleben eines freien volkswirthschaftlichen Verkehrs zwischen Deutschland und Ungarn. Um nur Eins zu nennen, dies Land erzeugt eine so ungeheure Weinfülle, dass billiger Weise auch Bürger und Bauer bei uns sich daran erfreuen könnte. Wie köstlich und kräftig mundet erst der Siebenbürger Wein! Aber da hindert die Zolllinie. Geben wir diesem Weine Zugfreiheit nachDeutschland! Ungarn und Siebenbürgen brauchen dafür zahllose Waaren aus unseren Werkstätten.

Im Uebrigen müssen sich die Deutsch-Ungarn sagen: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen!“

Hat die jüngste Zeit ihrer Nationalität Schutz und Schild entrissen, brachte sie doch auch eine starke Waffe. Durch Ungarns Freiheit sind sie selbst frei geworden, frei von Druck

und Enge der grossen und kleinen Feudalherrschaften, frei von den geheimen Gefahren, welche von Jesuiten und deren Freunden drohten, frei von dem eigenen engherzigen Wesen, das im mittelalterlichen Gerümpel nistete. Die Gegenwart streift politische soziale und kirchliche Hindernisse ab, und drängt aus allen Kräften auf Entfaltung schöner würdiger Humanität. Die Deutschen sind gewiss am ersten zur Mitwirkung berufen, auch die Deutsch-Ungarn.

Auch in Siebenbürgen geschieht Manches, was das Herz des Deutschen mit Trauer erfüllt. Im Gegensatz aber zu den übrigen Deutsch-Ungarn gehen dort die Sachsen mit glänzendem Beispiel voran. Sie allein sind zum grossen Theil ihrer glorreichen Geschichte treu geblieben, und wissen die guten Mittel zu brauchen, welche die freie Verfassung Ungarns all seinen Staatsbürgern gewährt. Möchten wie diese Tapfern sich alle Deutsch-Ungarn ermannen!

Nicht im Traume fällt mir ein, aufzurufen zu Feindseligkeit und Bürgerkrieg. Nur das sollen die Deutschen in Ungarn thun, was ihr eigenes Gewissen ihnen sagt und wozu ihre bessere deutsche Natur sie anregt.

Also ohne alle Frage müssen sie ehrlich und redlich mitarbeiten an Ungarns Gedeihen. Sie sollen die Feurigsten und Thätigsten sein, Ungarn zu Glück und Grösse zu bringen, und wie es heisst, hinter jedem guten Anschlag für die Freiheit stecke ein Zipser, so müsste alle Welt bekennen, hinter jedem grossen Plan für Ungarns Aufschwung stecke deutsche Intelligenz. Mit einem Wort, die Deutschen müssen nach dem Ruhme streben, die besten Ungarn zu sein.

Also auch treuer Hort und Wächter der Verfassung! Was sie auch erstreben, immer geschehe es auf streng konstitutionellem Wege. Wo aber die Magyaren, welche Freiheit zu erringen und nicht zu handhaben wissen, wieder zu einem der Gesetz und Verfassung brechenden Tumulte, wodurch sie sich in Europa so rasch zu verdächtigen wussten, Miene machen, da muss der Ruf erschallen: „Alle Deutsche vor!“

Gerade sie müssen nach Kräften wehren und steuern der überhandnehmenden Rechtlosigkeit, dem sittlichen geistigen und finanziellen Ruin des Landes. Sie müssen den magyarischen Staatsmännern und Beamten scharf auf die Finger schauen, und ungescheut die Elendigkeit der Verwaltung aufdecken, wo immer sie sich findet.

Vor allen Dingen müssen sie Ungarn wieder auf seine alten historischen Grundlagen stellen, die zugleich allein die natürlichen und vernünftigen sind, also das unsinnige Nationalitätengesetz, mit allem was drum und dran hängt, zu Falle bringen. Ungarn gehört nicht den Magyaren allein, sondern es war und ist ein vielsprachiges Land, von der Geschichte einmal dazu bestimmt, dass die Völkerschaften neben einander jede in ihrer Art Sitte und Sprache sich ausleben, und indem sie zu einem Reiche zusammenhalten, sich behaglich mit einander befinden sollen. Jede Völkerschaft hat dies durch tausendjährige Uebung eingewurzelte, durch Landesgesetze geheiligte, durch zahllose Urkunden und Königsbriefe anerkannte Recht. Auch die Deutschen sind nicht auf Gnade in's Land gekommen, sondern der volle Gebrauch ihrer nationalen Rechte, und ihre Verwaltung in ihrer eigenen Sprache wurde durch Königswort und Landesvertrag verbürgt. Dergleichen Rechte und von solcher Natur kann eine magyarische Reichstagsmehrheit so wenig nehmen und geben, als sie Religion und persönliche Freiheit geben und nehmen kann. Ungarn kann, wie Siebenbürgen und andere Länder, auch ferner bei seinen althistorischen Sprachen bestehen. Soll sich eine feste und heilvolle Zukunft öffnen, so muss zu allererst die magyarische Sprach- und Beamtentyrannei zerrissen werden, in deren Schlingen Ungarn gefangen liegt. Im selben Augenblick, in welchem das historische und das Naturrecht seiner Völkerschaften wieder hergestellt wird, bricht auch der russische Zauber zusammen, und all das Parteigetriebe, das auf Ungarns Zerfall und Schwäche sinnt, fällt zu Boden.

Nur die Deutschen können die Führer sein in diesem

Ringen nach besseren Zuständen, soweit es sich gegen die Magyarenherrschaft wenden muss. Die Südslaven empfinden gegen die Magyaren nur Hass, die Walachen sind noch zu roh, die Ruthenen zu schwächlich, die Slovaken stecken sammt und sonders zu tief in ihrer bäuerlichen Hantirung. All diese Völkerschaften bedürfen der Führung und des Zusammenschlusses zu gemeinsamem Streben. Dafür sind die Deutschen da. Sie sind am weitesten über Ungarn verbreitet, am stärksten durch den Zusammenhang mit dem deutschen Oesterreich. Jene andern Völkerschaften aber sind seit den Türkenkriegen der deutschen Führung gewohnt.

Wohl ist der Beruf der Deutsch-Ungarn schwer, aber er ist auch gross und schön: es ist ein Beruf für Ungarn, für Oesterreich, und für alle edlere Kultur. Erfüllen aber lässt er sich nur, wenn Zweierlei befolgt wird.

Die Deutsch-Ungarn müssen das Magyarische ernstlich treiben, und sich bemühen, glänzend Magyarisch zu schreiben und zu sprechen, damit sie geübt und gewaffnet sind, die Magyaren in ihrer eigenen Presse, auf ihren eigenen Versammlungen zu belehren und ihre Uebergriffe zurückzuweisen. Desshalb sollen die Deutsch-Ungarn nach wie vor magyarische Grammatik und Ethnographie, Literatur und Geschichte anbauen, und selbst, soweit es vorhanden, urmagyarisches Recht nicht vergessen, damit der Stamm möglichst erhalten bleibe. Mit einem Wort, auch auf magyarischem Gebiet sollen die Deutsch-Ungarn wie zu Hause sein.

Nicht aber als verkappte Deutsche, die im Geheimen ihr Gewissen schlägt über den Abfall von ihrem besseren Selbst. Feige und Schwächlinge setzen nirgends etwas durch, am wenigsten bei dem Magyar, der nur achtet, was er selber hochhält, das ist Selbstgefühl, offenes gerades mannhaftes Auftreten. Mit Gründen und weichlichem Nachgeben ist bei ihm gar nichts auszurichten, er weicht nur vor entschiedener Willenskraft und Willenshärte zurück. Diese fürchtet er bei den wenigen Serben und Kroaten, und die Deutschen im Lande mit ihrer

Menge und Tüchtigkeit soll er für Nichts achten? Die falsche Taktik des Anschmiegens Hätschelns und Einlullens führt zu immer grösserem Verderben. Erst wenn durch ganz Ungarn tausend Stimmen hallen und wiederhallen, dass Magyaren und andere Ungarn gleiches Recht im Lande haben, und dass des Landes Fortschritt und Gedeihen höher steht, als eines Stammes Alleinherrschaft, erst dann werden sich auch viele edle Magyaren besinnen, worin Ungarns Heil und Rettung besteht. Dann werden sie vielleicht sich sogar erinnern, dass ebenso viel deutsches als magyarisches Blut in ihren Adern rollt.

Gewiss aber haben die Deutsch-Ungarn das vollste Recht, dem Magyar stolz gegenüber zu treten. Kein anderes Volk hat Jahrhunderte lang soviel Blut und Schätze geopfert, um das Land von der Türkengeissel zu befreien, als das ihrige. Sie vor Allem beleben noch jetzt die Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie im Lande. Man zähle doch einmal auf den Versammlungen der Juristen Aerzte und Naturforscher in Ungarn die deutschen Namen und Diejenigen, die ihren deutschen Namen magyarisirt haben, — man zähle die Beamten und Professoren, welche wirklich schöpferisch thätig sind, in allen Kollegien und Akademien, — und man wird sich sagen: ohne die Deutschen würde Ungarns Blüthe nichts sein, als eine hochaufgeschossene Steppenpflanze.

Wohl versteht es sich ganz von selbst, dass die Magyaren im berechtigten Gebrauch ihrer Sprache nicht im Geringsten behindert, in ihrer Politik, in allen Aemtern und Schulen, in jeglicher Entfaltung des geistigen bürgerlichen und kirchlichen Lebens nicht im Geringsten beengt werden sollen. Daran denkt kein Mensch, und am wenigsten kann ein rechtlicher Deutscher daran denken: gewiss, er wird eher den Magyaren die Vorhand gewähren. Allein es gibt einmal für Ungarns Völker keinen andern Weg, um sich Europa in Kultur gleichzustellen, als wenn deutsche Bildung sich vollberechtigt neben der magyarischen und slavischen entfalten kann. Vermagyarisiren bedeutet für den Deutschen vielleicht Aufschwung an

politischem Selbstgefühl, unausbleiblich aber auch Zurücksinken an geistiger und sittlicher Kraft. Wollen die Deutsch-Ungarn dem Lande zum wahren Segen werden, so können sie das nur, wenn und insoweit sie deutsch bleiben. Prinz Eugen, dieser hoch erleuchtete Staatsmann und Feldherr, der Land und Leute gründlich kannte, hoffte für Ungarn Fortschritte nur von deutscher Kolonisation und Regierung, und beförderte Beides aus allen Kräften. Auch Kaiser Joseph II. wusste sehr wohl, was noth that. Ihm, dem hochherzigen Humanisten, lag nichts ferner, als enge nationale Vorliebe: er wäre unter die Botokuden gegangen, wenn es seinen Völkern genützt hätte. Aber grosssinnig und scharfblickend wie er war, erkannte er, nur deutsche Bildung könne die Masse der Slaven Magyaren und Walachen zu edlerem menschenwürdigem Dasein emporbringen. Desshalb, nicht einem einförmigen Staatswesen zu Liebe, germanisirte er, und irrte nur darin, dass er durch Gesetzartikel und Beamte erzwingen wollte, was nur im stillen Laufe der Zeit sich durch innere Ueberlegenheit bilden und bewähren kann.

Geradeso, wie einst Kaiser Joseph, verfahren jetzt die Magyaren, nur noch stürmischer, gewaltthätiger, beleidigender Im Uebrigen aber können die Deutsch-Ungarn von ihnen lernen, wie man es anfangen muss, seine Sprache und Nationalität zur Geltung zu bringen.

Vor Allem muss dazu der feste unzerstörbare Grund liegen im Heiligthum der Familie: dort darf nur die Muttersprache die Ehrensprache sein, und muss unsere reiche Literatur und Musik den Hausschatz bilden, der nährend stärkt wie süsses kräftiges Mark. Was aber in der Familie gepflanzt wird, das müssen Kirche und Schule anbauen. Es ist von der allergrössten Wichtigkeit, dass deutsche Prediger und Geistliche, deutsche Haus- und Schullehrer angestellt und festgehalten werden, und zwar deutschgesinnte. Mögen die Kosten noch so gross sein, keine Gemeinde darf sie scheuen. Die Sprache, in welcher die Mutter ihre Kinder beten lehrt, der

Katechismus die jungen Seelen erhebt, und der Lehrer die ersten Gedanken formt, diese Sprache sitzt fest für immer.

Das Zweite ist das Vereinsleben. Man braucht nur auf die Magyaren zu blicken und es zu machen wie sie. Der Deutsche aber, dessen ganze Natur zur wohlgegliederten Genossenschaft neigt, kann die Vereine in Geselligkeit, Bildung, Erwerb, und Politik noch unendlich entwickeln. Unsere grossen und kleinen Städte geben Vorbilder in Hülle und Fülle für Lesevereine, Liedertafeln, wissenschaftliche Vereine, Unterstützungskassen, Gewerbsvereine, Sparkassen, Volksbanken, und vieles Andere mehr. Keineswegs soll man solche deutsche Vereine andern Nationalitäten verschliessen, am wenigsten den Magyaren: nur soll man sie nicht Herren darin werden lassen, und nöthigenfalls Hausrecht brauchen.

Nur ganz kurz drei Beispiele von solchen Vereinen. Die Lesevereine müssen von den grösseren Städten auf die kleinen und auf das umliegende Land weitergreifen. Bürger und Bauer sind zu gewöhnen, häufiger deutsch zu lesen, und man muss ihnen die lockende Hülle und Fülle unserer Literatur erst eröffnen. Wo immer desshalb eine deutsche Buchhandlung sich gründen lässt, ist sie nach Kräften zu unterstützen.

Wie ausserordentlich wohlthätig wirken in amerikanischen Städten die Vereine zum Besten der deutschen Einwanderer! Sie gehen ihnen mit Rath und That entgegen, warnen sie vor Schwindlern und vor unrechtlicher Ausbeutung ihrer Kräfte, und leiten sie durch Belehrung und Empfehlung auf lohnende Plätze ihrer Thätigkeit. Vereinzelt sind deutsche Einwanderer der Gefahr ausgesetzt, aus blosser blinder Redlichkeit in ihrem Gemüth und Gewissen, wie in ihrem Vermögen Schiffbruch zu leiden.

In Ungarn aber sind ganz besonders nöthig feste Verbindungen zum Schutze gegen das Vordringen von Slovaken und Walachen. Deutsche und Magyaren müssen auch hierin zusammenhalten. Kein Grundstück darf mehr in slovakische oder walachische Hände fallen, — dahin müssten solche Vereine

streben, also aufmerken, wo ein deutsches Anwesen zu wanken beginnt, im rechten Augenblick mit Hülfe beispringen, — noch mehr, sie müssten den Rückerwerb von früher deutschem Grund und Boden erleichtern. Die Mittel wären, so geldarm auch das Land ist, durch Pfandbriefanstalten und Tilgungskassen nach deutschem Muster zu beschaffen.

Alles dies gehört zur Privatthätigkeit, welcher auch der verbissenste Gegner nichts anhaben kann. Die Männer dafür, die Mittel, die Stimmung sind jetzt in ganz Ungarn vorhanden oder wären anzuregen. Es fehlt aber an aller Organisation, es fehlt durchaus an Führern, während die Magyaren Beides in grösster Stärke besitzen. Niemals werden die Deutschen etwas Aehnliches erzielen, denn es fehlt ihnen ganz das enge leidenschaftliche Stammesgefühl, das schroffe stolze einseitige Wesen der Magyaren. Doch ist schon viel gewonnen, wenn sich nur die bedeutenderen Männer zusammenschliessen, Anknüpfungen auf den wichtigeren Punkten suchen, die zerstreuten Schichten und Brocken deutsch-ungarischen Volks sammeln und verbinden, überall sie mit dem Bewusstsein ihres Werthes und Berufes erfüllen. Nur etwas Muth, nur etwas Einigkeit, um öffentlich aufzutreten und all dem Anfeinden, Hetzen, Verdächtigen, und Beleidigen, mit welchem der wilde politische Tross der Magyaren die deutschen Führer verfolgen wird, die Stirn zu bieten.

Denn das Schwierigste kommt erst, sobald sie anfangen, die politische Alleinherrschaft der Magyaren, die Gold Ehren und Ruhm bringt, anzutasten. Diese haben ja die Staats- und Landesfragen in einfache Aemterjagden verkehrt. Eine Wahlreform, welche Bildung und Vermögen bevorzugt, wird schon etwas schützen. Der Aemterjäger Hauptwaffe aber ist das Nationalitätengesetz. Diese öffentliche Lüge und Tyrannei muss zuerst gebrochen werden, indem die Deutschen das Aeusserste aufbieten, das Gesetz auf dem Reichstag zu Fall zu bringen. Es bleibt nichts übrig, als sich zu diesem Zweck mit den Führern der andern Nationalitäten zu verbinden. Ob

und inwieweit solches Zusammenwirken auch später der Fall sein kann, muss für jede einzelne Frage erst geprüft werden. Ist das Nationalitätengesetz gefallen, so folgt nothwendig eine Rückströmung, welche unfähige und unredliche Leute aus den Aemtern treibt. Diese reinigende Welle wird bis in die höchsten Regierungskreise hinein kehren, und auch dort deutsches Bewusstsein wieder aufwecken. Dann werden auch die Geldmittel, welche jetzt die Deutschen für Magyarisirung der höheren Lehranstalten beisteuern müssen, sich befruchtend ihren eigenen zuwenden. Möge man keine der zahlreichen Akademien der Magyaren antasten, mögen sie neue Universitäten in Debreczin oder Klausenburg errichten. Allein sie dürfen auch den Deutschen nicht verwehren, deutsche Gymnasien zu errichten und durch ihre eigenen Steuern zu erhalten, ja sobald es sein kann, eine deutsche Universität zu Kaschau oder Hermannstadt. Der Wetteifer kann den hohen Schulen nur nützen, und je mehr die einen oder andern leisten, einerlei in welcher Lehrsprache, desto besser für's Land.

Doch — weit im Felde stehen noch solche Hoffnungen. Es ist wahr, die Gegenwart ist gar zu trostlos. Endlich aber muss man beginnen. Es ist schon Ungeheures gewonnen, wenn die Schreckensherrschaft, welche jetzt das politische Betyarenthum übt, nur erst gebrochen wird. In der Stille werden edle und hochstehende Männer unter den Magyaren selbst die Anstrengungen der Deutschen, ja selbst deren Sprache und Schulen unterstützen. Denn soviel Einsicht ist den Besten im Lande doch allmählig gekommen, dass es unter den gewaltigen Hebelkräften, durch welche die neuere Zeit arbeitet, mit dem Magyarenstamm rasch und unaufhaltsam abwärts geht, sobald er nicht mehr unter gleicher Vertheilung von Sonne und Schatten sich mit Deutsch-Ungarn messen kann.

XXVI.

Die Siebenbürger Sachsen.

Der edelste Zweig der Deutsch-Ungarn. Lage und Gestaltung Siebenbürgens. Ungarische Eroberung. Deutsche Einwanderung. Die deutschen Landschaften. Die grosse Handfeste. Edlinge. Freier Königsboden. Blüthezeit. Die freie Universität. Otto von Bayern. Königstreue. Burgkirchen und Bauernburgen. Leidensperiode. Veränderte nationale Stellung. Hermannstadts Verderben. Zeit der Rákoczys. Errettung. Das vorige Jahrhundert. Zusammenhang mit Deutschland. Fall der Schutzwehren. Auslieferung an die Magyaren. Unkenntniss und Widerwillen in Pest. Jungsachsen. Unfreiheit der Presse. Absetzung des Nationalgrafen. Magyarisirung des Gerichts und der Gemeindeversammlung. Angriff auf die Schulen. Begünstigung der Walachen. Misshandlung von Hermannstadt. Verfall der Strassen. Fälschung der Landesvertretung. Ungarische Justiz. Dänen in Siebenbürgen.

Man würde in diesem Buche, wo so Vieles über die Wechselbeziehungen zwischen deutscher und magyarischer Volksnatur gesagt ist, etwas vermissen, wenn nicht auch von Geschichte und Zuständen der Sachsen in Siebenbürgen die Rede wäre. Zeigt uns doch ihre Ansiedlung, ihr Ruhm und Glück im Mittelalter, ihre fürchterliche Leidenszeit in den Bürgerkriegen, die darauf folgende Kräftigung, und ihre jetzige schwere Bedrängniss am deutlichsten den Gesammtverlauf der deutsch-ungarischen Geschichte, in welcher sie den edelsten, die oberungarischen Deutschen den betriebsamsten, die zwischen Raab und Donau und in Ofen den ältesten, die Banater den jüngsten Zweig bilden.

Wie wenig kennen wir in Deutschland die Geschichte der Siebenbürger Sachsen! Und doch — wenn wir die tüchtigsten Thaten der Friesen und Schweizer im Mittelalter, der Holländer bei Leydens Belagerung, der Bayern vor Belgrad, der Preussen bei Leipzig und Metz rühmen, diese Siebenbürger können sich messen mit ihnen allen. Und dabei sind die Blätter ihrer Geschichte oft von einem romantischen Zauber über-

weht, der ein Gleichniss nur in der wunderbaren Schönheit ihres Landes findet.

Die Natur hat Siebenbürgen als eine grosse Felsenburg gestaltet, die behaupten muss, wer Herr sein will zwischen dem Wiener Wald und schwarzen Meer. Denn mitten in den unabsehlichen Ebenen dieser Länder liegt, gleichwie zu ihrer Bewachung, Siebenbürgen als eine Festung von Gebirgswällen aufgethürmt, deren Thore sich spärlich nach Ungarn, geschlossener noch in die walachische Ebene öffnen.

Als das ungarische Reich fester und weiter gegründet wurde, mussten seine Könige sich des „Landes jenseits des Waldes", wie damals Siebenbürgen hiess, um jeden Preis versichern. Es erschien wie eine grosse Vorburg, die sich den Einbrüchen östlicher Barbaren vorlagerte. Nur von hier aus konnte man sie im Zaume halten. In seinen Waldthälern trieben sich Petschenegen und Kumanen und allerlei unbekanntes Volk umher, die Stammväter der heutigen Walachen oder Dako-Rumänen. Im Südosten wohnten die Szekler, ärmliche Gebirgsbauern, ein Magyarenstamm mit eigener Mundart und von unbekannter Herkunft. Das Land war ziemlich menschenleer und die Eroberung, welche schon Stephan der Heilige begann, leicht und zu Ende des eilften Jahrhunderts abgeschlossen. Der König setzte einen Woiwoden als seinen Statthalter ein, der in Verbindung mit dem Bischof und eingewanderten Magyarenadel das Land für Ungarn behauptete.

Etwa fünfzig Jahre später, nachdem König Ladislaus Siebenbürgen sich vollständig unterworfen hatte, berief Geisa II. deutsche Ansiedler, die das Land in die Höhe bringen, und mit ihren Schwertern ihm die Pässe in's Walachenland schirmen sollten. Das war im Beginn der Hohenstaufenzeit, als in Deutschland sich die Massenwanderung der freien Männer vom Lande in die Städte begab. Da sammelten sie sich in Menge in den westfälischen und niederrheinischen Gegenden, also in Niedersachsen, dessen Volksschlag abwärts vom Siebengebirge beginnt. Wieder Andere stellten sich ein aus der Gegend

zwischen Maas und Mosel, noch Andere von den friesischen Küstenlanden. Ein Zug nach dem andern kam an der Donau und durch die Bergpässe in das ferne Land, siedelte sich an und baute Ortschaften und steinerne Zufluchtshäuser. Diese Deutschen kamen nicht als arme Landsucher, sondern gerufen und als freie Männer, und wurden geehrt als „Gäste“, was in Ländern patriarchalischer Gastfreiheit ein besonderer Ehrenname war. Immer mehr trafen ein, immer weiter wurden die Thäler entsumpft und in Fruchtfelder verwandelt. Eine helle Burg und Stadt nach der andern erhob sich aus den dunkeln Waldungen, und scheu und verwundert zogen sich die wilden Menschen, „die Blochen“, wie auf sächsisch die Walachen hiessen, in's Gebirg zurück.

Die vornehmste Stadt war Hermannstadt mit den sieben Gerichtsstätten der Umgegend, die man die sieben Stühle der Sachsen oder auch, weil jeder Hauptort eines Amts- und Gerichtsbezirkes seine Burg hatte, das Siebenbürgen nannte. Dieser Name ist dann später, gleichsam von seinem Kerne aus, auf das ganze Land übergegangen. Andere deutsche Landschaften waren das Kokelthal mit Schässburg und Medewisch, das Land unter dem Walde mit Mühlbach, das Burzenland mit Kronstadt, und entfernt im Nordosten das Nösner Land mit Bistritz, am Szamos aber erhob sich das stolze Klausenburg. Das Burzenland hatte König Andreas II. Rittern des deutschen Ordens gegeben, sie aber im Jahre 1225 mit Waffengewalt wieder vertrieben, weil sie zu stolz, einem Ungar zu dienen, ihren unabhängigen Ordensstaat einrichteten. Den Deutschen aber im Siebenbürger oder Hermannstädter Gau hatte er das Jahr vorher ihre Rechte und Freiheiten klar und deutlich bekräftigt.

Da nämlich die Szekler und andere Magyaren, die in's Land gekommen, sahen, wie diese sächsischen Bauern und Bürger so schöne Ortschaften, blühende Saaten, und soviel Gewerb und Handel hatten, da wären sie gern unter ihnen gewesen, um sich auf ihre Kosten gütlich zu thun. Die Sachsen

aber wehrten es ihnen, denn soweit kannten sie diese Art schon, um zu wissen, dass vor deren Herrschsucht und Arbeitsscheu keine gemeine Freiheit, keine ordentliche Rechtspflege, und kein Gewerbfleiss gedeihen könne. Sie liessen sich daher im Jahre 1224 eine Urkunde siegeln, welche von jedem folgenden Könige bestätigt die Handfeste ihres politischen und bürgerlichen Daseins wurde. Das gesammte Volk der Sachsen, heisst es darin, soll sein und bleiben ein einziges Volk, das als solches sein eigen Siegel führt mit der Umschrift *Ad retinendam coronam* d. h. Zum Kronschutz. Es steht lediglich unter des Königs Grafen zu Hermannstadt und unter dessen Unter- oder Stuhlrichtern, welche die freien Männer, gleichwie ihre Pfarrer, selbst wählen, und welche richten nach ihrem eigenen deutschen Recht. Auch sicherte ihnen der König in seinem ganzen Reiche Privilegien zu, dass sie aller Orten frei und ungehindert ihre Kaufmannschaft treiben könnten. Wollte er aber zu Felde ziehn, dann leisteten sie Heerfolge mit 500 Mann im Reich, mit 100 Mann ausser der Reichsgrenze: jedoch seinem Statthalter brauchten sie nur 50 Mann zu stellen.

Die Sachsen wehrten aber auch, dass nicht aus ihrem eigenen Volke sich Unterdrücker der gemeinen Freiheit erhüben. Einige Familien erwarben nämlich grossen Grundbesitz, und wussten, gerade wie es in Deutschland geschah, in ihrem Hause das Richteramt erblich zu machen. Sie verstärkten ihre Kastelle, und verheiratheten sich mit magyarischen Erbtöchtern. Die Andern aber waren auf der Hut, und drängten die neuen Edlinge entweder aus ihrer Mitte fort, oder schränkten die obrigkeitliche Erbgewalt derselben strenge ein auf jeder Familie hörige Dörfer. Wahrscheinlich erklären sich auf solche Weise die kleinen Gebiete, welche vom freien Sachsenboden eingeschlossen gleichwohl zum Komitat gehören.

So erwuchs in ferner Wildniss ein Volk von deutschen Bauern und Bürgern auf freiem Sachsenboden, der keine Unfreiheit und kein liederliches Wesen duldete. Mitten zwischen Walachen Serben und Magyaren erblühte ein Stück Deutsch-

land so schön und traulich und ehrenhaft, wie irgendwo eine der gesegnetsten Gegenden zwischen Rhein und Elbe. All ihre Einrichtungen Rechtsbräuche und Sitten behielten ächt deutsches Gepräge, das in seinen Ecken und Kanten um so schärfer sich ausdrückte, da sich ringsum andere Volksarten verbreiteten. Ihr Gebiet war freier Königsboden, das heisst befreit und ausgenommen von ungarischer Komitatswirthschaft. Und weil diese Deutschen als vollfreie Männer mit blinkenden Waffen wohnten hinter ragenden Mauern und Burgen, während man im übrigen Siebenbürgen nichts sah als elende Hütten und niedrige Steinhäuser, so wurden sie auch als Adlige betrachtet und auf die ungarischen Reichstage berufen.

Auf diese erste Periode der Gründung, welche man von 1150 bis 1300 rechnen kann, folgte eine zweite Periode von 1300 bis 1500, eine herrliche Blüthezeit, gleichwie die Städte in Deutschland sich ihrer erfreuten. Die Haiden und Hügel brachten Honig und Wein, die Walachen in den Bergwäldern erjagten geschätztes Pelzwerk, und die Zünfte, die vortrefflich geordnet waren, schafften in emsigen Werkstätten Tuche und Feierkleider, und für magyarisches Volk Bogen und Pfeile, für Deutsche und Ritter aber Schwert und Harnisch. Das war gesuchte Waare weit und breit, und die Siebenbürger Kaufherren zogen nach Konstantinopel wie nach Ofen und Prag. Insbesondere im Zwischenhandel von der Levante bis nach Oesterreich und Polen fanden sie eine strömende Goldquelle. Mit ihren Reichthümern erwarben und kauften die Städte adlige Güter Forsten und Herrschaften, und erbauten hohe Kirchenhallen voll herrlichen Kunstwerks, stattliche Thorthürme rings um ihre Städte, und feste Burgen wie die Stolzenburg, Repserburg, Marienburg, Rosenau und Heldenburg.

Ein fröhliches und kräftiges Nationalbewusstsein belebte alle deutschen Gemeinden, und mehr und mehr schlossen sie sich an einander. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erkannten sie alle als eine Gesammtheit (Universität) den Hermannstädter Stuhl als ihren Oberhof an, und seinen Grafen

als Haupt der Sachsen. Und gleichwie ihr Gemeingeist nicht ruhte, als bis überall die rein deutschen Ortschaften die letzten Reste von jedes andern Herrn als des Königs Gerichtsbarkeit abgestreift hatten, so erwarb es ihre Gesammtheit, dass ihr Graf seit 1464 nicht mehr vom Könige bestellt, sondern frei gewählt wurde von dem freiesten Volke der Erde. Neben dieser sächsischen Nation gab es in Siebenbürgen nur noch die Nation der Magyaren und die der Szekler. Denn die Walachen, die nach der alten Weise ruthenischer Hirten umherschweiften, wurden nicht als politische Nation betrachtet. Den Bischof, der ihre Geistlichkeit unbillig zu zehnten dachte, wussten die Sachsen kräftig zurückzuweisen. Wollte aber ein Nichtdeutscher auf Sachsenboden Güter oder Herrschaft an sich bringen, so griffen sie lieber zu den Waffen, als dass sie es duldeten. Und so lebendig war das Gefühl für Ordnung und Freiheit, dass man ausser der Gemeindeversammlung, welche in wichtigen Sachen selbst entschied, noch auf Städten und Dörfern die Hundertmänner ernannte, damit sie neue Gesetze rechtzeitig vorbereiten sollten, die Beamten aber lehren, den bestehenden zu gehorchen.

Zu Anfang der zweiten Periode winkte ihnen das Glück, dass Ungarn einen deutschen König bekommen sollte. Die Freude und Herzlichkeit, mit welcher sie Otto von Bayern umringten, hatte etwas Rührendes. Allein der junge Fürst meinte, er müsse auch den ränkevollen Nichtdeutschen vertrauen, und daran ging er alsbald zu Grunde. Jetzt aber halfen und warben die Deutschen in Siebenbürgen und in der Zips, und in und um Ofen und Kaschau, dass rasch eine starke Königsgewalt wieder aufgerichtet und das Land nicht zur Beute werde den wüthenden Adelsparteien. Die Könige aus den Häusern Anjou und Hunyady, feindlich gegen Deutschland, waren in Ungarn die wärmsten Freunde der Deutschen. Von den beiden grössten Königen Ungarns sagte der Eine, Ludwig der Grosse, über die Sachsen: „Auf ihrer Kraft ruhe die Sicherheit des Grenzlandes wie auf festen Säulen, und ihre

unwandelbare Treue sei durch jede Erfahrung ruhmvoll bewährt.“ Der Andere aber, Mathias Corvinus, rühmte die Sachsen als „der ungarischen Krone einziges und vorzügliches Volk, die das Reich mit Dörfern und Städten geziert, und durch ihre Tapferkeit des Landes Kraft Stütze und Vormauer an der fernen Grenze seien“.

Wohl waren es fürchterliche Zeiten, die Einfälle der Mongolen Tataren Türken im Mittelalter, und was menschlicher Heldenmuth vermag, das haben die Siebenbürger Sachsen damals bewiesen. Man braucht nur auf einer Abbildung ihre Festungskirchen, an denen oben an der Mauer die Gallerie zur Sturmes-Abwehr umherläuft, oder ihre Bauernburgen zu sehen, — letztere Bergkuppen, die mit starken Mauerringen und Thürmen umzogen sind, — und man vergegenwärtigt sich sogleich, welch ein entschlossener Geist diese streitbaren Männer beseelte. Jeder Jungbursch hatte, ehe ihm das Heirathsvergnügen gewährt wurde, eine gute Anzahl Steinkugeln auf jene Burgen hinauf zu schleppen: innerhalb der Mauerringe aber stand neben der Kirche auch ein Schulthurm, die Kinder mussten ja doch auch lernen, wenn die Belagerung ein paar Monate währte. Die sächsischen Bauern sollten im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert diese Zufluchtshäuser oft genug nöthig haben.

Denn für die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen begann mit jener Kette von Thronstreiten Bürgerkriegen und Religionsverfolgungen, wie sie nach dem Unglück von Mohacz fast zwei Jahrhunderte hindurch Land und Volk zerrütteten, wirklich eine neue Periode, die Zeit von 1526 bis 1687, eine Periode voll Bürgermuth und Heldenglanz, aber auch voll unsäglicher Leiden und stets sich erneuender und verdoppelnder Verluste. Vorzüglich die Siebenbürger Sachsen „am äussersten Rande der Christenheit, fast schon im Rachen des Feindes“ standen in heldenhaftem Kampfe gegen die türkischen Barbaren, und gegen den Nationalhass der Magyaren, der ihnen noch Aergeres zufügte. Da musste wohl ihr Gewerbfleiss er-

lahmen, und zugleich versiegte die andere Quelle ihres Reichthums, der Handel. Denn ein grosser Theil des Welthandels hatte den Seeweg eingeschlagen, und was noch von Handelszügen die Donau hinauf strebte, das liessen die Türken und räuberischen Schaaren nicht mehr durch.

Die grösste Bedrängniss der Sachsen floss aus ihrer veränderten nationalen Stellung. Vordem als Deutsche geachtet und beneidet, wurden sie jetzt als Verräther gehasst. Denn der Magyarenadel wollte nur einen König „aus szythischem Stamm", sie aber hielten, ebenso wie die Deutschen in Eperies Leutschau Bartfeld und andern oberungarischen Städten, treu zum deutschen Kaiserhaus. War dieses doch auf den Thron Ungarns durch feierlichen Erbvertrag berufen, zu welchem König Wladislaus neben dem Woiwoden und Bischof von Siebenbürgen auch ihre, der Sachsen, Zustimmung eingeholt hatte. Jetzt erklärten die magyarischen Chronisten: „Zwischen dem Deutschen und dem Ungar bestehe natürliche Feindschaft seit uralter Zeit", und der Magyarenadel förderte ungescheut zu Tage, was er innerlich dachte. Entweder hiess es: „Die Sachsen seien bloss Gäste Fremdlinge und Landläufer, nur aus Gnaden geduldet, und auf sie müsse man die Landeslasten abladen." Oder man sagte sogar: „Wie der Türke, wenn er ein Land erobere, die besten Einwohner erschlage oder fortführe, und nur den Pöbel zu seiner Arbeit als leibeigene Unterthanen behalte: so hätten es der Ungarn Vorfahren einst mit der Sachsen Vätern gemacht, als sie deren Blüthen erschlagen oder fortgejagt: desshalb sei dieser Rest der Sachsen von Rechtswegen der Ungarn Eigenthum." Schon Zapolya drohte: „Wenn sie nicht abliessen von der deutschen Partei, wolle er seine Schaaren aussenden und Männer Weiber und Kinder erschlagen lassen." Damals aber getrauten sich die Sachsen noch, sie allein wollten ganz Siebenbürgen dem Kaiser erhalten, und es grenzt an's Wunderbare, was für Drang und Gefahr diese Felsenherzen darum bestanden. Jeder Fussbreit an ihren Thoren und Wällen ist mit Blut übergossen, und man sollte

denken, was die Siebenbürger Sachsen für das österreichische Kaiserhaus gethan und geduldet, das müsse mit brennenden Zügen jedem Erzherzog in's Herz geschrieben sein.

„Vor und hinter uns das Verderben — Gott sei uns endlich gnädig!" So steht zu lesen auf Hermannstädter Münzen. Und doch sollte noch ein zweites Jahrhundert kommen, welches das schwer erduldete weit überbot an Gräueln und Elend. Drei Jahre später, als jene Münze geschlagen wurde, konnten die Sachsen nicht mehr anders, sie unterwarfen sich dem Fürsten Bocskay, der nun das Jahr darauf im Wiener Frieden von 1606 als Fürst von Siebenbürgen anerkannt wurde und achthundert Quadratmeilen von Ungarn dazu erhielt. Er küsste dem Grossvezir in Ofen die Hand, und Siebenbürgen blieb unter des Türken Oberhoheit: dies, nicht der Besitz von Ofen, entschied für des Halbmonds Herrschaft bis zu Deutschlands Thoren hin.

„Wer aber Siebenbürgen haben will, der nehme die Schlüssel von Hermannstadt in seine Tasche!" sagte der junge Gabriel Bathori, als er 1608 in Klausenburg zum ersten Mal als Fürst tafelte. Er erschlich sich die Oeffnung von Hermannstadt, und als er mit seinem Heer darin war, wüthete er mit seinem Adel in vier Jahren gegen die Deutschen dergestalt, dass bei seiner Ermordung, welche in Wardein auf offener Strasse geschah, nur noch dreiundfünfzig Hauswirthe übrig. Kurz vorher hatte er den Befehl gegeben, auch diese Letzten zu tödten sammt ihren Kindern. „Die Sachsen hatten ja ihr Recht verwirkt," hiess es damals, gerade wie jetzt, weil sie vordem treu zum deutschen Kaiserhaus hielten. Damals aber erhob sich das ganze Sachsenvolk, gründete auf's Neue seine feste Gemeinschaft, und war zum Aeussersten entschlossen, um seine Hauptstadt nicht länger als Residenz in des Fürsten und des Magyarenadels Händen zu lassen. Zugleich legten die Männer Hand an, um ihr Gemeinwesen durch Zucht und Ordnung wieder zu kräftigen, damit es neuen Gefahren um so tüchtiger widerstehe. „Schönere Freiheiten," sagen sie in ihrem

Bürgerstolze, „als die Sachsen haben, können nicht sein, und wegen desselbigen sind die Sachsen rechte Edelleute, wenn sie der Edelschaft recht gebrauchen. Derowegen sollen diejenigen, so sich damit nicht begnügen lassen, sondern adelige Vorrechte haben wollen und adelige Güter kaufen und sich dem Adel insinuiren, zu keinem Ehrenamt zugelassen werden.“ Bethlen Gabor gab der gewaffneten Sachsen Andrängen nach und ihnen Hermannstadt heraus. Das tüchtige Volk lebte wieder auf und sammelte neue Kräfte. Damals fanden flüchtige deutsche Protestanten in Siebenbürgen Zuflucht, und wohl wäre es an der Zeit, ihnen das zu danken in ihrer jetzigen Bedrängniss.

Nach Bethlen Gabor, der wie kein Anderer Siebenbürgens natürliche Bedeutung zu entfalten wusste, kam die schicksalsvolle Zeit der Rakoczys und ihrer Mitthronbewerber. Wiederum begann das Städtestürmen, das Fechten und Geschrei auf der Strasse, das Morden in offener Feldschlacht, wiederum zeigte sich der unbezwingbare Eisentrotz der Sachsen in blutigen Treffen und Belagerungen. Leichtsinn und Treulosigkeit der magyarischen Adelsfürsten waren wiederholt Ursache, dass die türkischen Heere mit grässlicher Wuth und Verheerung in's Land einbrachen. Während Rakoczy „freien Raub“ austrommeln liess, hielten — so gräulich verwirrt waren alle Verhältnisse — die Hermannstädter eine halbjährige Belagerung aus mit Hülfe seines Gegners Bartschai und dessen türkischen Verbündeten. Und so sehr es die Bürger anwiderte, wenn die türkischen Spahis mit abgeschnittenen Köpfen am Sattel aus dem Felde kamen, wollte doch Jeder lieber zehn Türken im Hause haben, als Einen aus Bartschai's Gesellschaft. Siebenbürgen war auf dem besten Wege, zu einem türkischen Paschalik herabzusinken. In weiten Strichen war alles deutsche Volk erschlagen oder geflüchtet, und der Walach an seine Stelle getreten. Bereits mussten sächsische Männer ihrem Fürsten Heerfolge leisten, als er mit dem Grossvezir gegen Wien zog.

Erstaunen aber, oft auch Lachen, muss es erwecken, mit welch zäher und unzerreissbarer Kraft und Schlauheit in sol-

chen Zeiten die Sachsen ihre alten Privilegien, den Schutz ihres nationalen freien Bestandes, festhielten. Wider sie war der gesammte Szekler- und Magyarenadel verschworen. Erst sollten die sächsischen Städte und Ortschaften, welche auf Komitatsboden lagen, dem Komitat unterstellt, — dann sollten Nichtdeutschen Erbschaft und Erwerb von Grundstücken auf freiem sächsischen Boden erlaubt, — dann die Sachsen vor die fürstliche Gerichtsbarkeit gezogen, — endlich in ihren Städten fürstliches Besatzungsrecht errichtet werden. Rakoczy sagte ihnen: „Ihre Privilegien müssten daran, und wenn sie gross wären, wie seine Stube“. Sie aber erklärten: „Sie würden nicht weichen, und lieber wollten sie sich Gott befehlen und sterben alle mit einander“. Eine schöne Reihe Ortschaften ging damals den Sachsen verloren, das stolze Klausenburg, Broos, Thorenburg, Deesch, Sek, Kolosch, Offenburg, Gross- und Kleinschlatten und andere. Eine Gemeinde, die abfiel von der Gemeinschaft und dem lutherischen Glauben des Sachsenvolkes, oder die das Unglück hatte, unter einen magyarischen Grundherrn zu kommen, oder die auch nur Magyaren aufzunehmen anfing, war in der Regel verloren: sie wurde magyarisirt. Das ganze Sachsenvolk wäre, wenn die Vernichtungsmittel, welche fast zwei Jahrhunderte lang thätig waren, noch ein drittes fortgearbeitet hätten, zweifellos zu Grunde gegangen. Da aber erfolgte die siegreiche Türkenschlacht vor Wien am Kahlenberge 1683, der schreckliche Bann des Magyarenadels war gebrochen, vier Jahre später war der Siebenbürger freie Sachsenboden wieder kaiserlich. Sein Volk aber hatte in so fürchterlichen Nöthen und Drangsalen, wie sie jemals auf Erden ein Volk so lange Zeit hindurch bestürmten, seine deutsche Natur gerettet, und damit gerettet seine evangelische Glaubensfreiheit, seine bürgerliche Selbstregierung, seine edlere Bildung. Wahrlich, die Statuen seiner Helden, eines Georg Hecht, Markus Pempfflinger, Petrus Haller, Albrecht Huet, Michael Weiss und Anderer, verdienen eine Stelle in unsern Ehrentempeln.

Noch ein paar grimmige Anfälle hatten die Siebenbürger Sachsen im Kuruzenkrieg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu bestehen. Dann trat ihr Land aus dem historischen Vordergrund zurück, und empfing von dem Strome von Reformen, der von Wien aus lebhaft vordrang, am äussersten Ende der Monarchie noch eine langsame Wellung. Kaiser Joseph II. stiess auch die sächsischen Privilegien um: mit der ungarischen Verfassung wurde auch die sächsisch-siebenbürgische, als ihre nothwendige Ergänzung, wieder hergestellt, bestand jedoch nicht ohne Angriffe, da ihre Mängel offen zu Tage lagen. Eines aber blieb bei den Sachsen frisch und ungeschwächt: das war ihr lebendiger Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande. Ihre Prediger und Juristen studirten auf unsern Universitäten, deutsche Literatur und Sprache wurde lebhaft bei ihnen gepflegt, und treffliche Schulen und Gymnasien bildeten deutschen Geist und Charakter aus. Das kleine Land zählt nicht weniger als fünf Gymnasien, welche den deutschen ebenbürtig, eine vollständige Realschule, eine Ackerbauschule, und 1848 beschloss die sächsische Nation, auch eine Rechtsakademie in Hermannstadt zu errichten. Auf solche Weise erhielten sich diese Deutschen auf der Höhe der Bildung und des Wohlstandes, welche ihre Dörfer und Städte so vortheilhaft auszeichnen unter all den Völkerschaften, die sie umringen.

Diese Siebenbürger Deutschen fühlen sich als Angehörige des geist- und waffengewaltigsten Volks auf der Erde. Um aus dem siebenbürgisch-deutschen Wochenblatt, das ohne Frage zu den gediegensten Zeitschriften gehört und in keinem deutschen Lesezirkel fehlen sollte, nur eine Stelle herauszuheben, wo ist bei der Nachricht von Sedan etwas gesagt, was schöner und wahrer wäre, als Folgendes?

„Denn das ist das Grossartige, das weithin in die dunkle Nacht der Gegenwart mit neuer Hoffnung Aufleuchtende, das die wahrhafte tiefe Weihe der gewaltigen That, dass der geeinigte deutsche Volksgeist es ist, dass die in der Seele dieses Volks lebendigen und schaffenden sittlichen Mächte es

sind, die die finstern Dämonen gallischen Uebermuthes und napoleonischer Selbstvergötterung, die ihm mit frechem Hohn allen künftigen Anspruch auf Selbstachtung in den Staub treten wollten, mit blutiger Züchtigung niedergeworfen hat. Der freimachende Geist der grossen Ideen vom 31. Oktober 1517, der in den verschiedensten Formen trotz alledem und alledem die Seelen der Besten erfüllt, in welcher Weise sie immerhin Gott preisen mögen, der einigende Geist, der seit Lessing und Kant in den Schöpfungen der deutschen Unsterblichen die Herzen des Volkes zusammengeführt, der Geist der Rechtsachtung, der Wahrheitsliebe, der sittlichen Freiheit und Einheit hat in der entscheidenden Stunde der schwersten Gefahr für diese heiligen Güter die deutschen Stämme und Staaten zusammengeführt, dass sie, im Augenblick einig, freudigen Muthes unter ihre über alles Lob erhabenen Führer sich gestellt, und ehernen Schrittes die feindlichen Heere zermalmend mit ihrem Herzblut Europa von der Diktatur der Lüge gerettet haben.“

Das klingt doch noch wie Selbstbewusstsein und Kraft und Lebensfrische, die noch nicht gebrochen ist, so eifrig auch die Sage vom raschen Niedergang der Siebenbürger Deutschen von Magyaren verbreitet und von pflichtvergessenen Oesterreichern geglaubt wird. Noch steht und grünt die siebenhundertjährige Eiche, aber allerdings dringen die magyarischen Aexte auf sie ein, dass die Splitter umherfliegen. Bis in unsere Tage hatten die Sachsen ihre politischen Einrichtungen gerettet, die ihnen ein freies deutsches Volksleben verbürgten, jetzt sind sie ihm zerbrochen und entrissen. Seit fünfundzwanzig Jahren steht dieser Kernhaufen mitten in tödlichen Wettern und Gefahren, kämpft verlassen von der ganzen Welt, und lässt dennoch den Muth nicht sinken.

Erst bestanden sie den grimmigen Revolutionskrieg im eigenen Lande. Auch da hielten sie, wie immerdar, zum Kaiserhaus, und hoch die deutsche Fahne. Ihr bester Mann, der Pfarrer Stephan Roth, wurde von den Magyaren hingerichtet. Zum Danke zerbrach ihnen das Bach'sche Regiment, das nur

Regierte und keine sich selbst Regierende dulden konnte, ihre uralte freie Selbstverwaltung: für dies heilige Vatergut waren gute Strassen, verbesserter Handelsverkehr, gute Ordnung und Justiz kein genügender Ersatz. Eine kurze Zeit regierte nun das Schmerling-System, das bei längerer Dauer und grösserer Kraftentwickelung seines Meisters Wort „Wir können warten" wohl gerechtfertigt, die nöthigen Abänderungen aber von selbst mit sich gebracht hätte.

Die Sachsen erschienen auf dem Siebenbürger Landtag, der ohne Beschwerde in drei Sprachen — deutsch, magyarisch, walachisch — verhandelte, und beschickten den Reichstag in Wien, der die Reichs- und volkswirthschaftliche Einheit darstellen und weiter entwickeln sollte. Darob ergrimmten die Magyaren bis in's tiefste Herz hinein, und nun wurden ihnen bei dem „Ausgleich" die Sachsen auf Gnade und Ungnade überliefert. Ihre Todfeinde, die siebenbürgischen Magyaren, bei denen sich zum uralten politischen und nationalen Hass noch der Hass und Neid armer und halb verdorbener Adeligen gegen das wohlhabende Städter- und Bauernvolk gesellte, diese Leute brachten bei ihren Genossen auf dem Reichstag die Rede auf: die Sachsen hätten ihre Rechte verwirkt, weil sie gegen Ungarn und zum Kaiser gestanden. Die grosse Magyarenmehrheit des Reichstags kümmerte sich nicht einen Augenblick darum, dass den Sachsen die Rechtsbeständigkeit der bisher erlassenen Gesetze garantirt war, sondern beschloss, das deutsche Siebenbürgen einfach wie ein erobertes Land zu behandeln — der ungarische Minister solle freie Hand haben, wie er es dort mit Regierung Justiz und Verwaltung bestellen wolle. Darauf wurde Siebenbürgen Ungarn einverleibt. Weil dies aber Anstands halber von Siebenbürgen selbst bekräftigt werden sollte, so setzte man einen Landtag in Klausenburg zusammen, der theils aus Regalisten bestand, welche die Regierung selbst ernannt hatte, theils aus Magyaren, wie sie nach einem rasch oktroyirten Wahlgesetz nicht anders gewählt werden konnten, obgleich Magyaren kaum ein volles Viertel

der siebenbürgischen Bevölkerung ausmachen. Denn auf etwa 1100 Quadratmeilen besteht diese nach Ficker's Berechnung aus 235,000 Deutschen, 273,000 Magyaren, etwa 300,000 Szeklern, und 1,200,000 Walachen.

Den Pester Staatsmännern am Ruder war Siebenbürgen, das eigenthümlichste Land der Welt, eine unbekannte Gegend, die deutschen Einrichtungen erschienen ihnen ärgerlich verwickelt, missliebig waren die Sachsen ohnehin. Man fand es höchst sonderbar, dass sie ihr uraltes Eigenrecht, ja eine Art wohl gefestigten Daseins als Deutsche behaupten, ihre Beamten selbst wählen, dem Magyaren-Komitat nicht unterthan sein wollten. „Was Königsboden?" hiess es, „Ungarn seid Ihr, und nicht besser wie die Walachen auch." Die ungarischen Staatsmänner verstanden und begehrten nur das Einzige, das Sachsenland so glatt zu drücken, dass es in die neu aufgelegte Komitatswirthschaft hineinpasse.

Wenn der Hirsch am Verenden liegt, sammeln sich die Füchse. Es gab in Siebenbürgen alte Missbräuche, — wo gäbe es deren nicht? Auf sie warfen sich gewisse Leute aus der Sachsen eigenen Mitte. „Eine Anzahl catilinarischer Existenzen, Advokaten in zerrütteten Vermögensverhältnissen, Individuen, die aus früherer Zeit irgend eine wirkliche oder vermeintliche Kränkung zu rächen hatten, oder die nun eine glücklichere Bahn für ihren Ehrgeiz, der grösser war, als ihre Kenntnisse oder Redlichkeit, offen vermeinten, machten schnell und geräuschvoll Partei für den neuen Umschwung der Dinge, stellten sich in den Dienst der magyarisch-siebenbürgischen Adelspartei, und steckten mit dem Aufgebot liberaler Phrasen und Reformverheissungen die ungarischen Farben auf. Es war allerdings kaum ein Dutzend, aber sie rückten bald in hohe Staatsämter vor." So zeichnet eine scharfe Feder*) den Kern der jungsächsischen Partei, welche jetzt entstand und der sich

*) Ungarn und die Sachsen in Siebenbürgen. Im Maiheft der Preuss. Jahrbücher 1872.

auch Viele zuwandten, denen Ideale von Freiheit und Gerechtigkeit für Alle und die Hoffnung auf Ungarns leuchtende Grösse den Busen schwellten.

Aus dieser Vereinigung von Unkenntniss und Widerwillen in Pest, von Neid und Hass bei dem Siebenbürger Magyarenadel, von Selbstsucht und Hoffnung und Irrthum bei der jungsächsischen Partei ergoss sich in den letzten sechs Jahren ein Strom von Gift und Zerstörung, von Hohn und Lästerung über das unglückselige Sachsenland. Seine eigene Presse durfte kaum seufzen, man verstand sie zu knebeln, indem man gerade auf sie den Bach'schen Pressapparat anwendete. Ein Diktator, welchen der Minister von Pest als seinen Vertreter schickte, schaltete und waltete wie ein Pascha.

Gemäss bestehenden Rechts hatten die Sachsen ihren Grafen auf Lebensdauer gewählt, und auf Lebensdauer war er von der Krone bestätigt worden. Jetzt wurde er abgesetzt, und an seine Stelle kam ein früherer Advokat, von welchem Unglaubliches erzählt wurde. Das Jahrhunderte alte Recht, sich ihr Oberhaupt zu wählen, war mit einem Federstrich getilgt.

Im klaren Widerspruch mit dem Gesetz wurde die magyarische Sprache den Gerichten selbst erster Instanz, sowie den Gemeinden vorgeschrieben. Der Gerichtspräsident reiste umher und ordnete die magyarische Amtsführung an. Da in ganz Siebenbürgen die Magyaren und Szekler zusammen nur etwa 26 Prozent der Bevölkerung bilden, da sie in den deutschen Gebieten gar nicht oder höchst spärlich vorkommen, Keiner also dort ein magyarisches Protokoll schreiben oder lesen kann: so bedarf es keiner Ausführung, wie ausserordentlich hemmend und verwirrend dies auf die gesammte Justiz und Verwaltung einwirken muss.

Welch ein Schicksal den deutschen Lehranstalten vom Magyarisiren droht, zeigt das Staatsgymnasium in Hermannstadt, trotzdem es katholisch. „Nicht zur Freude der Bevölkerung war dieses gestiftet und reich ausgestattet, aber es

hatte sich tüchtig entwickelt, und einen recht blühenden Zustand erreicht. Da wurde es nach dem Ausgleich magyarisirt, die deutschen Lehrer abgeschafft, ächte Söhne Arpads angestellt. Die Unterrichtssprache ist ausschliesslich magyarisch. Das macht man nun so: es wird z. B. ein Kapitel aus dem Cornelius Nepos gelesen, und darauf eine magyarische Uebersetzung diktirt. Bis zur nächsten Stunde muss der Schüler diese Uebersetzung, mag er sie nun verstehen oder nicht, auswendig lernen. Diese Methode hat den grossen Vorzug, dass für den Lehrer eine Kenntniss der lateinischen Sprache gar nicht nothwendig ist. Sie erinnert, wie sehr Vieles in jenen Verhältnissen, an die in Schleswig einst herrschenden, jetzt glücklich überwundenen Zustände. Die nächste Folge war in Hermannstadt eine allgemeine Flucht von diesem Gymnasium. Selbst katholische deutsche Eltern nehmen ihre Kinder fort, und schicken sie in die deutsche evangelische Schule *)

Eine Anzahl walachischer Dörfer waren als adeliger Grundbesitz bis 1848 den Hermannstädtern und Kronstädtern hörig gewesen. Jetzt wurden diese früheren Hörigen, in Stärke von je 24,000 Mann, ihnen zugelegt, damit dies walachische Gesindel als Gleichberechtigte die deutschen Wahlen hindern, und über das Vermögen seiner ehemaligen Herren mitgebieten könne. Siebenbürgen droht in die Hände der Walachen zu fallen, den grössten Schaden haben zunächst die Magyaren davon: auf Kosten der Deutschen aber begünstigen und fördern sie selbst die walachische Bevölkerung. Da ein erklecklicher Theil der Walachen aus bestraften Holzdieben besteht, so erhoben die Deutschen die Forderung, wenigstens diese sollten nicht wählbar sein. „Warum denn nicht?“ lautete der Bescheid, „sie sind ja Miteigenthümer des Waldes.“ Eine schöne Theorie für Staatskassendiebe, welche zugleich die Ehre haben, Staatsbürger zu sein.

*) Die Siebenbürger Sachsen. Ein Vortrag von Prof. Dr. Wattenbach. Heidelberg 1870. S. 42—43.

Von Hermannstadt, der den Magyaren grundverhassten deutschen Beamtenstadt, wurde eine Behörde nach der andern wegverlegt, selbst das Obergericht, die dritte Instanz der Sachsen, wurde nach Pest verwiesen, und sie damit dem Elend ungarischer Rechtspflege überantwortet.

In der Bach'schen Zeit waren mit grossen Kosten und zum bedeutenden Vortheil der Umwohner auf sächsischem Gebiet gute Landstrassen angelegt: diese Strassen liess man absichtlich zu Grunde gehen. Die Eisenbahn aber wurde, um Hermannstadt lahm zu legen, lieber über Berg und Thal geleitet, als dass man sie den von Natur und Handelsverkehr vorgeschriebenen Weg, welcher durch den Rothenthurmpass führte, nehmen liess.

Durch wiederholtes Zustutzen der Wahlordnung, bis sie dem rohen Haufen das Uebergewicht gab, — durch eine dem Diktator eingeräumte Gewalt, die zu wählenden Beamten selbst zu bezeichnen, — durch ein Gemeindegesetz, welches für deutsch-siebenbürgische Verhältnisse gar nicht passt, — durch diese und ähnliche Mittel soll die Vertretung der Gemeinden und des Landes zur gefügigen Helfershelferin für die Magyarenpläne umgeschaffen werden.

Höchst bezeichnend aber ist folgendes Stückchen. Bei der Ablösung der Hörigkeitsabgaben auf den Herrschaften, welche vom König einst den Sachsen als adlige Schlossgüter geschenkt waren, bestimmten sie, dass davon 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte zur Unterhaltung ihres blühenden Schulwesens zu verwenden seien. Einer bekannten Einflüsterung folgend traten auf einmal die Walachen auf jenen Herrschaften mit der Klage auf, die königliche Verleihungsurkunde sei unrichtig ausgelegt, ihre ehemaligen Grundherren müssten ihnen herausgeben, was bei der Ablösung an Mühlen Wäldern und Regalien in ihren Händen verblieben sei, sogar den Werth der Abgaben und Dienste ersetzen, die sie seit 1453 sich von ihren Hörigen hätten leisten lassen. Natürlich wurden sie in den beiden ersten Instanzen abgewiesen. Als aber der lächerliche

Prozess vor die dritte Instanz kam, da griff man in Pest wieder zu Ausnahme-Massregeln gegen die Deutschen. Der Justizminister gebot, es solle die Sache liegen bleiben, nahm dem Obergericht die Akten ab, und von den magyarischen Advokaten in Klausenburg einen Gesetzentwurf entgegen, nach welchem das Domanialvermögen der Sachsen, welches sie seit so vielen hundert Jahren ruhig und auf rechtmässigen Titel besessen hatten, einfach sollte konfiszirt werden. Man führte dabei zweierlei im Schilde, erstens das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen, das ohne die 50,000 Gulden nicht bestehen kann, zu verderben, und zweitens würden sich wohl Mittel finden, die schönen Wälder und Mühlen gewissen hungrigen Nichtdeutschen in die Hände zu spielen.

Was möchte man wohl bei uns sagen, wenn eine alte herrliche Seestadt an der dänischen Küste, die von 200,000 Deutschen bewohnt wäre, jetzt zur Rache dafür, dass sie im letzten Kriege zu uns gehalten, von den Dänen belagert und mit Brand und Bomben heimgesucht würde? Gerade so geht es aber jetzt den Siebenbürger Deutschen. Das höhnische Niederpressen, das ungestraft sie heimsucht, ist ein Gradmesser, wie tief Oesterreich und der deutsche Name gesunken im Osten, gerade zur selben Zeit, als er im Westen hoch aufleuchtete. Ich aber vertraue auf die deutschen Eichenherzen dort auf sächsischem Königsboden. Mag der Feind ihnen Mauern und Wälle niederreissen, ihre Beamten vom Rathhaus, ihre Lehrer aus der Schule treiben, — todtschlagen kann er sie doch noch nicht, und das Heiligthum der Familie bleibt ihm auch noch verschlossen. Für das ganze deutsche Volk aber ist es ein Schimpf ohne Massen, was jene Dänen in Siebenbürgen sich erlauben dürfen, die zehnmal ärger und rechtloser wüthen, als die an der Ostsee gethan, bis ihnen heimgezahlt wurde mit deutscher Langmuth zwar, doch mit einiger Gründlichkeit.

XXVII.

Oesterreich und Ungarn.

Ungarns Zukunft. Gewohnheit der Magyaren. Gesetzgebung. Steigende Einsicht. Weltgeschichtliche Bewegung. Krisis. Heilkräfte. Einwirkung von Deutschland her. Einwanderung. Natürlicher Ausgleich. Verbindung zwischen Deutschen und Magyaren. Oesterreichs Geschicke. Träume und Gewissheit. Deutsche Grundlagen Oesterreichs. Umschwung. Seine Stellung und sein Beruf. Verbindung mit Deutschland. Ihre drei Forderungen. Oesterreichs Bewusstsein. Gesammtregierung. Oesterreich auf sich selbst gestellt. Höhere Rücksichten. Eine Nothwendigkeit für Deutschland. Gefahr für die Magyaren. Eines oder das Andere.

Von Ungarn kann ich nicht scheiden, ohne noch einen Ausblick in seine politische Zukunft zu thun. Ich meinerseits glaube an die Zukunft dieses reichen und schönen Landes. Wohl habe ich die schweren Missstände und Gefahren, in welchen dies Reich unterzusinken droht, aufgedeckt, hoffe aber, wenn nicht plötzliche widrige Ereignisse dazwischen treten, so wird die Zeit und ein leiser Anstoss von Westen her des Landes ärgsten Feind, das Magyarisirungssystem, welches Ungarns beste Kräfte ohne irgend entsprechenden Ersatz verzehrt, zu Falle bringen, und dann wird Alles sich entwickeln, wie es die treibende Fülle der Gegenwart mit sich bringt.

Zuerst verlasse ich mich auf den Charakter der Magyaren selbst. Ihre wilde Fluth wird nicht lange vorhalten. Die Tugend der Geduld und Ausdauer fehlt ihnen ja ganz besonders. Sie sind stark im Anlauf, stärker noch im stumpfen zähen Eigensinn und Widerstand, wenn einmal etwas in ihren Kopf nicht hineinwill. Die gedeihliche Thätigkeit aber pflegt bei ihnen bald zu erlöschen, weil sie heiss und hastig auftritt und die ruhige Harmonie moralischer Kräfte nicht kennt. Denn das innerste Wesen der Magyaren ist bloss Wille und Willenskraft, stets gerichtet auf das eigene Ich und den eigenen

Stamm: es ist daher natürlich, dass diese Kraft, wenn sie überspannt wird, wieder zusammensinken muss, und alsdann fehlt es an manchen andern Kräften.

Etwas Gutes und nach einiger Zeit Wesentliches werden die neuen Gesetze bewirken: die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Anstellung unabsetzbarer Richter, und später das Gemeindegesetz, die Reform des Wahl- und Steuergesetzes. Für den Anfang werden sie die eigenthümlichen Lähmungen, die im ungarischen Staatswesen liegen, noch nicht heben. Doch lässt sich z. B. durch stehende Wählerlisten wenigstens dem gröbsten Unfug der Wahlfälschung vorbeugen, es lässt sich die Zahl der Abgeordneten verringern, der Ausschlag bei der Wahl allmählig in die Hände der Gebildeteren bringen. Allein, wie will man es anfangen, eine genügende Menge von bedeutenden Männern in den Reichstag zu bringen, wenn der Stamm sie nicht liefern kann?

Ich hoffe aber, nachdem die ersten stürmischen Volkswogen wieder zu ebben anfangen, so werden allmählig die wahrhaft einsichtigen Männer mehr, als bisher, zur Geltung kommen. Für diese aber sind die Lehren der letzten sechs Jahre nicht ohne Frucht gewesen, und ächte Vaterlandsliebe wird ihnen helfen, die Leidenschaft für ihren Stamm zu besiegen.

Ueber Alles mächtig wirkt aber die Strömung der Weltgeschichte, die gesammte Bewegung von Handel Industrie und Kultur überhaupt, welche mit beschleunigter Stärke vom deutschen Westen her nach Ungarn vordringt, und wahrscheinlich dies Land noch mehr als jetzt zur Vorstadt von Deutschland machen wird.

Handel und Industrie werden wohl in den Händen der Deutschen und Juden verbleiben. Wo jene unterdrückt werden, vermehren sich diese um so rascher, und rücken auf ihre Weise in die weit offene Lücke des Bürgerstandes ein. Der gesammte Landbau liegt — mit Ausnahme der grossen Adelsgüter — noch in der Kindheit. Dem Grundbesitzer fehlt Baar-

geld zu Steuern und Fabrik-Anlagen, fehlt Baargeld zum Wegbau und zur Gutsbesserung, und was man in einem Lande roher Menschenkräfte am wenigsten vermuthen sollte, höchst empfindlich ist der Mangel an Arbeitern für den nöthigsten Feldbau. Ungarn ist über Nacht in die Krisis der Neuzeit hineingerathen. Das magyarische Volk kann diese Krisis nur überwinden, wenn es arbeiten, arbeiten lernt, arbeiten mit Verstand, Wissen, Ausdauer, — wenn nicht, so geht es bei all seiner innern Härte und Widerstandskraft einer allmähligen Zersetzung und Umwandlung entgegen, und das wird ebenso sicher geschehen, als seine alte nationale Wirthschaft, die auf Hut und Weide von Heerden beruhte, jetzt dem Landbau hat weichen müssen.

„Es gab noch kein Ungarn, es wird erst sein," sagte vor 48 Szechenyi. Gewiss „wird es sein" dort auf den grossen Ebenen, wenn gegen die klimatischen Einflüsse mehr Schutz geschaffen, und weite Strecken nicht mehr menschenleer, sondern mit tüchtigen Bauern werden besetzt sein. „Ungarn wird sein" im Gebirgsland, das wieder blühende, gewerbreiche Städte umhegen wird, unerschöpfliche Pflanzstätten für gebildete Beamte und geschickte Arbeiter. „Ungarn wird sein" an den grossen Kreuzungspunkten des Verkehrs in lebhaften Handelsstädten, die Geld und Kredit und Anregung über's ganze Land verbreiten. Dann wird die reiche Bodenkraft erst zur Entwicklung kommen, und Ungarn in Wahrheit das grosse Nährhaus für Europa werden. Das wird so gewiss kommen, als Land und Volk in den letzten fünfzig Jahren mit Riesenschritten aus seinen mittelalterlichen Zuständen heraustrat. Wann aber diese glücklichere Epoche beginnen wird? Früher oder später, je nachdem sich in stärkerem oder geringerem Masse seine alten Heilkräfte wieder beleben. Diese Heilkräfte aber waren und sind vorzugsweise deutscher Art. Hatten doch die Magyaren für die ersten Anfänge sittsamer Lebensart — Haus und Stall -- keine andern, als die deutschen Worte haz und istallo. Was Ungarn jemals an Kulturblüthe besass, das ver-

dankte es vorzugsweise den Deutschen, deren jahrhundertlange blutige Anstrengungen auch verhinderten, dass Ungarn nicht in türkisch-bulgarisches Elend versunken ist und sein Adel nicht Brüderschaft trinkt mit bosnischen Genossen.

Eine grosse Thatsache aber, mit welcher man vor sechs Jahren noch nicht rechnete, steht jetzt in bergmajestätischen Umrissen da. Schon als ihre ersten Schatten über die Donauebene fielen, fröstelte es die Urmagyaren. Seit dem September 1870 datirt sich eine leise Rückströmung in der magyarischen Hochfluth. Diese Rückströmung muss tiefer, umfangreicher, unwiderstehlicher werden, je machtvoller die Wiedergestaltung des deutschen Reichs auf alle Völkerschaften in und um Europa drückt, das heisst niederdrückt, was unberechtigt ist, — hebt und fördert, was gerecht und human ist. Als das deutsche Volk im Zeitalter der Hohenstaufen und der Reformation auf seiner Höhe war, wie unaufhaltsam ergossen sich da nach allen Richtungen seine politischen und kirchlichen Ideen, seine Handelszüge, und seine Ansiedler! Es war ja zu natürlich, dass das zahlreichste fleissigste geistig frischeste Volk, welches zugleich die Mitte des Welttheils einnahm, sich rings über seine Grenzen hinaus geltend machte. Nun, sieht das Wiedererstehen dieses Volks, das seinen gefährlichsten Feind plötzlich danieder warf, dass er zitternd das Beste, was er hatte, seinen hundertjährigen Raub, wieder hergab, — sieht das etwa darnach aus, als würde die deutsche Zukunft kleinlich gerathen?

Im Mittelalter hiess es allgemein, die Deutschen seien gar fröhliche und biedere Gesellen, nur über alle Massen stolz. Wenn ein wenig von diesem Stolz auch bei den Deutsch-Ungarn wieder erwacht, wenn sie von ihren Landsgenossen fordern: „Zeigt uns doch Eure Leistungen! Was könnt und schafft Ihr denn bei Euren grossen Reden?“ — dann ist's vorbei mit der Alleinherrschaft der Magyaren. Was sie stark macht, das ist ihre politische Rührigkeit und ihr lebendiger Zusammenhalt, — was sie Jedem, der sich ihnen anschliesst, mittheilen, das ist ihr wogendes Mannes- und Vaterlandsgefühl,

— das alles wird und soll trefflichen Werth behalten, aber sein eigenthümlicher Zauber ist dahin, sobald auch deutsches Selbstbewusstsein sich emporhebt und die Rechte ausnutzt, welche die Verfassung auch den Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen gewährt. Mögen die Herren Magyaren es doch versuchen, ihr Land mit Brettern zu vernageln und die feinen geistigen Wellen, die von Deutschland herüber ziehen, abzuschneiden, jenen prickelnden erregenden treibenden Aether, der heutzutage Weltgeschichte macht und die gereiften Staatsmänner zwingt, jetzt mit Feuereifer das zu thun, was sie in ihrer Jugend vermaledeiten.

Selbst ein kleiner Theil der niemals stockenden deutschen Auswanderung wird wieder die alte Richtung an der Donau hinunter einschlagen. Auch die geld- und fleiss- und kinderarme Ebene wird wieder in Menge neue Aerzte und Lehrer, Kaufleute und Industrielle, Bauern und Handwerker aufnehmen. Dann wird, was deutsch ist in Ungarn, wieder sein ächtes Gesicht vornehmen, und die Zahl der Magyaren, die ihre Statistik jetzt anzuschwellen weiss, wieder etwas Ebbe verspüren.

Ich denke mir also, es wird in Ungarn allmählig ein natürlicher Ausgleich sich einstellen. Mit dem Aufhören des Sprachzwangs tritt deutsche Sprache und Bildung von selbst in ihr natürliches Recht, mit ihr aber auch jede andere Nationalität. Erst dann wird sich unter all den Bewohnern Ungarns ein freudiger Wetteifer zur Hebung ihres gemeinsamen Staats und Vaterlandes entzünden. Jeder ungarische Staatsbürger, mögen seine Vorfahren von jenseits des Dnieper oder der Leitha stammen, muss sich als ächter Sohn Ungarns fühlen, einerlei ob er magyarisch, oder deutsch, oder slavisch, oder walachisch spricht.

Unzweifelhaft aber werden auch künftig, wie es von jeher gewesen, Deutsche und Magyaren mit einander die nächste Verbindung eingehen und sich gegenseitig aushelfen. Dann erst werden die moralischen und politischen Kräfte, die in den Magyaren stecken, ihre volle Verwerthung finden. Deutsche

Geistesfülle, deutscher Fleiss und Ordnungssinn, verschmolzen mit Willenskraft, Ehrgeiz, und politischem Talent der Magyaren, kann eine schöne Mischung geben. Im Uebrigen aber wird man den Magyaren gern Alles gönnen, woran ihr Herz hängt. Jeder kleine Emir auf dem Lande soll mit Kalpak und Dolman geschmückt und mit langer Pfeife dasitzen, wie die allerschönsten Sultans auf Scheheresadebildern. Ja, wie der Deutsche das geradsinnige Wesen der Magyaren und vor Allem ihre Fähigkeit, sich für eine Idee zu begeistern, hochschätzt, so wird ihnen auch der Deutsche mit der Liebe und Sorgsamkeit, deren eben nur seine Nation fähig ist, ihre Sprache und Geschichte pflegen, dass sie ihre Lust und Freude daran haben sollen.

Ungarns nächste Geschicke hängen aber nicht von ihm selbst, sondern von der Entscheidung ab, welche an der Wien fällt. Ganz Oesterreich liegt in schweren Zuckungen, wir sehen und fühlen sie wie unter einem dunklen Schleier, wo es sich heftig auf und ab bewegt. Wenn der dunkle Schleier zerreisst, wird dann eine grosse welthistorische Ehre der Deutschen vergangen und verblichen sein? Jene Ehre, welche darin bestand, dass in den weiten Donaulanden, Böhmen zugerechnet, neun Millionen Deutsche vorherrschend siebenundzwanzig andere Millionen zu einem Reiche verknüpften und zur Kultur emporführten?

Unter den Versuchen, welche man in Wien mit einem grossen alten Reiche gleichwie mit einem neuen Landgute anzustellen pflegt, waren die Ausgleiche an der Tagesordnung. Oesterreich sollte sich in eine Art Schweizer-Bund, eine Art Vereinigter Staaten von Nordamerika verwandeln, nur mit dem Unterschiede, dass die Spitze monarchisch bleibt, und dass die einzelnen Staaten ebensoviel verschiedene Sprachen, als ein grösseres oder geringeres Mass von Selbstständigkeit erhalten sollen. Welch eine Aufgabe! Ein wahres Ungeheuer von Schwierigkeiten. Sterbliche Staatsmänner mögen daran verzweifeln.

Der Gedanke des Föderalismus in Oesterreich ist gewiss schön und human, und stützt sich auf altes historisches Recht. Wie aber? Man föderirt sich gewöhnlich mit Solchen, die geistig und sittlich und bürgerlich einander die Wage halten, — lässt sich das nun machen mit Solchen, für welche die Freiheit nur eine Entfesselung der Elementargeister, eine beflügelte Rückkehr zur Rohheit und Unordnung ist? In gebildeten Ländern soll jedes Volk so viel Freiheit haben, als es selber werth ist, — alles Andere, weil gegen die Vernunft, führt zur Unnatur und ihren Folgen, und die erste und sicherste dieser Folgen ist — Ohnmacht.

Viele Magyaren wiegen sich im stolzen Traum: das Habsburger Kaiserhaus werde noch ein magyarisches werden und in Pest residiren. Aber sollte wirklich ein altes deutsches Kaiserhaus seine Zukunft auf fünf Millionen Magyaren stellen? Müsste es nicht im selben Jahr, in welchem es auf Ungarn sich beschränkt sähe, beginnen, seinen königlichen Schutz und Schirm auch den Nichtmagyaren des Landes zu gewähren? In Belgrad macht man sich ebenfalls Aussichten, dass dort der Mittelpunkt des grossen Donaureiches entstehe. Und es ziehen noch andere seltsame Träume die Donau auf und nieder. Man denkt sich: bei Oesterreichs Zerfallen trete erst ein grosses Völkerschlagen ein, dann aber bilde sich ein Bundesstaat von Freistaaten; denn all die Völkerschaften seien zu neuem Leben erwacht, und ihre grossen raschen Fortschritte in der Kultur gäben Zeugniss, dass sie nur noch als freie Völker sich regieren liessen. Glücklich, wer kindlich hoffen kann, die schwierigste aller Staatsformen passe für Völker, die bloss aus Rohheit bisher sich so schwer regierbar erwiesen. In all diesem wilden Gewoge erscheint zunächst nur eine Gewissheit. Wir blicken gerade aus auf dasjenige, was sich in Geschichte und Gegenwart bei all diesen Völkern kundgab, und daraus können wir nur den einen Schluss ziehen, dass Oesterreichs Zerfallen für sie das Zeichen wäre, sich hassesvoll aufeinander zu stürzen. Dabei würde wieder, wie in den bürgerlichen

Kriegen Ungarns, ein schöner Theil deutscher Kultur und Volksart seinen Untergang finden. Dieser wilde Völkerhader würde so lange sich unaufhörlich erneuern, bis die Macht, welche in Wien Platz griffe und auch über die tschechischen Träume wie mit dem Schwamme hinfahren würde, hier und dort um Hülfe angegangen, ein Einsehen hätte. Unter welcher Form das auch immer geschehe, es würde doch wieder eine Art deutscher Oberherrlichkeit sein, und der uralte Kreislauf der Dinge in diesen Ländern wieder einmal von Neuem beginnen.

Die Würfel können aber auch anders fallen. Ein grosses Reich kann, wie der einzelne Mensch, schwere Krankheit und Unruhqual erleben: dann aber kommt es, wenn die Zeiten nicht gar zu ungünstig sind, auf seine alten angeborenen Grundlagen zurück und gesundet wieder. Diese Grundlagen sind aber für Oesterreich deutscher Natur. Deutsche Heeres- und Beamtengliederung haben das Reich verknüpft und verkittet, durch deutsche Arbeit und Intelligenz, im Vereine mit den besten Männern der andern Völkerschaften, ist aller Orten im Kaiserreich edlere Humanität gefördert. Nun war Oesterreich in der Metternich'schen Zeit zurückgeblieben in der Entwicklung der Freiheit und Kultur, und daran trug allerdings Mitschuld das lähmende Rückhalten der Slovaken, Rumänen, und Kroaten. Dies Verschulden büsst das Reich schwer und lange. Die Zuströmung deutscher Kräfte war ein Vierteljahrhundert unterbunden gewesen: eines Tages, als man sie eben nöthig brauchte, waren nicht genug vorhanden, um all das bunte Völkergewimmel im festen Reichsgefüge zu halten. Oesterreichs guter Stern schien tiefer und tiefer zu sinken.

Doch das Schlimmste liegt jetzt wohl hinter uns. Seit 1870 und 1871 vollzog sich auch in Oesterreich, ganz in der Stille, ein Umschwung in den Gemüthern. Wohl ist nun der Glanz der deutschen Kaiserkrone dahin auf immer, wohl haben sich auch die Völker an der Donau gern in diesem Glanze gesonnt. Allein — Oesterreich hat noch in sich selbst Stärke

und Hülfsquellen genug, und die mächtigste von allen liegt in dem Wiedererstarken des deutschen Bewusstseins. Eben weil die Deutsch-Oesterreicher ein lebendiges Glied unseres Volkes sind und bleiben, — eben desshalb fliesst auch ihnen in Deutschlands Erhebung der Segen zu, und Oesterreich findet allmählig sein natürliches Gleichgewicht wieder.

Das deutsche Reich erstand ohne, ja gegen, und doch für Oesterreich. Schon das politische Genie des Kaisers Friedrich Rothbart hatte der wichtigen Grenzmark im Südosten eine grosse eigene Zukunft, und damit eine freie Stellung neben Deutschland angewiesen. Ihr Oberhaupt sollte Schutz und Anhalt am Reiche, sein Land beständige Stärkung finden von Deutschland her. Die Bevölkerung aber sollte die Augen dorthin kehren, wohin die Donau fliesst und in Kampf und Arbeit mit so viel rohen Völkern unbehelligt sein von des Reiches Pflichten. Dies Verhältniss war so naturgemäss, dass es selbst gefälschten Privilegien Ansehen verschaffte. Nach langer Periode der Zerrissenheit haben sich die deutschen Kräfte wieder zusammengefasst. Damit ist auch Oesterreich wieder in seine naturgemässe Stellung eingetreten, und die politische Formel dafür zu finden, ist nur noch Sache der Zeit. In dieser seiner naturgemässen Stellung ist Oesterreich jetzt unvergleichbar stärker, als es im Mittelalter war, aber auch um so viel grösser und herrlicher sein Beruf. Nicht an der Donau aufwärts, sondern abwärts liegt er. Gebe der Himmel, dass man diesen Beruf in der Wiener Hofburg hochherzig erfasse und entfalte! Die ganze Berechnung deutscher Kräfte ist jetzt in der Weltpolitik eine andere geworden, und in Oesterreich, das einen so edlen Theil enthält, sollten sie immerdar darniederliegen?

Nach zwei Richtungen schaut sein alter Reichsadler. Der eine Kopf blickt noch immer nach Westen: das kann aber jetzt nur bekunden, dass Oesterreichs Verbindung mit Deutschland noch nicht zerrissen ist. Möge sie nur mit jedem Jahrzehnt wieder lebhafter werden, jedoch nur soweit, als sie auf

Deutschland nicht lähmend zurückwirkt. Dazu gehört Dreierlei. Erstens: in allen geistigen Gütern herrsche zwischen uns und den Deutsch-Oesterreichern ächte und wahre Gemeinschaft, wie sie eines Kulturvolkes Glieder beleben muss. Diese geistige und sittliche Gemeinschaft wird gefördert durch Presse und Literatur, durch freien Verkehr der Studenten und Universitäten, durch gelehrte, landwirthschaftliche, und andere Wandervereine, durch gemeinsame Feste, durch frische Zuwanderung hierhin und dorthin, für Oesterreich insbesondere auch durch beständige Zuführung deutscher Kräfte auf alle höheren Gebiete des Staatslebens. Zweitens: in volkswirthschaftlichen Dingen, im Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, in Münze und Gewicht, in Zöllen und Handelsverkehr herrsche Gemeinsamkeit so vollständig als nur irgend möglich. Das Dritte aber ist die Hauptsache: das ist die gegenseitige feste und öffentliche Gewährleistung des vollen Landesgebiets beider Reiche. Möge im Uebrigen jeder Theil seine Freiheit nicht um ein Haar vermindert behalten, Freiheit zu politischen Gestaltungen, Freiheit zu Gesetzen und Versuchen aller Art, Freiheit auch zu Krieg und Bündnissen. Nur das Eine soll ganz Europa wissen, dass dasjenige Gebiet, welches die deutsche Nation als ihr altes Kulturgebiet besitzt, unter allen Umständen unverletzbar sei.

Im selben Grade aber, als diese nationale Regelung des Verhältnisses zu Deutschland sich vollzieht, wird in Oesterreich ein inneres Erstarken all seiner deutschen Volksbestandtheile vor sich gehen. Schon jetzt strömt Erfrischung und Kräftigung herüber, und dringt unsichtbar in alle Poren ein. Der zusammenhaltende Gedanke stärkt sich in Oesterreich wieder. Es ist gut, dass die Deutsch-Oesterreicher sich vor dem slavischen und magyarischen Andrang ihrer Haut wehren müssen, das weckt und stählt den Geist und fegt die alte schläfrige Luft hinweg. Allmählig werden Minister und Generäle, Professoren und Publizisten, Männer des Grosshandels und der Industrie, wieder deutsche Schaffenslust in den Armen spüren. Statt jener unheilvollen Partei, die noch immer ins-

geheim zum Kampfe gegen Preussen schürt, trotzdem dass nun Deutschland an Preussens Stelle getreten, wird in allen Ländern des Kaiserstaats wieder eine deutsche Partei allgegenwärtig sein, welche nach und nach die Zügel wieder ergreift, den Verwüstungen der Kultur steuert, und die Erziehung der Völkerschaften, soweit sie noch nöthig, wieder übernimmt. Auf Liebe bei diesen, ja nur auf freiwilliges Eingehen auf das gemeinsame Interesse ist noch lange zu verzichten; aber von all diesen Völkerschaften hat keine, auch die magyarische nicht, das Zeug in sich, einer vernünftigen Energie zu widerstehen.

Die Bach'sche Verwaltung hatte gewiss viel Gehässiges, zu ihrem Unglücke musste sie auch schlechter Werkzeuge sich bedienen, — dennoch hört man in Ungarn das vertrauliche Geständniss gar nicht selten: Hätte sie doch nur noch gründlicher aufgeräumt! Schmerling's Ideen aber sind nicht zur vollen Kraft und Blüthe gelangt. In irgend einer Form wird man auf sie zurückkommen. Denn Oesterreich braucht Freiheit wie Einheit, das Eine wie das Andere.

Eine deutsche Gesammtregierung des Kaiserreichs hat eine dornige Durchgangszeit vor sich, aber auch allein ein klares heilvolles erreichbares Ziel vor sich. Die Armee hat ihr deutsches Kommando bewahrt: gehen die Dinge so fort wie jetzt, so muss nothwendig die Zerklüftung des Reichs auch die Armee zerspalten und lahm legen. Das ist wohl ein deutlicher Fingerzeig, dass auch das oberste bürgerliche Kommando in ganz Oesterreich-Ungarn wieder deutsch werden muss, soll anders das Reich gesunden. Eine Gesammtvertretung in Wien, die nicht braucht übermässig zahlreich zu sein, deutsche Sprache gestattet auf allen Reichs- und Landtagen neben den Muttersprachen, eine Gliederung von Oberbeamten, welche wie ein Geniete von glänzendem Stahl die Völkerschaften umschlingt, allgemeine Einführung der österreichischen Gesetzbücher, höhere Bildungsanstalten auf deutschem Fuss in grösseren Städten, — daneben herzliche Fürsorge für alles Nationale

der sechs Völkerschaften in Sprache und Sitte, in Literatur und Kirche, in Amt und Gemeinde einerseits, — ergiebigste Pflege andererseits der materiellen Interessen, mit all den reichen Mitteln der Neuzeit, dass man Segen in jeder Hütte spüre, — das sind und bleiben die Mittel, ein neues wohnliches und starkes Oesterreich zu bauen.

So lange es noch im deutschen Bundesstaate steckte, so lange lag die Vorstellung nahe, dass seine nichtdeutschen Länder bloss durch den gemeinsamen Herrscher verbunden seien. Jetzt aber ist Oesterreich auf sich allein und auf sich selbst gestellt, und damit auch die Nothwendigkeit um so gebieterischer, es zu einem einheitlichen Reiche, das in politischer Beziehung möglichst gleichartig, umzubilden. Das allein entspricht dem österreichischen Staatsgedanken seit Maria Theresia, und seither ist kein thatsächlicher Beweis geliefert, dass nur das Gegentheil richtig sei, am wenigsten in den letzten sechs Jahren.

„Aber“ — so hören wir einwenden — „der österreichische Staatsgedanke gipfelt im System Bach-Schmerling: aber wer die Rückkehr dorthin will, und sei es in noch so gemässigter Weise, der will in Oesterreich die Herrschaft von neun Millionen Deutscher über siebenundzwanzig Millionen Nichtdeutscher. Ist das auch billig und recht? Ist es nur verträglich mit den unabweisbaren Forderungen des heutigen Staatslebens? Es sind ja nicht mehr die absoluten Regierungen, welche die Geschicke der Völker leiten, sondern seit diese konstitutionell geworden, kann es nur Gleichberechtigung der Nationalitäten geben oder Herrschaft der einen über die andern.“ Gewiss, alles das ist wahr, und Jeder fühlt diesen schmerzlichen Widerspruch von Recht und Bedürfniss, und gerade daran krankt Oesterreich bis in's Herz hinein. Und dennoch — es gibt keinen andern Weg, und gerechtfertigt ist er durch höhere Rücksichten.

Obenan steht das eigene Interesse der Völkerschaften. Die deutsche Oberherrschaft ist für sie selbst reine Wohlthat, ist ihre Erziehung zur edleren Menschlichkeit, zur Freiheit

wie zur Bildung. Sie alle wollen im Grunde vom österreichischen Gesammtstaat nichts wissen, und möchten lieber heute als morgen auseinander fahren: nur die deutschen Kräfte, — im Verein mit einem kleinen Bruchtheil anderer verständiger Leute, — halten den Gesammtstaat aufrecht. Ohne ihn verwandelt sich die Unabhängigkeit der Völkerschaften auf der Stelle in Tyrannei und Kulturverwüstung.

Berechtigung liegt auch im welthistorischen Gang der Völkergeschicke. Die neun Millionen Deutsch-Oesterreicher stehen ja nicht für sich allein auf der Welt, sondern sie sind ein Theil eines grossen Kulturvolkes, das mit ihnen und durch sie Einfluss übt. Dieses Volk will aber nicht etwa neue Gebiete erobern, sondern nur sein uraltes Kulturgebiet die Donau hinunter behaupten.

Endlich darf doch auch die unausweisliche Nothwendigkeit, in welcher wir uns selbst befinden, ihr Wort reden. Wir können eben nicht an zwei Millionen Deutsche, die zwischen Slaven Magyaren und Rumänen stecken, diesen Rassen zum Einstampfen vorwerfen: das wäre Versündigung an uns selbst, Frevel gegen Natur und sittliches Gefühl. Wir können nicht von einem Posten desertiren, welchen uns die Weltgeschichte seit Jahrhunderten angewiesen hat: solche Feigheit würde sich schwer an uns selbst rächen. Wir können nicht eine Barbarei dicht an unsern Grenzen dulden, deren Rückwirkung peinlich Europas Bildung und Verkehr, und zunächst uns selbst treffen müsste. Am wenigsten aber können wir ruhig zusehen, wie all diese Slaven Magyaren und Rumänen der russischen Herrschaft zutreiben, sobald Oesterreich sie aus den Zügeln lässt.

Auch unter den Magyaren ist kein ruhig denkender Mann, der es sich nicht an den fünf Fingern abzählt, dass sein Völklein bald von den slavischen Wogen verschlungen ist, sobald ihm Deutschland keinen Anhalt mehr gibt. Die Magyaren meinen nur, wir sollten ihnen die paar Millionen Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen überlassen, damit sie dieselben gemüthlich aufzehren und selbst um zwei Millionen stärker

würden. Begingen wir nun wirklich diese Schlechtigkeit, wäre ihnen dann geholfen? Müsste nicht das Ausgleichs-Prinzip, so lange es lebt und nicht todt ist, fortwirken und zum Ausgleich, zur Personal-Union, zur Losreissung der Kroaten, Serben, Rumänen, Slovaken führen? Diese Völker stellen stets neue nationale Forderungen auf, und kaum befriedigt, kommen sie sofort mit anderen daher. Und das alles müsste sich um so rascher erfüllen, je vollständiger Ungarn vom deutschen Oesterreich losgelöset würde. Ein gemässigtes serbisch-ungarisches Blatt sagt: „Aus den langjährigen Kämpfen haben wir Serben die Erfahrung geschöpft, dass mit den Magyaren jeder Vergleich unmöglich sei. Wir müssen also unsere Blicke nach einer anderen Seite wenden und — sei es durch die Presse, sei es durch die That — zu solchen Faktoren, welche den Magyaren die Alternative stellen werden, zwischen der Befriedigung der Nationalitäten oder dem eigenen Untergang zu wählen.“ Das ist die Sprache eines gemässigten Blattes. In Kroatien geht leicht wieder Alles aus dem Leim, selbst die Partei des ungarischen Ministeriums warf ihm entrüstet den Handschuh in's Gesicht. Reine Thorheit ist es, nur zu hoffen, dass man so grimmigen allgemeinen Völkerhass ohne den deutschen Arm niederhalten, ohne deutsche Wohlthaten jemals besiegen könne.

Zerfall Oesterreichs durch das Fortwuchern des Ausgleichsprinzips und damit Verderben des Magyarenvölkleins, — oder Erstarkung Oesterreichs durch das deutsche Prinzip und damit Aufschwung des deutschen Wesens in Ungarn, aber auch liebevolle Pflege magyarischer Sprache und Sitte, — Eines oder das Andere muss kommen. Am wahrscheinlichsten ist immer dasjenige, was seit Jahrhunderten in der Natur der Völker und im Gange der Weltgeschichte liegt. Hier heisst das: die Magyaren werden von selbst wieder matt werden, und die Deutschen werden von selbst wieder stark werden. Die stille unwiderstehliche Gewalt der Dinge nöthigt die Magyaren, von ihren Grossmachts- und Verschlingungsplänen abzustehen. Bloss

ihr Feuereifer blendet sie, dass sie die einfache Sachlage verkennen. Der Ausgleich von 1867 ist ja eigentlich nur mit ihnen und ihren erklärten Anhängern fertig gemacht. Die kaiserliche Regierung braucht nur zu winken mit allgemeiner Abstimmung über die Ausgleichs-Revision, und all die Seile, welche die Völkerschaften an die Magyarengewalt fesseln, fliegen wie Spinnweben in der Luft umher.

XXVIII.

Ueber den Krivan nach Galizien.

Von Schmeks nach Belansko. Eigenthümlichkeiten der Tatra. Der Viszoky. Abend und Nacht. Ein Wirthshausabend. Slovakenburschen. Herrliche Bergfahrt. Gestalt des Krivan. Seltsame Wasserscheide. Laubwaldung und Jagd. Wolkenbrüche. Gipfelsteile. Aus- und Ansichten. Rückweg. Liptauer Alpen. Nächtliche Waldfahrt. Zakamenisto. Slovakenverstand. Urwaldsthal. Tychipass. Koszielisker Thal. Gorallen. Judenwirthshaus. Neue Kriegsbilder. Zakopana. Polnische Welt. Karpathenanblick. Neumark. Polnische Frauen. Sprachnoth. Judenküchen. Karpathenpracht.

Ich versuchte nun noch den letzten Tag in Schmeks das Jagdglück, aber es wollte nicht günstiger werden, und in der Nacht fiel oben in den Bergen noch mehr Schnee. Der Baddirektor erklärte: für dies Jahr sei es mit dem Besteigen der Lomnitzer Spitze vorbei. Da liess ich mir eine Kalesche kommen, und fuhr die sechs Stunden unten ums Gebirge herum nach Westen, um zu sehen, ob es dort, wie häufig der Fall, noch sonniger und zugänglicher sei.

Während ich nun durch die slovakischen Dörfer am Fusse des Gebirges hinfuhr, hatte ich wiederum Gelegenheit, die sonderbare Gestaltung der Tatra von verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Ueberall ist's ein Prachtanblick, doch

immer von düsterer und ungeheurer Gewalt. Dreierlei Eigenthümliches muss Jedermann auffallen.

Das Erste: die Tatra erscheint nur als eine einzige kolossale Masse, wie eine riesige Felseninsel, eine hochaufgethürmte Bergfestung, noch über all dem andern Gebirg.

Das Zweite: in unsern deutschen Alpen befindet man sich, wenn die Gipfel dicht vor Einem stehen, schon einige tausend Fuss hoch, wesshalb sie nicht mehr so fern erscheinen. Am Südfusse der Karpathen aber ist die Seehöhe nur etwa anderthalbtausend, und gerade über sich hat man eine senkrechte Steile von sechstausend Fuss. Die fürchterliche Masse bricht aus dem Boden gleich himmelanstürmend empor, ohne Vorberge und Zeremonien.

Drittens aber wird Einem mehr und mehr das Menschenfeindliche unbehaglich, das überall aus den finstern Schluchten hervorblickt. Man denke sich über der Schneegrenze ein Alpenhaupt, und blicke dorthin, wo es ganz oben in graue Fels- und Schuttmassen auseinander bricht, wo stellenweise Schnee hängt — nun denke man sich, dass diese gebrochenen Stein- und Geröllmassen zwischen den Felswänden und Bergecken von da oben gerade heruntergehen bis vor die Füsse, und denke sich dabei, dass ein paar solche weit aufgerissene graubleiche Alpenschluchten sich nebeneinander stellen, zusammenhängend oben nur durch die fortlaufende, halb schneebedeckte Kammhöhe und ganz unten durch den Streifen dunkelgrünen Waldteppichs: so kann man sich ungefähr vorstellen, welchen Anblick die hohe Tatra auf der Südseite gewährt.

Weil das Gebirge gleichsam aus der Zips heraus einen Bogen macht, so grüsste mich der Krivan mit seinem gekrümmten Haupte erst, als ich hinter Völk auf den untersten Punkt des Kreisabschnittes gelangte. Allmählig entdeckte ich auch, als wir vor die Oeffnung der Mengsdorfer Schlucht kamen, den Viszoky, der in einsamer Majestät seinen schlanken Hals in die höchsten Lüfte hebt. Dieser Berg wird auch die Tatraspitze und nach ihm der ganze Gebirgsstock die Tatra

genannt. Er erscheint stets wie ein scharf zugehauener spitzer Block, — noch kein Mensch ist auf seinem Gipfel gewesen.

Der Abend wurde ungemein schön. Der Himmel strahlte hinter den Bergen in wundervoller Klarheit, eine unsägliche Glorie schien die düstern Kämme und Spitzen zu umweben. Unversehens wallte es darüber hin wie goldiger Schimmer, und leise umzog ein zarter Rosenschleier die gewaltigen Schultern des Gebirges. Es sah auf einmal lockender und freundlicher aus. Nur zu früh entschwebte der liebliche Glanz. Das ganze Himmelsrund aber blieb noch lange voll wonniger Lichtfülle, in welcher sich die schwarzen Massen, wie ich darunter vorüberflog, gleichsam hin und her warfen und empor zackten. Nur die Schneefelder leuchteten noch bleich und kalt hernieder. Der Krivan aber behielt seine dunkeln Umrisse, was mir ganz angenehm war, denn es verkündigte für morgen wenig Schnee auf seinen Gipfeln. Ich fuhr bis in die tiefe Nacht, und die hohen Sternbilder wurden immer funkelnder. Mir that die tiefe Einsamkeit wohl in innerster Seele. Nach so vielen Tagen ruhelosen Gesprächs sank ich leise hinein, wie in ein Bad voll köstlicher Frische, in diesen weiten Schooss von Dunkel und Nachtstille, diese stillwogende Tiefe unendlicher Gedanken.

Endlich hielten wir vor Belansko, einem vielgerühmten Wirthshause, denn auf viele Meilen weit gibt es kein besseres. An jenem Abend schien es ein kleines schmutziges Meer von Abscheulichkeiten. Es war Sonnabend, und die Eisenbahnarbeiter vertranken ihren Lohn. In der heissen dumpfigen Stube standen die Slovaken dichtgedrängt und soffen, und eingekeilt am Tische sassen die Deutschen und sangen und brüllten. Jeder Slovak hatte seinen fetteingeschmierten breitkrämpigen Hut auf und seinen weisslichen Schmutzmantel um, und zusammen sahen sie aus wie eine schreckliche Hammelheerde mit braunrothen Zottelköpfen. Von den Deutschen aber hatte ein Jeglicher seinen Saurausch. Hinter dem Ofen endlich regte sich ein Gewirr von schwärzlichen Kinderköpfen. Der Vater, ein abgehungerter Israelit aus Galizien, war mit ihnen

auf der Wanderung in's neue Judenparadies. Als ich darauf hindeutete, wie beschwerlich die Reise mit so vielen Kindern, sprang wieder einer der verruchten Judenwitze hervor, wie sie nirgends üppiger wuchern, als in ungarischer Fülle und Liederlichkeit.

Ich fand endlich ein Nebenzimmer, in welchem ein Unternehmer und ein Techniker bei der Eisenbahn, die vor dem Hause gebaut wurde, mir freundlich Platz boten. Zu essen gab es nichts, als klebrig Brod und Schafkäse, beides ein Gemenge von kleinen übelriechenden Brocken. Für solche Fälle hatte ich eine Frankfurter Erbswurst mitgenommen, was mir wohl bekam. Zum Unglück aber war der jüdische Hausherr, an welchen ich mich hatte empfehlen lassen, sammt Frau und Kindern weit fortgefahren, um in einem Tempel die Festtage zu feiern. Ein junges Mädchen, seine Nichte, konnte die grosse Wirthschaft nicht bewältigen. Da fehlten mir Führer und Pferd zum Krivan. Zuletzt wurde ein junger Mensch aufgetrieben, welcher erklärte, er sei schon oben gewesen. Von dem Weg aber über den Tychipass in's Koszielisker Thal wollte Niemand etwas wissen. Nicht ganz ohne Sorgen wachte ich andern Morgens auf.

Hatte es nun etwas Aerger oder Verwunderung über meine Erbswurst gethan, das junge Mädchen brachte nicht allein trinkbaren Kaffee in reinem Geschirr, sondern war auch frühzeitig aufgestanden und hatte mir ungeheissen ein Hähnlein für die Reise gebacken. Mein junger Führer aber liess auf sich warten, und spielte, als er endlich erschien, ein recht slovakisches Stücklein auf. Er hatte für den Tag drei Gulden gefordert, und ich ihm, als er nach seinem Wohnort Vacek ging, gesagt: wenn er dort ein gutes Pferd finde, könne er es mitbringen. Jetzt führte er zwei Pferde und einen Freund vor, indem er erklärte: aus alter Gewöhnung gehe das eine Pferd nicht ohne das andere, und beide gingen nicht ohne seinen Begleiter, ich müsse also alle vier mitnehmen und dafür zwölf Gulden zahlen. Nun wurde gehandelt und gedolmetscht,

bis ich auf neun Gulden herabkam. Dann verlangten sie die Hälfte zum voraus: zugestanden, — dann ein Trinkgeld: zugestanden, — dann erklärten sie: es sei nun schon sieben Uhr vorüber und ganz unmöglich, am selben Tage zurückzukehren, wir müssten in einer Waldhütte bleiben und ich für zwei Tage bezahlen, und als ich ärgerlich auch dies zugestand, da — setzten sie sich hin und forderten zu trinken; denn jetzt, hiess es, möchten sie überhaupt nicht die Fahrt auf den Krivan machen, es sei zu viel Gefährlichkeit dabei. Ich sollte ihnen natürlich durch noch mehr Geld Muth machen. Jetzt hatte ich's aber satt, und ging auf gut Glück zu dem Forstwart, der nebenan wohnte. Jäger verstehen bald einander, wenn auch durch Dolmetscher. Die Büchsen kamen von der Wand, und bald schritten wir Beide aus zum Krivan. Da kamen die Slovakenburschen angerannt und erklärten ganz bestürzt: das sei ja rein unmöglich, dass ich mit dem Forstwart gehe. Und als es ihnen endlich doch einleuchtete, machten sie ein Halloh und Geschrei, und forderten ihren Lohn Während ich nun immer lächelnd und lautlos weiter ging, war es lustig, wie sie von achtzehn Gulden auf zehn und auf drei herabgingen, und zuletzt flehentlich nur um ein kleines Trinkgeld baten. Das erhielten sie denn, und zogen ganz fröhlich zum Wirthshaus, weil ihnen jetzt sofort die vollen Gläser winkten.

Der Krivan erhob sich dicht vor unsern Blicken, bis auf seinen Gipfel waren es aber noch sieben bis acht Stunden Weges. Diese Fahrt gehört zu meinen schönsten Erinnerungen; denn ich wanderte durch grossartige Landschaft, über welche der Reiz des Unbekannten wehte. Die Luft war hell und sonnig und voll Wald- und Bergfrische, auf Wild wenigstens Hoffnung. Nur wer sie innig versteht, die ewigen Harmonien der Wildniss, wie sie in langgezogenen Takten leise rauschen und hallen, dort im unabsehlichen Gewoge des Ozeans, oder auf wilden Prairien, oder hier auf einsamen Gebirgshöhen, der versteht auch das Glück eines solchen Morgens.

Der Krivan ist ein Prachtberg, so schön und eigenthüm-

lich gestaltet, wie die Jungfrau, oder der Wendelstein, oder bei Palermo der Pelegrino. In ganzer Gestalt hebt er sich hoch aus den Wäldern und schaut mit vorgebeugtem Felsenhaupt über die andern Berge in die Länder hinein. Davon heisst er der Krivan, der Gekrümmte oder Krümmling. Zu seinen Füssen aber schüttet er blinkende Gewässer aus und schickt sie nach allen vier Weltgegenden.

Nach der Krivanspitze ist das erste, was vor Belansko das Auge fesselt, das graue wüste Trümmerthal der Popper, in dessen Hintergrunde die schlanke stolze Pyramide des Viszoky gerade aufsteigt in das blaue Luftmeer — ein Anblick voll Wildheit und Majestät. Zu Füssen des Gebirgs aber überblickt man eine der seltsamsten Wasserscheiden auf dem Erdrunde. Es ist ein Streifen Hochebene, nur eine gute Stunde breit, die mitten durch's Thal geht, welches sich hell schimmernd ausdehnt zwischen der ernsten Masse des Tatra- und den grünen Wäldern des Fatra-Gebirges. Diesseit jenes Landrückens fliesst die Waag zur Donau und zum Schwarzen Meer: drüben, nur eine halbe Stunde weiter, schlingt sich der Popper um den Fuss der hohen Tatra, um — höchst eigenthümlich — auf einmal den Gebirgsstock selbst zu durchbrechen und nach Norden zu fliessen, und sein Schneewasser in der Weichsel bis zur Ostsee zu schicken.

Ganz unmöglich scheint es, dem Krivan auf den Scheitel zu steigen, so senkrecht ist der Abfall ein paar tausend Fuss tief. Allein man schlingt sich ganz gemach um seine Schultern und kommt ihm von hinten auf den Nacken. Erst geht es stundenlang durch herrliche Laubwälder. Uralten Tannen netzen schäumende Bäche die Wurzeln. Die üppige Fülle des mannigfaltigsten Laubes, die hochsprossenden Kräuter der Waldwiesen, die Menge von Insekten und Gevögel, welche um die Aeste flogen — das war ein angenehmer Abstich gegen das eintönige dunkle Grün der Nadelforsten drüben bei Schmeks. Mein Begleiter, der Forstwart, war in seiner Art ein gebildeter Mann. Wir schrieben uns gegenseitig, er deutsche, ich sla-

vische Wörter auf, und lernten einander etwas verständigen. Zu seinem Forstbezirke gehörte der ganze Krivan, er schoss aber des Jahres nicht mehr als drei bis fünf Gemsen, vier Edelmarder, und vielleicht jedes zweite Jahr einen Bären. Wölfe kommen nicht vor. Wir rasteten unter einem dichtschattigen Baum am Rand einer Waldwiese. Da hatte er vor ein paar Jahren gesessen, als plötzlich gegenüber aus dem Wald ein Bär trat und herüber wollte. Auf den Schuss folgte ein kurzer wilder Laut, doch keine Aenderung im geraden Lauf: ein paar hundert Schritte weiter blieb er liegen.

Etwas weiter oben kamen wir zu einer leeren Blockhütte, die zum Nachtlager ausersehen wurde. Von da führte, zwar etwas steil und viel gewunden, der schönste Reitweg zwischen Weidenrosen und Himbeerstauden empor. Diese hingen voll der köstlichsten Früchte, und erfüllten mit ihrer Würze die sonnige Luft. Als wir auf die lichten kahlen Höhen kamen, weiteten sich unten die Thäler und erschien ein Meerauge nach dem andern in der Tiefe. Auch ein Brünnchen klaren und erquickenden Wassers war am Wege. Erst zwischen den letzten Büscheln der Legföhren hörte der gute Weg auf, der noch von dem Bergbau auf Gold herrührt, welcher vor Zeiten hier betrieben wurde, jetzt aber kaum noch einige Spuren hinterlassen hat.

Auf dem breitgewölbten Bergrücken war die Grasnarbe an mehreren Stellen streifenweise, fünf bis zehn Schuh breit, abgehoben: diese nackten Stellen waren scharf ausgeschnitten. Als ich fragte, was denn hier oben Hacke und Grabscheit zu thun hätten, erklärte der Forstwart: das seien Spuren von Wolkenbrüchen. Ich kann mir nur denken, dass im niederstürmenden Unwetter zu Zeiten eine Art von Wasserhosen wirbelnd über die Gebirgslehnen fährt und das Erdreich in Streifen fortreisst. Gott gnade dem, welchen solch ein Unwetter hier oben trifft! Ich aber hatte den herrlichsten Tag von der Welt. Die blauen Luftmassen gingen rechts und links von den Höhen lichtweit in die Länder nieder und

blinkten und standen wie Säulen. Kein Nebelwölkchen kam daher gefahren, kein Wind regte sich, ausser dass es sanfte Kühlung wehte und immer wieder frische Alpenwürze.

Erst als wir nach langem mühevollem beinebrechendem Ansteigen über Felsen und Steine ohne Ende uns dem Kamm näherten, liess sich kräftigere Luftströmung spüren, und es war merkwürdig, als wir nun auf dem Kamm fortkletterten und der Wind sich verstärkte, wie man gleich Gegenwind hatte, wenn man hüben oder drüben ein paar Schritte unter Kammhöhe that. Auf dem langen Rücken zwischen Steinblöcken sich mühsam emporarbeitend, gelangt man unvermerkt auf den Gipfel des Krivan, immer mehr entsetzt von den schrecklichen Abgründen zur Seite. Man wagt kaum, sich etwas vorzubeugen, um hinunter zu schauen in die grauenhaften Tiefen. Vielleicht gibt es auf der ganzen Erde keinen so senkrechten Absturz von mehr als viertausend Fuss. Man muss erst gleichsam mit Gewalt sein Auge und sein Blut daran gewöhnen. O wie arm und klein, wie mückenhaft erscheint sich der Mensch bei so Ungeheurem! Und doch sind die ganze Erde mit ihren Bergen und Meeren, sind ein Weltall nach dem andern nichts, als vorüberwallende Gedanken Gottes in den Tiefen der Ewigkeit.

Ausser dem unübersehlichen Gewirr von niedrigen Waldhöhen und wildem himmelansteigenden Felsgeschroff — zwischen denen hier und dort aus tiefen Kesseln die kleinen düstern Seen heraufblicken, jedoch selten oder nie, soweit der Horizont sich weitet, eine Ortschaft erscheint, es sei denn, dass man nach langem Suchen irgendwo an einem Waldstrom ein paar graue Hütten entdeckt — sind es besonders drei Stücke der Krivanaussicht, die mir in deutlicher Erinnerung geblieben. Das eine ist das Waagthal, hell und sonnig eingesenkt in ganzer Länge zwischen grünem Waldgebirge, auch auf seiner Sohle noch von Wald und Wiesen durchzogen, und durchglänzt von dem Strome, der seine breiten Schutt- und Wasserlinien weithin zieht durch die grüne Fülle. Das zweite ist das

Koprowathal. Unter den grässlich gezackten Felswänden, die steil abfallen, liegt es unten in schwindelnder Tiefe, wo schäumende Flüsse hervorstürzen aus den Felsbecken, die dunkelgrüne kleine Seen umschliessen. Drüben entdeckte ich auch den Tychi-Pass, welchen ich andern Tags übersteigen wollte, um nach Galizien zu kommen: er sah steil genug aus. Noch diese letzte Höhe und dann doch wieder in der bewohnten Ebene, wo es ein gutes Glas Wein gibt. Der Mensch ist eben keine Gems und kein Steinbock, um Tag für Tag auf dürren Höhen von sieben- und achttausend Fuss umherzuklettern. Das dritte Merkwürdige aber, und was ich noch in keinem Gebirge geschaut, zeigte der Rückblick auf das Tatragebirge nach Osten hin: es schien halb verschwunden oder, besser gesagt, zusammengethan und eingepackt. Da nämlich von dem Hauptrücken ein paralleler Zweig hinter dem andern in die Zips vordringt, und man hier auf der westlichen Spitze mitten davorsteht, so sieht man lange Felsenriffe so dicht über und hinter einander, wie eingeklappte Klingen an einem Federmesser.

Der Rückweg ging rasch von statten, da mein Begleiter jeden kürzeren Wildsteig kannte. Sobald man die ersten zweitausend Fuss der grauen Oede voll der Brocken und Blöcke hinter sich hat, ist das Gebirge wieder herrlich und anmuthend, und ich bedauerte nur, auf diesen lichten Höhen vom sinkenden Abend nichts mehr zu sehen, als dass in weiter Ferne die Gewässer anfingen, röthlich zu spiegeln. Noch einmal überschaute ich die Liptauer Alpen, die doch auch zu ansehnlichen beschneiten Höhen sich erheben. Nur durch die tiefe Thalschlucht der Bela sind sie von der Tatra getrennt, ihr Charakter aber ist ein ganz anderer, entschieden der des karpathischen Waldgebirgs in stärkster Ausbildung. Sie sind ringsum von Wald eingehüllt und haben keine Felsgipfel, sondern kahle runde Kuppen. Der hohe Krivan kehrt ihnen seine zwei düstern furchtbaren Felsriffe zu, als verachte er das grüne Berggesindel.

Wir fanden, und zwar an einer offenen Stelle, wo der gewöhnliche Weg vorüberführte, Haut und Gerippe einer Gemse, die vor etwa drei Wochen dort verendet war. Der Forstwart hatte nichts davon gehört, wahrscheinlich Niemand seit jener Zeit diese Gebirgseinsamkeit durchschritten. Der Abend dämmerte noch, als wir unten bei unserer Waldhütte anlangten. In dieser war vor nicht langer Zeit ein Wild oder auch ein gestohlener Hammel ausgeweidet worden, und noch ein Rest unangenehmen Dufts zurückgeblieben, der mir unerträglich wurde. Ich beredete also den Forstwart, der alle Wege durch Wald und Bergwiesen auch bei Nacht zu finden wusste, mich noch ein paar Stunden weit zur Sägemühle Za Kamenisto zu begleiten, wo ein alter Waldheger wohnte, der mich vielleicht über den Tychi-Pass brächte. Während wir nun eilend durch die schweigenden Wälder schritten, blitzten auf einmal durch die Dunkelheit zwei Feuer. Näher gekommen, erkannten wir zwei Slovaken-Familien, die sich bei dem Abendfeuer ihr Essen bereiteten. Sie hatten das Heu auf den Waldwiesen zu mähen, und zwei Hütten von Reisig und Birkenrinde gebaut, wo Mann und Frau und Kinder herbergten. Der deutsche Bauer scheut nicht ein paar Stunden Wegs, um zu Hause an seinem Tische zu essen, und im behäbigen Bett zu ruhen. Muss er aber durchaus draussen übernachten, so baut er sich erst ein festes Dach. Der Slovak aber ist gleich bei der Hand mit seiner Walaschka, sich im Wald eine Nothhütte zu zimmern, zündet ein Feuer davor an, streckt sich dabei nieder, und findet sich bei einer Handvoll Kartoffeln, wenn nur die Pfeife nicht ausgeht, äusserst behaglich.

Von den Waldhegersleuten wurden wir freundlich aufgenommen, und da sie ausser Brod und Eiern nichts Besseres hatten, so musste ein frisches Branntweinfässchen aus der Ecke, das mit seinen abscheulichen Dünsten das einzige Gemach erfüllte, welches uns mit der Familie beherbergte.

Andern Morgens sollte es zum Tychi-Pass gehen. Der alte Waldheger hatte sich prächtig herausgeputzt. An ein paar

neuen Bundschuhen liefen die Riemen in zierlich festen Ringen bis zur halben Wade, dann kam die ungarische Hose mit rothen Schnüren, und darüber der slovakische Gürtel mit Messingspangen, und eine Art von deutscher Joppe. Ueber die Schultern aber schwang er eine alte Donnerbüchse mit Steinschloss, und als Spazierstock nahm er seine Walaschka, das kleine Handbeil mit langem Stiel, zur Hand. So schritt er fürbass, stramm und aufrecht und schweigend, an dem schäumenden Strom hin. Auf einmal drehte er um und schlug einen andern Weg ein. Es hatte nämlich schon viel Verhandlungen gekostet, um ihm begreiflich zu machen: er solle mich zum Koszielisker-Thal die acht Stunden über den Tychi-Kamm führen. Mein Vorhaben erschien ihm unvernünftig, denn es gab einen viel kürzeren Weg. Jetzt hatte er sich die Sache wiederum überlegt, und erklärte noch einmal: er lasse sich nicht auslachen, dass er mich den längeren Weg geführt habe, wo es einen besseren und kürzeren gebe. So sind diese Slovaken: ihr Verstand ist kurz und geht gerade aus, und bleibt hart wie Eisen.

Wohl aber dankte ich dem Rath, der mich den längeren Weg machen liess. Es war das prachtvollste wildeste Waldthal, gleichsam überwallt von Laub und Grün, welches der hellwogig Strome durchbrach, zu beiden Seiten Hochberge voll herrlicher Waldung, im Hintergrund schneeschimmernde Alpenhäupter. Vom Krivan, unter welchem ich durchging, war nichts mehr zu sehen. Wenn Schneeschmelze und Stromregen den Waldstrom anschwellen, muss er eine schreckliche Wuth üben. Die grössten Tannenbäume lagen, mit den Wurzeln ausgerissen, öfter mitten durch das Kieselbett, wie im regelrechten Verhau hoch über einander, so dass wir irgendwo durchkriechen mussten. Wo aber das Wasser ein paar Fuss feuchten Bodens frei lässt, schiessen Eisenhut Stechapfel und andere Stauden und Kräuter mannshoch empor, und darüber erhebt sich ein dichtes Dach von Buchen und Ebereschen und Ahorn und andern Bäumen, wie im tiefsten üppigsten Urwalde,

die riesenhaften Fichten mit lang niederhängenden Flechten nicht zu vergessen. Anfangs sah und hörte ich noch Vieh im Walde, bald aber verlor sich jede Spur von menschlichem Treiben. Die einzige Bretterhütte, auf die wir stiessen, schien in Moder und Waldfülle wieder unterzusinken. So zog ich Stunde auf Stunde dem schweigenden Führer nach, kein Ton wurde laut, als das ruhelose Plätschern des Stromes, als das Ziehen und Stossen des Windes im endlosen Waldgewoge. Ueber der prangenden Wildniss aber strahlte wie in ehernem Glanze die stille Himmelsbläue.

Bei der verfallenden Hütte stiegen wir zur Linken einem Bächlein nach, welches bald in tiefer Rinne verschwand, bald wieder mit breitem Wasserschleier über die grüne Trift niederzog. Oben kamen wir an einen ausgetrockneten kleinen See und in einen weiten herrlichen Alpensaal. Ringsum grüne Wände, und hoch darüber ringsum Kämme und Felsgeschroff und Kuppen, alle voll blendenden Schnees. So wie wir aber den Kamm des Passes überschritten, eröffnete sich drunten im Koszielisker-Thal ein anderes Bild, ein weiträumiger Bergkessel, dessen Boden mit wildem Wald ganz erfüllt war. Ich betrat jetzt altpolnische Erde. Die siebentausend Fuss hohe Kuppe zur einen Hand heisst die polnische Tomanowa, die gleich hohe Thorsäule zu anderen Hand heisst der Szmrecsiny-Berg.

Nach anderthalb Stunden war ich unten, wo auf grünem Hügel ein paar alte zerlöcherte Holzbaracken standen, die, nach dem gemauerten Heerd darin zu schliessen, zum Sommerlager mit Käsebereitung dienten. Von der erhabenen Pracht dieses Hochthales hatte man mir nicht zu viel gesagt. Die eine Hälfte des Gebirgskessels war von unten auf mit Tannengrün ausgeschmückt, über dessen Gipfel Schneeberge in den schönsten Formen hereinschauten. Nach abwärts aber war das Thal geschlossen durch himmelhohe blau- und weissgraue Wände, welche von den wunderlichsten Zinnen und Zacken bekrönt waren.

Eine halbe Stunde weiter führte mich mitten zwischen diese bleichen steil aufragenden Felsberge, die von allen Seiten in seltsamen Gebilden und Gehängen das Thal einrahmen. Bald sind es Burgruinen, bald zerrissene Dome, bald riesenhafte Greife und Mönche. Dann ging's in eine Felsenenge hinein, durch welche sich kaum das rasch schiessende Wasser durchdrängen konnte: links und rechts hing Waldgrün in die Schlucht hinein, und standen die Fichten auf jedem felsigen Absatz. In den Klüften öffneten sich gewundene Höhlen, wie sie keine alte Bärenmutter vortrefflicher finden könnte. Diese Landschaft, wo die weissen Kalkberge gleichsam mit Gewalt durch das Waldgrün brechen, hatte etwas überaus Seltsames. Die Gesteinsmassen steigen gleich anderthalbtausend Fuss steil auf, und öfter sieht es aus, als wollten sie in der Höhe sich noch dachartig über's Thal ausbreiten. Aber schon befanden wir uns wieder in einem gewöhnlichen Wald- und Wiesenthal, an dessen Ende Wirthshaus Försterei und Sägemühle stehen: da war die ganze Herrlichkeit schon aus. Das Koszielisker-Thal ist schön und erhaben, doch für ein Alpenthal etwas kurz gerathen.

Noch bei guter Tageszeit — denn heute hatte ich nur acht Stunden zurückgelegt — trat ich in die kleine Wirthshausstube. Sie war angefüllt mit Forstleuten, die gut oder schlecht Deutsch sprachen, mit Holzknechten und Waldhütern, mit Händlern und vielleicht auch Schleichhändlern. Das ging immer ab und zu, und der Branntwein kam nicht vom Tische. Niemals hätte ich gedacht, dass dieses versteckte Thal, in früheren Zeiten als Räuberloch verschrien, so belebt sei. Ein paar dieser schlanken Bergsöhne hätte man, wie sie da waren mit Schnürhut und blitzendem Auge, Haarflechten und Filzmantel, gleich als die allerschönsten Räuber auf's Theater bringen können. Es waren Gorallen, über die ich von oberschlesischen Freunden schon früher gehört hatte. Sie sind eine Art Gebirgspolen, den Slovaken nahe verwandt, und umwohnen den nördlichen Fuss der Central-Karpathen. Von den

Polen der Ebene unterscheiden sie sich sofort durch kräftigen Wuchs, durch Frohsinn Witz und Thätigkeit — ein kühnes kerniges verschlagenes Volk, reich an gefürchteten Schleichhändlern, welche den ungarischen Wein und Tabak weit und breit verführen.

Wer nächstes Jahr das Koszielisker-Thal besucht, wird besser Unterkommen finden, denn auch hier wurde für den Zuwachs der Reisenden gebaut. Ein Bett ward mir reinlich überzogen, und das Wenige, was das Haus vermochte, mit gastlicher Freundlichkeit aufgetragen. In der heissen engen Stube aber schliefen mit mir noch drei Männer, zwei Frauen, und ich weiss nicht wie viele Kinder Hunde und Katzen. Morgens wachte ich auf von eigenthümlichem Gesumm und Gewimmer. Da standen die jüdischen Männer um die Lampe am Tisch, und nickten mit den Häuptern auf und ab, und beteten viel und lange. Der Hausherr nahm auch später Gebetmantel und Gebetschnur hervor, und mitten in seinem Gottesdienst drehte er sich um und schenkte den Gästen ein. Auch die kleinen Judenkinder mussten erst sich waschen und beten, nicht eher gab die Mutter ihnen Frühstück. Die Gebetbücher enthielten auf der einen Seite deutsch, was gegenüber hebräisch stand.

In diesem Karpathenwinkel lernte ich auch aus Bildern, die in Glas und Rahmen hingen — zu haben bei H. Gerhart in Wien — neue Schlachten aus dem letzten Kriege kennen. Das eine stellte einen grossen Kampf bei Saarbrücken am 23. Juli 1870 vor: die ansprengenden Ulanen nahmen eine grosse Brücke. Der zweite Steindruck offenbarte ein stattliches Treffen bei Geislautern am 27. Juli, am Fusse mächtiger Felsberge: auch hier griffen die behelmten Preussen an, fielen aber rechts und links. Das dritte Blatt war den historischen Turcos bei Weissenbur ggewidmet, nicht übel componirt, und machte den „blauen Teufeln“ alle Ehre. An diesen drei Bildern — die vielen folgenden waren nicht mehr angeschafft — mochten die Gorallen den grossen Krieg studiren.

Als ich abreiste, war es, obwohl der September noch nicht zu Ende, schon winterlich kalt. Der Schnee, welcher die Tage zuvor nur die hohen Häupter bekleidete, hatte in der letzten Nacht die ganze Landschaft überzogen. Ich dankte dem Himmel, dass ich nicht noch eine Woche später gekommen. Das leichte Korbwägelchen des Wirthes führte mich eilends eine Berglehne entlang. Soweit ich in Galizien hineinsehen konnte, war alles Wald und Wiese. Zur rechten Hand über mir aber ragte steilauf eine ungeheure Kalksteinmasse, so gross und breit fast wie die Benediktenwand, und so nackt und bleich wie der hohe Göll. Das war der berühmte Gewond, dessen Namen man vom deutschen „Gehwand“ abzuleiten versucht hat.

Bald waren wir in Zakopana, einem weit sich hinziehenden Dorfe. Die Häuser sind alle von grauen Blöcken gebaut, deren Zwischenräume man mit Moos zustopft. Eine Menge aber war neu und stattlich mit Altanen versehen, und diente zur Sommerfrische den Krakauern und Lembergern. Vor der kleinen Kirche hielt der Ortslehrer in schwarzer Pekesche mit andern Dienstleuten, und belehrte mich: das grosse Eisenwerk Zakopana sei von der ungarischen Freiherrenfamilie jüngst an einen Berliner Bankherrn übergegangen, und jetzt werde des neuen Besitzers erster Geburtstag in der Kirche gefeiert. Ein Schritt über die Schwelle, und ich war mitten in der polnischen Welt. Am Altar standen die Bergbeamten in Uniform und Degen, hinter ihnen geordnet in Reihen die Grubensteiger mit rothen polnischen Mützen auf dem Kopfe, jeder in der Hand seine brennende Grubenlampe, hinter diesen zehn Waldheger in neuen Weissmänteln und Hüten mit Muschelschnüren. Auch die Bäuerinnen trugen einen weissen Umhang. An der Wand füllte einen Kirchenstuhl ein Häufchen halbmodischer Kammerjungfern, die sich anstiessen und lachten. Auch die Uebrigen schienen fröhlich und guter Dinge; als aber der Priester die Hostie erhob, schlug alles Volk die Erde mit den Köpfen und murmelte Gebetsworte.

Draussen, als ich weiter fuhr, wurden nun die Felder belebt von Männern und Frauen, die fleissig arbeiteten, noch häufiger aber zusammenstanden und sich unterhielten. Die Gegend schien trefflich angebaut und wie besäet mit Eschen und Silberpappeln und Weiden; letztere gediehen hier zu stattlichen Bäumen. Die Strasse aber lief öfter an den Zweigen des Dunajetz hin, raschen klaren Bergströmen, die auf glattem Felsengrund dahinschossen. Immer herrlicher aber, bei jedem Rückblick majestätischer, hob sich das tief beschneite Gebirg empor über die grüne Landschaft. Auf der polnischen Seite erscheinen die Karpathen viel ausgedehnter, auch freundlicher als auf der Südseite. Die unaufhörliche Folge von Gipfeln und Spitzen, zackigen Kämmen und wild aufgerissenen ungeheuren Felsthälern wird gemildert durch lang ablaufende Seitenäste und grünes Vorgebirg.

Nachmittags fuhr ich in Neumark ein, einer Stadt von 4000 bis 5000 Einwohnern, unter welchen die meisten Frauen Schuhe und Strümpfe nur des Sonntags anziehen. Da es die einzige grössere Stadt auf viele Meilen in der Runde, so kommen die Gorallen hierher zum Ein- und Verkauf. Wie sehr aber stechen diese Bergsöhne ab gegen das schwächliche erdfarbige Volk von Stadt und Umgegend, das eine neue Sorte Ruthenen zu sein schien, ausgemergelt durch Hunger Branntwein und frühe Ausschweifungen. Die Mitte der Stadt bildet ein grosser viereckiger Platz, auf welchem ein paar elende Buden stehen, in denen man Brod Salzgurken und Speck verkauft. Obst gedeihet hier am Nordfusse des Gebirges noch nicht, obgleich Neumark an acht Stunden von Koszielisko liegt. Alles Geschäft der Stadt ist natürlich in den Händen der Juden, deren Deutsch aber noch viel nasentöniger und mittelalterlicher klingt, als in Ungarn. „Handelwina J. Herza" (Weinhandlung von J. Herz) lautet ein Schild am Ringe, hinter dem aber ein wirklich guter Keller steckt. Vom Ringe gehen rechtwinkelig die Strassen aus, besetzt mit kleinen altersgrauen Blockhäusern, durch deren Risse der Wind pfeift, wie durch

die Kleiderfetzen ihrer Bewohner. Die Volkskraft der Polen scheint hier nur noch in den Weibern zu haften: das ärmste hat etwas Feines und Herzgewinnendes, trotz ihres dicken und zerrissenen Schafpelzes. Wer aber unter vornehmen Polinnen Studien gemacht hat, wird gern bekennen, dass sie in der Frauenwelt Champagner und Cyperwein zugleich sind.

Sowie man aus Ungarn kommt, fällt der österreichische Adler in's Gesicht, doch ungleich seltener, als drüben das ungarische Reichswappen, welches auf jedem Gemeindestadel dem Volke Freude macht. Die Sprachennoth überzieht jetzt auch Galizien. Die deutschen Schulen werden polonisirt, und in demselben Grade sinken sie. Die ganze Ausgleichsbewegung aber, welche das Land in peinlicher Spannung hält, macht eine Handvoll polnischer Edelleute, mit denen, wie mir wiederholt versichert wurde, Bürger und Bauer nichts zu thun haben, ganz abgesehen davon, dass die grössere Hälfte Galiziens ruthenisch ist. Seit so langer Zeit steht der polnische Adel bei uns auf dem Sprung, um mit Land und Leuten von Deutschland abzureisen. Wir wollen ihnen von Herzen glückliche Reise wünschen, können sie wirklich ein grosses polnisches Vaterland allein wiederherstellen. Gewiss aber wird es auf Sand gebaut, wenn die Ausrottung des deutschen Wesens und damit unfehlbar das Umsichgreifen alter Rohheit das Ziel sein soll. Da es jetzt Mode geworden, der deutschen Sprache auf den Briefen sich nicht mehr zu bedienen, so lassen die ungarischen Postbeamten die polnischen, und die galizischen lassen die magyarischen Adressen ruhig liegen, bis zufällig Einer kommt, der ihnen die fremde Sprache übersetzt.

Die Landschaft zwischen Neumark und Krakau, eine starke Tagereise mit guten Pferden, hat gar viel Schönes und Anmuthendes, schien mir auch fruchtbar zu sein. Wie würde sie prangen unter den Händen deutscher Bauern! So aber liegt Alles unter dem Fluche des Branntweins, der Unwissenheit, der Trägheit. Auf den Hauptpunkten der Landstrassen erheben sich hier und da stattliche Wirthshäuser. Was findet

man hinter der Thür? Eine Judenküche, in welcher der Zigeuner Lehrmeister, und, was noch schlimmer, oft ist bitterwenig zu kochen und zu braten da, und wird's endlich aufgetragen, so setzt sich ein böser Jemand mit an den Tisch, der Einem die Speise vom Munde stösst. Das ist ein Ekel, der unüberwindlich. Ich habe doch auch in Indianerhütten geschlafen, wo alles Weibliche, was über sechszehn Jahr, aus einem Abgrund von Schmutz und Hässlichkeit zu kommen schien, und doch hat mir dort das Wildfleisch gemundet, das irgendein alter Skalpjäger mit seiner halbrostigen Klinge zerlegte, von welcher er das Blut vielleicht niemals abwischte. Allein das war reine ehrliche Naturwildheit: nicht so leicht findet man sich ab mit der Halbbildung, die sich mit seidenen Fähnchen behängt und den tiefsten Abscheu hegt vor einem Stückchen Seife. Wie dem armen polnischen Volke zu helfen? Es gibt kein anderes Mittel, als was Preussen in Posen und Oberschlesien thut; nur könnte es planmässiger und umsichtiger geschehen und doch weniger bitter für das polnische Nationalgefühl.

Zum Schluss dieser Reiseskizzen, ehe ich den freundlichen Lesern mich empfehle, muss ich noch den grossartigsten und zugleich schönsten Anblick schildern, den ich auf der ganzen ungarischen Fahrt genoss. Bei Neumark stieg ich auf die Anhöhe hinter oder, wenn man von Krakau kommt, vor der Stadt. Dort überschaut man die ganze Kette der Centralkarpathen in all ihrer Pracht. Rechts setzen sich die Kuppen der Liptauer Alpen an, zur Linken geht in weite Fernen ein Zug hübschgeformter Berge. Der schönste Standpunkt, den ich gefunden, ist dem Kirchthurm gegenüber, wo links ein anderes Thürmchen aus grünen Bäumen hervorblickt. Da hat man im Vordergrunde das grüne Thal des Dunajetz, darin die Stadt mit ihren grauen Holzdächern und dem Funkeln des bleibedeckten Thurms, dahinter ein sanft gewelltes allmählig ansteigendes Land, dann grünes Gebirg, und über diesem — ein überwältigender Anblick — die ungeheure Bergfestung

hoch über all dem andern Gebirg. In hehrem Schneeglanz leuchtete die Zackenmasse, umflossen von reinster Himmelsbläue. Trotz des Gewirrs von Riffen und Spitzen und Bastionen liessen sich auf der langen Linie die bekannten Häupter leicht herausfinden. Die Luft hatte eine Helligkeit und Tiefe, wie bei uns an einem schönen Oktobertag. Bis in die fernste Weite war jeder Grat und jedes Kesselthal deutlich abgezeichnet. Nun neigte sich die Sonne, und liess die nach Westen schauenden Gipfel und Felswände noch schärfer hervortreten, während das Uebrige langsam in Schattendunkel untertauchte... Dann erschienen plötzlich die Vordergründe bedeckt mit goldenem Sonnenschein — dann erglänzten die niedrigeren Berge in kräftigem Purpur — dann flog das letzte leise Roth über die höchsten Spitzen, und als ringsum Alles dunkel war, stand das bleiche Felsgebirge noch in finsterer Majestät mit der hohen Zackenlinie gegen den nächtlichen Himmel. Der Anblick war den ganzen Abend so erhaben und feierlich, und zugleich so wunderbar schön, dass die ganze Landschaft dadurch geweiht schien, und noch lange nachher mir war, als rauschte durch die Lüfte etwas wie Feiergesang der Natur in weithin wallenden Akkorden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Druckfehler.

Seite	1	Zeile	12	von	oben	lies	Prokliatije njemtzi	statt	Prokliatin yenszy.
„	10	„	14	„	„	„	Wellung	„	Wallung.
„	14	„	14	„	unten	„	Zipser	„	Zpser.
„	14	„	13	„	„	„	Ungar	„	Uinger.
„	22	„	10	„	oben	„	Schyren	„	Szyren.
„	54	„	15	„	„	„	Wesen	„	Wesn.
„	65	„	13	„	„	„	erste	„	heisse.
„	95	„	3	„	„	„	uralten Gegensatz.		
„	105	„	6	„	unten	„	an Vorsprüngen.		
„	106	„	4	„	„	„	Brunft	„	Brunst.
„	107	„	4	„	oben	„	Völker	„	Volkes.
„	134	„	15	„	„	„	Kalpaks	„	Katzas.

Es wird gebeten, diese und ähnliche Druckfehler zu entschuldigen, da der Verfasser schon im März auf ferne Reisen ging und das Buch zum Theil während seiner Abwesenheit gedruckt wurde.

450 : 2

225
225

450

Geb. Keller
Buchbinder

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löher, Franz <<von>>,

Die Magyaren und andere Ungarn

Leipzig 1874

Austr. 2897 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11181608-6